Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

Verborgene Ketten.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

22. (Nachdruck verboten.)

Gretchen Wander hatte am Vormittag einen seltsamen Brief erhalten, der sie an ein kleines, schon halbvergessenes Abenteuer erinnerte. Als ihr der Postbote das mit einem großen Siegel verschlossene Schreiben übergeben hatte, war ihr erster Gedanke gewesen, es möge wohl von dem Grafen Panin kommen, dafür sprach das prächtige Wappen, welches das Siegel schmückte, denn so weit, eine siebenzinkige von einer neunzinkigen Krone zu unterscheiden, gingen Gretchen's Wappenkenntnisse nicht.

Sollte sie den Brief annehmen oder sollte sie ihn uneröffnet dem Herrn Grafen zurückschicken?

Sie wollte nichts mehr von dem Grafen wissen. War sie auch unvorsichtig genug gewesen, ihm zu erlauben, daß er ihre Mutter, das heißt sie selbst besuche, hatte sie ihm auch gestattet, ihr einige recht werthvolle Geschenke zu machen, so hatte sie das doch schon längst bereut; und als ihr dann eines Tages der Herr Werder ernst in das

Gewissen geredet hatte, war es ihr klar geworden, daß sie dem Grafen nicht mehr gestatten dürfe, sie zu besuchen oder gar ihr irgend etwas Werthvolles zu schenken. Sie hatte Werder versprochen, den Grafen, aus dem sie sich gar nichts mache, fortzuschicken, wenn er wiederkomme. Nun wollte er es wohl versuchen, ihr zu schreiben, nur von ihm konnte der Brief mit dem prächtigen Wappensiegel sein, denn andere adelige Bekanntschaften hatte Gretchen nicht.

Annehmen oder uneröffnet zurückschicken? Gretchen dachte darüber nach, als aber der Postbote zur Entscheidung drängte, siegte die Neugierde, zu erfahren, was der Graf wohl schreiben könnte. Der Brief wurde angenommen und gelesen; er kam nicht von dem Grafen, er lautete:

„Erinnern Sie sich noch des alten Mannes, den Sie einst so muthig vor großer Gefahr erretteten und dann in seine Wohnung begleiteten? Sie haben mir damals versprochen, Sie wollen zu mir kommen, wenn ich Sie rufe, um dem Sterbenden den letzten Liebesdienst zu erweisen. Werden Sie Ihr Versprechen erfüllen? Ich fühle mich zum Tode matt. Meine Stunden sind gezählt. Mein letzter Lebenswunsch ist, Sie noch einmal wiederzusehen. Kommen Sie zu mir, mein theures Kind, ein Sterbender bittet Sie.

Ludwig, Freiherr v. Werder."

Gretchen hatte in den letzten drei Monaten kaum des alten Mannes gedacht, den sie damals mit schnellem Entschluß vor dem Ueberfahrenwerden gerettet hatte; jetzt

erinnerte sie sich seiner und des ihm gegebenen Versprechens. „Armer Alter!“ dachte sie. „Es war recht schlecht von mir, daß ich gar nicht wieder an ihn gedacht und ihn nicht ein einziges Mal besucht habe; abscheulich aber wäre es, wenn ich seinen letzten Wunsch nicht erfüllen wollte. Ich muß doch den Brief Herrn Werder zeigen. Aber nein, ich habe es damals vergessen, ihm zu erzählen, was mir mit dem Alten passirt ist. Da würde es nur lange Auseinandersetzungen geben. Ich gehe erst hin und nachher erzähle ich es ihm.“

Gretchen säumte nicht in der Ausführung ihres Vorsatzes. Nach fünf Minuten schon war sie unterwegs nach der Wartenbergstraße; sie hatte diese erreicht und war schon dem Hause nahe, in welchem der alte Freiherr wohnte, da bemerkte sie, daß zwei Herren aus dem Hause traten, von denen der Eine rechts in die Straße einbog, der Andere ihr entgegenkam. Jetzt ging er an ihr vorüber und schaute sie an mit einem ganz eigenen Blick, fast schien es ihr, als spreche aus demselben ein Schreck, ja Entsetzen. Ueberhaupt trug das bleiche Gesicht, welches sie nur im Augenblick des Vorübergehens sah, einen seltsam verstörten Ausdruck. Und wie merkwürdig! Auf dem blendend weißen Halskragen des jungen Mannes bemerkte Gretchen ganz deutlich einen rothen Blutfleck.

Wie sonderbar! War es ihr doch, als müsse sie den Herrn schon irgendwo gesehen haben; aber wo? Darauf konnte sie nicht kommen. Das Gesicht war ihr bekannt und doch auch wieder ganz fremd. Als sie die Hausthür erreichte, schaute sie sich noch einmal nach dem Herrn um,

vielleicht konnte sie ihn nach der Gestalt erkennen. Er ging sehr schnell und war schon ein tüchtiges Stück entfernt, zu weit, als daß sie ihn recht genau hätte betrachten können, seine Gestalt erweckte ihr gar keine Erinnerung.

Gretchen trat in das Haus, ging über den Hof und die Treppe im Quergebäude hinauf; jetzt stand sie vor der bekannten Thür und zog die Klingel; sie hatte wohl zu kräftig gezogen, der laute, gellende Ton erschreckte sie, er mußte dem alten kranken Mann unangenehm in's Ohr klingen. In der Wohnung aber blieb Alles still, es wurde nicht geöffnet. — Sonderbar! Der alte Freiherr mußte doch das laute Klingeln gehört haben. Eine kurze Zeit wartete Gretchen, dann klingelte sie zum zweiten und bald darauf zum dritten Mal, ebenso vergeblich wie das erste Mal.

Da öffnete sich auf der anderen Seite des Flures eine Thür und eine alte Frau trat heraus. Sie musterte Gretchen mit einem unfreundlichen Blick. „Was wollen Sie denn bei dem alten Geizhals?“ fragte sie grob. „Sie können da klingeln, bis Sie schwarz werden. Vor kaum fünf Minuten hat auch Einer dreimal so stark geklingelt, daß es durch das ganze Haus schallte; aber der Alte will nicht aufmachen. Gehen Sie nur Ihrer Wege, es nützt Ihnen nichts, auch wenn Sie klingeln, bis der Zug reißt.“

Die Thür wurde mit einem Knall zugeschlagen und Gretchen stand wieder allein auf dem Flur. Was sollte sie thun? Weiter zu klingeln konnte keinen Zweck haben. Wenn der Freiherr nicht öffnete, hatte dies gewiß einen

anderen Grund, als den von dem alten keifenden Weibe angegebenen. Er erwartete ja ihren Besuch und wünschte ihn; gewiß hätte er geöffnet, wenn er dazu im Stande war. Vielleicht war er zu schwach, sein Bett zu verlassen, vielleicht gar — — ein tiefes Grauen überkam Gretchen plötzlich.

Doch schnell entschlossen machte sie sich dann auf den Weg nach der nächsten Polizeiwache.

Es war ein kühner Entschluß. Wer hat wohl gern mit der Polizei zu thun? Gretchen theilte den Widerwillen, welchen die Großstädter vor der Sicherheitsbehörde haben, und es war ihr gar nicht behaglich zu Muthe, als sie jetzt vor der Thür des Polizeibureau's stand und die mit großen schwarzen Buchstaben auf derselben geschriebenen Worte: „Ohne anzuklopfen herein!" las. Das Herz klopfte ihr hörbar vor Angst, als sie die Thür öffnete, um so angenehmer aber wurde sie überrascht, als sie in dem Wachtlokal einen Herrn traf, den sie kannte, und von welchem sie wohl hoffen konnte, daß er sich ihrer freundlich annehmen werde.

In dem großen schmucklosen Zimmer stand an einem der Fenster im eifrigen Gespräch mit dem Polizeilieutenant der Kriminalkommissär Höhnstädt, den Gretchen mehrfach bei den Donnerstagsgesellschaften im Armin'schen Hause gesehen hatte. Es gewährte ihr eine große Beruhigung, daß er sie gleich erkannte und ihr freundlich zunickend sie begrüßte. „Ei sieh da, Gretchen," sagte er lächelnd. „Was bringt Sie denn in die Löwenhöhle der Polizei?"

Dem freundlichen Manne gegenüber fand Gretchen sofort ihren frischen kecken Muth wieder und erzählte, wie sie den alten Freiherrn kennen gelernt, wie dieser sie durch den Brief, den sie vorzeigte, eingeladen habe, zu ihm zu kommen, welche Sorge sie um ihn hege, weil er auf ihr Klingeln nicht geöffnet habe, und daß sie nun nicht wisse, was sie thun solle.

Herr v. Höhnstädt hatte Gretchen mit großer Aufmerksamkeit zugehört, als sie zu Ende war, wendete er sich zu dem Polizeilieutenant und sprach halb leise mit diesem; Gretchen verstand von dem Gespräch nur, daß der Polizeilieutenant mehrfach sagte: „Wir haben kein Recht dazu — der alte Geizhals läßt oft die Leute vergeblich klingeln."

„Dann will ich die Verantwortung übernehmen!" sagte Herr v. Höhnstädt endlich. „Ich bin überzeugt, daß dem alten, kranken Mann irgend ein Unfall zugestoßen ist. Kommen Sie, Gretchen, ich begleite Sie, der Herr Lieutenant wird die Freundlichkeit haben, einen Schutzmann nach einem Schlosser zu schicken; jedenfalls wird es gut sein, wenn der Schutzmann sich zugleich auch nach einem Arzt umsieht und ihn mitbringt."

Die Anordnungen des Kriminalkommissärs wurden sofort befolgt, ein Schutzmann eilte ihm voraus, und als Höhnstädt mit Gretchen das Haus Wartenbergstraße 47 erreichte, war der von dem Schutzmann gerufene Schlosser mit seinem Handwerkszeug schon zur Stelle. „Der Herr Schutzmann hat mir schon erzählt, was los ist," sagte er. „Wir werden ein schweres Stück Arbeit haben, denn

die Schlösser kenne ich, habe sie selbst gearbeitet, ein Anderer würde an jedem Schloß eine Stunde Arbeit haben!"

Daß er die Schlösser kenne, bewies der Schlossermeister, als er, nachdem der Kriminalkommissär zweimal vergeblich geklingelt hatte, mit der Oeffnungsarbeit begann. Schon der erste Dietrich, der in das Drückerschloß gesteckt wurde, zog an, und sofort öffnete sich die Thür.

„Der Baron ist ausgegangen!" sagte der Schlosser erstaunt über den ungeahnten Erfolg, aber schon im nächsten Moment, als er einen Blick durch die offenstehende Thür des nächsten Zimmers in dieses geworfen hatte, rief er erschreckt: „Herr Gott im Himmel, den Alten hat der Schlag gerührt, da liegt er todt in der Stube am Boden!"

Auf dem Fußboden neben dem großen vor dem Sopha stehenden Tisch lag der starre Leichnam, die Dielen waren von dem aus der Wunde an der Schläfe geflossenen Blut geröthet; jetzt floß das Blut nicht mehr, es war geronnen.

Gretchen war neben der Leiche niedergekniet, sie hatte die kalte Hand des Todten ergriffen, tief erschüttert klagte sie: „Er ist gestorben, ehe ich seinen Wunsch erfüllen konnte, in trostloser Einsamkeit, der arme alte Mann! Der Schlag hat ihn gerührt!"

„Wenn er nicht das Opfer eines Verbrechens geworden ist," sagte der Kriminalkommissär sehr ernst. „Stehen Sie auf, Gretchen, lassen Sie die Hand des Todten

seine Lage muß unverändert bleiben bis zur Untersuchung durch den Arzt, der uns sagen wird, ob der Tod des unglücklichen alten Mannes ein natürlicher gewesen ist."

„Nein, der Alte ist ermordet worden!" rief der Schlossermeister sehr erregt aus. „Er hat gekämpft mit dem Mörder. Sehen Sie nur, dort liegt ja sein Dolch, der ihm gewiß beim Ringen aus der Hand gefallen ist. Es muß ein Bekannter von ihm gewesen sein, fremde Menschen hat er niemals zu sich gelassen. Wenn er allein war, hat er sich immer eingeriegelt. Der Mörder hat auf der Flucht die Thür nur zugezogen, so daß das Drückerschloß einschnappte, deshalb konnten wir so leicht öffnen. Er ist ermordet worden, darauf will ich meinen Kopf lassen!"

„Darüber wird uns Herr Doktor Mendel sofort Aufschluß geben!" erwiederte der Kriminalkommissär, sich zu dem Arzt wendend, der soeben in die geöffnete Thür trat.

Die Untersuchung des Leichnams durch den sehr erfahrenen, seines Scharfsinns wegen rühmlichst bekannten Arzt hatte ein für den Kriminalkommissär sehr überraschendes Resultat. „Ein Herzschlag ist die unmittelbare Todesursache gewesen," erklärte Doktor Mendel mit großer Bestimmtheit. „Möglicher, ja wahrscheinlicher Weise aber ist der Tod des unglücklichen alten Mannes beschleunigt worden durch die heftige Aufregung, welche ein Kampf, der unzweifelhaft stattgefunden hat, hervorrufen mußte. An der Kehle finden sich die unverkennbaren Spuren der Mörderhand, welche den Hals des Opfers umspannt und zusammengedrückt hat, aber weder dieser Druck noch die

unbedeutende Wunde an der Schläfe, welche wahrscheinlich durch das Anschlagen des Kopfes an die Tischkante hervorgebracht ist, haben den Tod verursacht, der vielleicht auch ohne den vorhergegangenen Kampf eingetreten wäre."

Also ein Kampf hatte stattgefunden, ein Verbrechen war gegen den alten Mann verübt worden, welches vielleicht seinen Tod beschleunigt hatte! Gretchen hörte mit Grauen den Ausspruch des Arztes; sie erinnerte sich jetzt plötzlich des jungen Mannes, der ihr auf der Straße begegnet war. Sie sah wieder den Blutfleck auf dem weißen Halskragen und das bleiche, verstörte Gesicht des Vorübereilenden; aber es stand nur in unklaren Umrissen vor ihrer Erinnerung. Der junge Mann war mit einem Gefährten aus dem Hause gekommen, in welchem das Verbrechen verübt worden war, war er vielleicht an dem Verbrechen betheiligt? Gretchen hielt es für ihre Pflicht, dem Kriminalkommissär Mittheilung von dem in ihr aufgestiegenen Verdacht zu machen, ihm auch zu sagen, daß sie gewiß glaube, den jungen Mann schon früher gesehen zu haben, daß sie aber vergeblich darüber nachsinne, wo dies geschehen sein könne.

Herr v. Höhnstädt hörte Gretchen's Mittheilung mit gespannter Aufmerksamkeit an, er machte sich eine kurze Notiz in sein Taschenbuch, dann unterwarf er das Zimmer, in welchem die Leiche lag, das Schlafzimmer und die Küche einer genauen Besichtigung, welche wieder ein ganz eigenes Resultat ergab. Herr v. Höhnstädt ging an die Untersuchung mit der Ueberzeugung, daß ein Raub an dem Todten begangen worden sei, daß der Freiherr mit

dem Verbrecher um sein Leben und sein Eigenthum gekämpft habe, und daß der Mörder nach dem Tode seines Opfers sicherlich dessen Kasse beraubt haben werde, aber zu seinem höchsten Staunen fand er, daß er sich gründlich getäuscht habe.

In dem Schlafzimmer des Freiherrn stand ein eiserner Geldschrank. Die Flügelthüren desselben waren geöffnet, ebenso im Innern eine eiserne Thür zu einem Fach, in welchem der Freiherr seine Vorräthe an baarem Geld aufbewahrte. Hätte der Verbrecher einen Raub begehen wollen, hier würde er es ohne Weiteres gekonnt haben; er hatte nur nöthig zuzugreifen, denn in dem offenstehenden Fach lagen in einer Reihe eine beträchtliche Anzahl von Rollen, die Goldstücke enthielten, und daneben lagen Packete mit Banknoten von hohem Werth. Die Ordnung unter den Geldvorräthen, die der geizige alte Freiherr hier aufgespeichert hatte, gab den besten Beweis dafür, daß keine räuberische Hand sich nach dem Gold und den Banknoten ausgestreckt hatte.

Welchen Zweck aber konnte das gegen den Freiherrn ausgeführte Verbrechen haben?

Auf dem Tisch vor dem Sopha lag weißes Papier, daneben eine Feder, in welcher die Tinte kaum eingetrocknet war, und auf dem daneben stehenden Tintenfaß befand sich ein noch nicht vollständig eingetrockneter Tropfen Tinte. Der Freiherr mußte kurz vor seinem Tode geschrieben haben, aber seltsamer Weise fand sich das, was er geschrieben hatte, nicht vor, das auf dem Tisch liegende Papier war unbeschrieben.

Die auf demselben Flur mit dem Freiherrn wohnende Frau, dieselbe, welche vorhin Gretchen so unfreundlich Auskunft ertheilt hatte, wurde von dem Schutzmann gerufen. Sie sagte aus, daß am heutigen Vormittag bei dem Freiherrn häufiger als jemals sonst geklingelt worden sei, der Alte müsse im Laufe des Tages mehrere Besuche gehabt und in seine Wohnung gelassen haben, denn am Morgen gegen zehn Uhr habe es zuerst nur einmal geklingelt; da das Klingeln nicht wiederholt worden sei, müsse der Freiherr geöffnet und entweder den Besuch auf dem Flur abgefertigt oder eingelassen haben. Eine Stunde später etwa habe es wieder nur einmal geklingelt, dann eine Viertelstunde darauf dreimal hinter einander, dann vielleicht kaum eine Viertelstunde später wieder dreimal hinter einander, da sei denn ihr, der Frau, die Geduld gerissen, sie habe die Thür geöffnet und dem Fräulein, welches bei dem alten Geizhals geklingelt habe, Bescheid gesagt. Etwas Weiteres wußte die Frau nicht, sie hatte außer Gretchen Niemand gesehen.

Eine noch viel ungenügendere Auskunft gaben die übrigen Mitbewohner des großen Hauses. In der gewaltigen Miethskaserne kümmerte man sich nicht um einander. Es war kein Fremder gesehen worden, der in das Haus gegangen oder aus demselben gekommen wäre.

Kein einziger Anhaltspunkt wollte sich finden.

23.

In einem unansehnlichen Hause der Wernerstraße befindet sich das Agentur- und Kommissionsgeschäft von Moritz Binder. Es ist kein bedeutendes Geschäft. In

dem schmutzigen, düsteren Comptoir ist außer dem Prinzipal nur ein einziger Commis beschäftigt, der viele Stunden des Tages kaum etwas Anderes zu thun hat, als gelangweilt die Zeitungen zu lesen, denn mit den wenigen Zahlen, welche er in die Bücher einzuschreiben hat, ist er schnell fertig und mit dem eigentlichen Geschäft des Herrn Binder wird er niemals betraut; dieser besorgt es selbst in einem kleinen Nebenzimmer, zu welchem vom Comptoir aus eine Thür führt, die so fest schließt, daß kein in dem Nebenzimmer gesprochenes Wort im Comptoir gehört werden kann. In diesem Nebenzimmer empfängt Herr Binder seine bevorzugten Kunden, die ihn hier besuchen können, ohne im Comptoir gesehen zu werden, denn von dem dunklen Hausflur aus führt direkt eine Thür in das kleine Zimmer. Die Eingeweihten wissen, daß sie nur an der Glocke zu ziehen brauchen, dann macht ihnen Herr Binder selbst auf, geschieht dies nicht, ist er zufällig nicht zu Hause, dann kehren sie meistens lieber um und kommen ein anderes Mal wieder, ehe sie sich im Comptoir sehen lassen.

Die meisten Kunden des Herrn Binder sind nämlich hochgestellte, geldbedürftige Männer, welche um keinen Preis es wissen lassen wollen, daß sie mit dem Agenten und Kommissionär in einer Geschäftsverbindung stehen. Für solche Kunden ist es von größtem Vortheil, daß das Geschäft in einer abgelegenen Straße sich befindet, und daß das Haus Nro. 15 einen Durchgang nach der Siebnerstraße bildet, denn werden sie selbst beobachtet, wenn sie in das Haus Nro. 15 treten, so kann doch Niemand wissen,

ob sie Herrn Binder besuchen oder nur den Durchgang benutzen wollen.

Der Geschäftsinhaber war eben beschäftigt bei einer Abrechnung, die er mit seinem Commis gemeinschaftlich machte, als der bekannte Ton der Glocke ihm meldete, daß ein Kunde Einlaß in sein Privatzimmer begehre. Er schaute nach der Uhr. „Zwei Uhr," murmelte er, „dann ist's Graf Panin, pünktlich auf die Minute!" Er sprang von dem Drehbock, auf welchem er zu arbeiten pflegte, hinab, eilte in das Nebenzimmer, die Thür sorgfältig hinter sich verschließend, dann erst öffnete er die nach dem dunklen Hausflur führende Thüre.

Der Graf trat in das Zimmer. Eines Gegengrußes würdigte er den ihn mit einer tiefen Verbeugung begrüßenden Binder nicht, er warf diesem den Pelz, den er auszog, zu, und während Jener denselben an einen Nagel hängte, setzte er sich auf das mit schwarzem Leder bezogene altmodische Sopha; erst nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, wendete er sich an den in demüthiger Haltung seiner Anrede harrenden Agenten. „Nun, wie ist das Inkasso abgelaufen? Erzählen Sie!" sagte er, sorglos dem Agenten eine dichte Rauchwolke gerade in's Gesicht blasend.

„Bezahlt ist der Wechsel!" erwiederte Binder mit Befriedigung.

Den Grafen brachte diese Nachricht in große Aufregung. Er sprang auf, warf die Cigarre fort und rief wüthend: „Was sagen Sie? Bezahlt? Wo haben Sie den Wechsel?"

„Ich habe ihn gar nicht. Der Baron v. Werder hat ihn natürlich, der ihn bezahlt hat."

„Wie konnten Sie sich unterstehen, den Wechsel aus der Hand zu geben? Ich habe Ihnen ja geschrieben, daß er gefälscht ist, daß ich ihn protestiren lassen will."

„Können Sie einen Wechsel protestiren lassen, der pünktlich bezahlt wird, Herr Graf? Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihren Brief vorlese, den Sie mir mit dem Wechsel heute Morgen geschickt haben. Hier ist er, hier steht geschrieben: ‚Beifolgenden Wechsel, dessen Accept unzweifelhaft gefälscht ist, präsentiren Sie persönlich so früh wie möglich dem Freiherrn Ludwig v. Werder. Er wird die Zahlung des gefälschten Wechsels verweigern. Bewahren Sie jedes Wort, welches er sprechen wird, treu im Gedächtniß, so daß Sie nöthigenfalls bei einer gerichtlichen Untersuchung als Zeuge auftreten können. Ich wünsche nicht, daß mein Name in dieser Sache genannt werde. Der Wechsel ist in blanco girirt, Sie werden unter Ihrem Namen das Inkasso besorgen. Nachmittags zwei Uhr komme ich zu Ihnen, um über den Protest das Weitere zu verabreden. Panin.' Das haben der Herr Graf geschrieben. Nichts davon, daß ich den Wechsel nicht herausgeben soll, wenn er bezahlt wird. Hätte ich doch das nicht einmal ausführen können, selbst wenn Sie es geschrieben hätten."

Der Graf hörte kaum auf die Entschuldigung, er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Bezahlt, bezahlt! Das ist eine nichtswürdige Störung aller meiner Pläne!" murmelte er in wildem Grimm vor sich

hin, dann aber wendete er sich wieder zu dem geduldig seiner Antwort Wartenden. „Erklären Sie mir, wie hat der alte Baron bezahlen können, hat er Ihnen nicht gesagt, daß der Wechsel falsch sei?"

„Das hat er gesagt, aber er hat ihn doch bezahlt. Wie kann ich wissen, ob er wirklich falsch oder richtig gewesen ist? Dann habe ich weiter noch zu berichten, daß vor einer Stunde der junge Prinz Sarolat hier bei mir war; er hat mich gebeten, ihm zehntausend Thaler um jeden Preis noch heute zu schaffen, er braucht sie, um eine Ehrenschuld zu bezahlen. Ich habe ihm nichts versprochen, aber ich habe ihn auf vier Uhr Nachmittags bestellt, um ihm zu sagen, ob ich ihm das Geld beschaffen kann und wie theuer."

Das war eine neue unangenehme Nachricht für den Grafen; er kannte nur zu genau die Ehrenschuld, welche der Prinz um jeden Preis abtragen wollte. Diese Ehrenschuld war die verborgene Kette, welche den Prinzen an den Mann fesselte, der ihn einst großmüthig aus schwerer Verlegenheit errettet hatte. Jetzt suchte auch er diese Kette zu zerreißen, er wollte sich lossagen von dem Falschspieler, dies aber konnte er nur, wenn er seine Schuld abbezahlt hatte. Ueber Hans v. Werder hatte Panin seine Macht verloren, seit der Wechsel bezahlt war, jetzt wollte auch der junge Prinz sich ganz von seinem Einfluß lösen. Er hatte gehofft, den leichtgläubigen, gutmüthigen jungen Mann durch seine Ueberredungskunst zu überzeugen, daß ihm gestern ein schweres Unrecht zugefügt worden sei, ging ihm diese Hoffnung verloren, dann war

seine Stellung in der Hauptstadt für immer verwirkt. War er auch sicher, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn nicht eingeleitet werden würde, so schwebte doch drohend über ihm die Ausweisung aus der Hauptstadt; um ihr zu entgehen, bedurfte er der Fürsprache des Prinzen Sarolat. Die Nachricht, daß dieser nach Mitteln suche, um sich seiner zu entledigen, traf ihn daher fast noch schwerer, als die, daß der Wechsel Werder's durch den alten Freiherrn bezahlt worden sei.

Es war für den Grafen in diesem Augenblick fast eine Lebensfrage, daß er nicht durch eine Ausweisung gezwungen werde, die Hauptstadt zu verlassen. Von unersättlicher Habsucht, dem Grundzuge seines Charakters, getrieben, hatte er die durch das falsche Spiel gewonnenen Summen in einem großen Gewinn versprechenden, aber auch große Verluste mit sich bringenden gefährlichen Geschäft angelegt, er hatte sein Geld auf Wucherwechsel ausgegeben, die er durch seine Agenten, den Herrn v. Armin, den Kommissionär Binder und Andere aufkaufen ließ. Die reichen jungen Edelleute, welche in dem Salon des russischen Grafen große Summen verloren hatten und gezwungen waren, Wechselschulden einzugehen, um ihre Verluste zu decken, ahnten nicht, daß es ihr eigenes Geld war, welches sie gegen schwere Wucherzinsen von Binder oder von dem Herrn v. Armin empfingen, um weiter dem trügerischen Glück im Spielsalon Panin's nachjagen zu können. Das Wuchergeschäft und das Spiel hatten dem Grafen großen Gewinn gebracht; aber er hatte auch große Summen für sein üppiges Leben verbraucht. Habsüchtig

und verschwenderisch zu gleicher Zeit, hatte er sich nie einen Wunsch versagt, er war daher nicht so schnell reich geworden, wie er wohl gehofft hatte, und außerdem war sein Vermögen in Wechseln und Ehrenwortscheinen angelegt, deren Werth immerhin ein zweifelhafter war. So lange er selbst in der Hauptstadt lebte und seine Agenten überwachte, so lange er selbst bestimmte, ob ein Wechsel prolongirt oder unbarmherzig eingeklagt werden solle, verringerte sich die Gefahr namhafter Verluste, wurde er aber ausgewiesen, mußte er das ganze Geschäft seinen Agenten überlassen, dann war er mit dem Verlust seines ganzen Vermögens bedroht. Auch seine letzte und liebste Hoffnung, sich mit der Hand der schönen Hertha v. Ragnow deren reiches Erbe zu gewinnen, mußte verloren gehen, wenn er nicht mehr persönlich auf Hertha's Onkel einwirken konnte.

Panin mußte in der Hauptstadt bleiben, um seine Geschäfte zu betreiben und vor Allem, um den Kampf gegen seinen Nebenbuhler, den Maler Werder, mit jedem Mittel, welches sich ihm darbot, persönlich zu führen. Mit jedem Mittel! Denn Hertha's Hand und ihren Reichthum wollte und mußte er sich erringen. Wehe dem, der ihm in den Weg trat!

Solche Gedanken waren es, die in Panin's Hirn wirbelten, als er nach dem Bericht Binder's in dem kleinen Zimmer sinnend auf und nieder ging, bis ihn bei dem häufigen Umwenden ein Schwindel ergriff. Er nahm seinen alten Platz im Sopha wieder ein, und lange Zeit saß er schweigend über finsteren Plänen brütend, dann

endlich hob er das gesenkte Haupt wieder und sich zu dem geduldig auf seine Befehle harrenden Agenten wendend, sagte er: „Prinz Sarolat darf das Geld nicht bekommen, welchen Preis er auch bieten mag. Sagen Sie ihm dies, wenn er heute wiederkommt. Sie könnten ihm eine so hohe Summe jetzt nicht beschaffen. In acht, höchstens vierzehn Tagen werde es Ihnen vielleicht eher möglich sein. Sie dürfen ihm die Hoffnung nicht ganz abschneiden."

„Geben wir es nicht, gibt es ein Anderer! Prinz Sarolat ist für mehr als zehntausend Thaler gut," erwiederte Binder achselzuckend.

„Ein Anderer? Dies könnte höchstens Julius Benedix sein. Sie müssen scheuchen, Binder, Benedix ist ängstlich. Gehen Sie zu ihm, fragen Sie ihn, ob er mit Ihnen gemeinschaftlich das Geschäft machen wolle, es sei Ihnen, um es allein zu machen, zu groß und gefährlich. Der Prinz stehe bei Ihnen schon zu hoch in der Schuld, höchsten Ortes sei man empört über seinen Leichtsinn und entschlossen, ihn vom Hof zu verbannen. Lassen Sie durchschimmern, daß Sie auch Furcht vor dem Polizeipräsidenten und vor einem Wucherprozeß haben. Bieten Sie Benedix an, er solle das Geschäft machen, Sie wollten sich mit fünftausend Thalern höchstens betheiligen."

„Und wenn er darauf eingeht?"

„Dann finden Sie leicht einen Vorwand, sich zurückzuziehen. Es sei Ihnen doch zu gefährlich, der Verlust beinahe sicher. Sie wollen sich nicht in Ungelegenheiten mit der Polizei bringen u. s. w."

„Der Benedix ist zu fein, er wird sich nicht anführen lassen; aber ich will es versuchen. Haben der Herr Graf sonst noch Befehle? — Ich hätte noch zu berichten, daß ich heute Morgen Nachricht über den Herrn Ulrich v. Ragnow erhalten habe. Es geht zu Ende mit dem Mann. Wenn er noch acht Tage lebt, ist es ein Wunder. Jeden Tag kann die Todesnachricht kommen."

„Jetzt schon! Das wäre ein neues Unglück!" sagte Panin grimmig. „Sie haben heute nichts, als Unglücksnachrichten!"

„Das bedaure ich sehr. Meinetwegen könnte der Herr v. Ragnow noch hundert Jahre leben. Wollen Sie mir Vorwürfe machen, weil ich berichte, was die Wahrheit ist, die zu erforschen Sie mir aufgetragen haben und wofür Sie mich bezahlen, anständig bezahlen, ich kann es nicht leugnen."

„Schon gut, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Haben Sie Nachrichten aus dem Armin'schen Hause über Fräulein Hertha?"

„Es steht Alles beim Alten. Die Auguste war heute Morgen bei mir. Sie hat gestern wieder einen Zank zwischen dem schönen Fräulein und dem Herrn v. Armin belauscht. Das Fräulein hat gesagt, es sei unwürdig, dem Herrn Grafen noch die leiseste Hoffnung zu lassen, da sie doch fest entschlossen sei, den Herrn Grafen zurückzuweisen; es sei unwürdig, daß sie ihren Bräutigam nicht im Hause des Herrn Onkels sehen dürfe, sondern nur verstohlen bei der alten Frau Inspektor Wander im Hinterhause. Sie hat gefordert, der Herr Onkel solle endlich

es zugeben, daß ihre Verlobung mit dem Herrn Maler Werder veröffentlicht werde. Der Herr Werder sei jetzt schon durch das schöne Bild auf der Ausstellung ein berühmter Künstler geworden, er habe Bestellungen auf Porträts von den vornehmsten Leuten so viele, daß er gar nicht wisse, wo er die Zeit hernehmen solle, um sie zu malen. Sie frage nichts nach der reichen Erbschaft, nichts darnach, daß Werder ein Bürgerlicher sei, sie könne nur das Glück ihres Lebens in der Heirath mit ihm finden. Dabei habe sie geweint und Herrn v. Armin gebeten und angefleht, daß es ganz erbärmlich gewesen sei, die Auguste habe selber mitgeweint."

„Und Armin? Was hat er geantwortet?" fragte Graf Panin finsteren Blickes zu Boden schauend.

„Er ist ganz toll und wild gewesen, erst vor Zorn und Aufregung, dann vor Angst. Erst hat er dem Fräulein bittere Vorwürfe über ihre Undankbarkeit gemacht, dann aber, als sie fest geblieben ist, hat er ihr erklärt, sie treibe ihn in den Tod, wenn sie ihr Wort breche, welches sie ihm verpfändet habe, das Versprechen, daß der Herr Graf Panin nichts von ihrer Verlobung mit dem Maler Werder erfahre. Er hat gedroht, er werde sich das Leben nehmen und sie werde die Ursache seines Todes, seine Mörderin sein. Da hat sie denn endlich nachgegeben und noch einmal versprochen, sie wolle durch ihre Bitte den Herrn Werder bewegen, daß auch er für jetzt noch von einer Veröffentlichung der Verlobung so lange abstehe, bis es dem Herrn v. Armin gelungen sei, sich von dem Herrn Grafen loszumachen."

Graf Panin lachte höhnisch auf. „Das soll ihm schwerlich gelingen!“ sagte er. „Es ist aber Zeit, ein Ende zu machen! Ich will den Doktor Schnorrig sprechen. Sie wissen ja, wo er wohnt, schicken Sie zu ihm und lassen Sie ihn rufen.“

„Wird nicht nöthig sein. Ich hatte ihn zu halb drei Uhr herbestellt, er sitzt jedenfalls schon draußen im Comptoir.“

„Desto besser, rufen Sie ihn; Sie aber bleiben im Comptoir. Ich bedarf bei dem, was ich mit Schnorrig zu besprechen habe, keines Zuhörers.“

Binder machte eine abwehrende Bewegung und trat dann in's Comptoir. Der Doktor Maximilian Schnorrig wartete wirklich schon seit länger als zehn Minuten geduldig auf die Beendigung der Konferenz, welche im Privatzimmer abgehalten wurde. Er war recht unangenehm überrascht, als ihm Binder mittheilte, der Graf Panin wünsche ihn zu sprechen.

„Was kann der Graf von mir wollen?“ fragte er bedenklich, eine geheime Furcht beschlich ihn, daß der Graf vielleicht erfahren habe, welchen Rath er vor kurzer Zeit dem Baron Hans v. Werder gegeben hatte, um diesen aus der Abhängigkeit von dem Grafen zu lösen. Er bebte bei diesem Gedanken in feiger Furcht.

„Wie kann ich wissen, was er von Ihnen wollen wird?“ erwiederte Binder unwirsch. „Ein Geschäft wird er machen wollen, ein unsauberes, schofles Geschäft, wozu er einen Lumpen braucht, der es für ihn macht. Was kann da sein? Gehen Sie hinein zu ihm, Doktor. Er

wird Sie bezahlen, gut bezahlen! Lassen Sie ihn nicht länger warten, er ist heute ohnehin in einer Laune, als ob er die ganze Welt auffressen möchte."

Doktor Schnorrig fühlte den brennenden Wunsch, sich zu flüchten, er fürchtete sich vor dieser Unterredung, ein Vorgefühl sagte ihm, daß sie verhängnißvoll für ihn werden könne, aber seine sklavische Furcht vor dem Grafen war doch zu groß, als daß er gewagt hätte, dem direkten Befehl den Gehorsam zu versagen.

Bebend vor Furcht schlich er nach dem Privatzimmer, dessen Thür Binder hinter ihm verschloß, mit tiefen, demüthigen Verbeugungen nahte er dem Grafen, der noch immer nachsinnend in der Sophaecke saß und den Eintritt Schnorrig's in das Zimmer gar nicht zu bemerken schien.

„Der Herr Graf haben befohlen —"

Panin schaute auf. „Ah, da sind Sie ja, Doktor," sagte er leichthin. „Es ist mir lieb, daß Sie gerade hier sind. Ich habe einen Auftrag für Sie, einen wichtigen Auftrag, dessen Ausführung Ihnen gut bezahlt werden soll. Ich bin indessen zweifelhaft, ob ich Ihnen denselben ertheilen soll. Sie hatten mir den Schurken Jean, der sich von der Polizei zum Verräther und Spion hat erkaufen lassen, empfohlen. Auf Ihre Empfehlung hin, daß er verschwiegen und zuverlässig sei, habe ich ihn in meinen Dienst genommen. Haben Sie etwa mit dem Schurken unter einer Decke gesteckt, dann gnade Ihnen Gott!"

„Herr Graf, ich schwöre Ihnen auf meine Ehre —"

Der Graf lachte höhnisch auf. „Wenn der Herr Doktor Maximilian Schnorrig sein Ehrenwort gibt, muß ich es natürlich glauben. Auf Ehre zu schwören, das ist wirklich eine bodenlose Frechheit von solchem Schuft! Genug der Worte, ich habe Besseres zu thun, als Ihre leeren Entschuldigungen und Lügen zu hören. Sie wissen, ich kann Sie zertreten wie einen Wurm! Ein Wort von mir, dann wandern Sie als Meineidiger und Betrüger in's Zuchthaus."

„Aber Herr Graf!" flehte der Doktor zitternd in feiger Furcht; „ich schwöre Ihnen —"

„Sparen Sie Ihren Schwur, ich bedarf desselben nicht; Ihre Furcht vor dem Zuchthaus ist mir eine bessere Garantie, als Ihr Eid. Ich habe jetzt einen Auftrag für Sie, den Sie ausführen müssen. Weigern Sie sich, dann erhält heute noch der Staatsanwalt die Ihnen bekannten Papiere. Führen Sie aber meinen Auftrag zu meiner Zufriedenheit aus, dann sollen Sie nicht nur eine reiche Belohnung — dreitausend Mark! — erhalten, sondern ich verspreche Ihnen auch, daß die Papiere, welche Sie so sehr fürchten, in Ihre Hand gelegt werden."

„Sie wollten mir die Papiere herausgeben, mir selbst, so daß ich sie vernichten kann?" rief Schnorrig, mit aufleuchtenden Augen den Grafen anschauend.

„Ich gebe Ihnen darauf mein Wort."

„O, Herr Graf, für diesen Preis thue ich Alles, was Sie wollen. Ich würde selbst einen Mord nicht scheuen, um frei zu werden von dieser Kette."

„Ich gedenke Sie beim Wort zu nehmen," erwiederte

der Graf, den erregten Mann mit kalter Ruhe spöttisch lächelnd betrachtend. „Sie selbst sollen allerdings keinen Mord begehen, Ihre Feigheit würde Ihnen dies unmöglich machen; aber Sie sollen ein paar entschlossene Kerle ausfindig machen, die für ein tüchtiges Stück Geld zu jeder That, die ihnen aufgetragen wird, bereit sind. Sie haben als Volksanwalt Verbindungen mit Verbrechern aller Art angeknüpft, es wird Ihnen leicht sein, diese Verbindungen für meinen Dienst auszunutzen. Ich wünsche, daß der Maler Werder — Sie kennen ihn, er wohnt mit Ihrem Bruder zusammen — eines Abends, wenn er spät nach Haus kommt, in einen Streit verwickelt werde mit Betrunkenen, denen er zufällig auf der Straße begegnet. Bei solchem Streit spielt dann oft das Messer eine Rolle. Verstehen Sie mich recht, Herr Doktor Schnorrig, der Maler Werder darf nicht etwa aus einem Hinterhalt meuchlerisch überfallen und niedergestoßen werden, dies wäre ein Meuchelmord; wenn er aber bei einem Streit mit betrunkenem Gesindel einige Messerstiche erhält, so ist dies ein Unglücksfall, der sich in unserer guten Stadt häufig wiederholt. An dem Tage, an welchem die Zeitungen über einen solchen Unglücksfall berichten und erzählen, daß der Maler Werder an den im Streit erhaltenen Stichwunden gestorben ist, zahle ich Ihnen dreitausend Mark baar aus und übergebe Ihnen außerdem die Papiere, nach denen Sie sich so sehr sehnen. Außerdem übergebe ich Ihnen schon heute, schon in dieser Minute, sobald Sie erklärt haben, daß Sie bereit sind, meinen Wunsch zu erfüllen, die Summe von tausend Mark, damit

Sie im Stande sind, die Leute zur Ausführung Ihres Auftrages zu gewinnen."

Doktor Schnorrig war, während der Graf sprach, sehr bleich geworden, ein Schwindel ergriff ihn, er mußte die Hand auf den Tisch stützen, um die zitternden Glieder aufrecht zu erhalten. Ein Mord wurde von ihm verlangt, ja ein Mord, wenn auch der Graf mit teuflischer Ruhe nur von einem Unglück sprach! „Ich würde selbst einen Mord begehen, um frei zu werden!" so hatte Schnorrig vor wenigen Sekunden im Moment der höchsten Aufregung ausgerufen, jetzt aber, da er beim Wort genommen wurde, erfaßte ihn ein tiefes Grausen vor so fürchterlicher That. Es gab nur wenige Verbrechen, deren Schnorrig in seinem schmachvollen Leben sich nicht schuldig gemacht hätte, aber von Blut waren seine Hände rein, eine Blutschuld lag nicht auf seinem Gewissen. Das Ungeheure solcher Schuld packte ihn mit namenlosem Entsetzen. Ein Mörder! — Er wagte dies kaum zu denken. — Ja, ein Mörder, auch wenn er die That nicht selbst verübt hatte!

Der Graf las in der Seele des Mannes, der bleich und zitternd vor ihm stand. „Jämmerlicher Feigling!" sagte er im Tone tiefster Verachtung. Er zog die Brieftasche hervor und legte zehn neue Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Fassen Sie sich, Mensch," fuhr er fort. „Schauen Sie das Geld hier an, es gehört Ihnen, sobald Sie durch ein einfaches ‚Ja' sich bereit erklären. Und außerdem dreitausend Mark und Ihre Papiere, wenn die That vollbracht ist. Eine That, die kaum mit einer

Gefahr für Sie verbunden ist, denn die Schurken, die Sie bezahlen, werden, selbst wenn Sie von der Polizei gefaßt werden sollten, sich wohl hüten, zuzugestehen, daß sie absichtlich gegen Bezahlung das Messer geführt haben; ein Meuchelmord kostet ihnen den Kopf, eine schwere Körperverletzung nur einige Monate Gefängniß. Sie laufen also keine Gefahr, Doktor, Ihre feige, jämmerliche Furcht ist lächerlich."

„Ein Mord!" flüsterte Schnorrig mit bebenden Lippen.

„Sie begehen ihn ja nicht! Wollen Sie lieber als Meineidiger in's Zuchthaus? — Entscheiden Sie sich! Aber wehe Ihnen, wenn Sie ‚Ja' sagen und mich zu betrügen versuchen! Hier liegt das Geld, entscheiden Sie sich!"

Es war ein fürchterlicher Kampf, den Schnorrig zu bestehen hatte. Das Zuchthaus, er kannte es, die Hölle auf Erden. War der Gedanke auch grausig, daß er eine Blutschuld auf sich laden sollte, grausiger noch war der, Jahre lang im Zuchthause unter dem Auswurf der Menschheit zu leben. Und das Geld, das köstliche Geld! Wie viele herrliche, genußreiche Tage ließen sich erkaufen für dreitausend Mark! Mit gierigem Blick schaute er die Scheine an, welche neben ihm auf dem Tische lagen. Er streckte die Hand nach ihnen aus und zog sie wieder zurück, seine Lippen bewegten sich, um ein „Nein" auszusprechen, aber er brachte das Wort nicht hervor, er konnte es nicht sprechen. Die Furcht vor dem Zuchthaus und die Gier nach dem Gelde besiegten auch die letzten Regungen seines Gewissens. Mit schnellem Griff erfaßte er

die Geldscheine, dann sagte er mit tonloser, heiserer Stimme: „Es soll geschehen, Herr Graf!"

24.

Die Sonne des Glückes war aufgegangen für die beiden jungen Maler, welche lange Zeit schwer gegen Sorgen und Noth zu kämpfen gezwungen worden waren, sie warf jetzt ihre goldenen Strahlen in das Atelier der Herrenstraße.

An demselben Tage hatte jeder der beiden Künstler ein Bild der Ausstellung des Künstlervereins übergeben, Werder das vollendete Bild Hertha's, Schnorrig das des biederen Busemann.

Die beiden Bilder erregten sofort Aufsehen. Während sonst Porträts in der permanenten Ausstellung des Künstlervereins nur eine untergeordnete Beachtung fanden, wurden die beiden so grundverschiedenen Bilder die Magneten, welche es bewirkten, daß sogar in der Weihnachtszeit die Ausstellungsräume fortwährend gefüllt waren. Vor den beiden Bildern, deren Ruf schnell sich verbreitete, drängten sich vom Beginn bis zum Schluß der Ausstellung die Beschauer.

Die Zeitungen aller Parteien brachten lange Referate über beide Porträts. Ueber das wunderbar poetische, von einem zauberischen Liebreiz übergossene Bild Werder's gab es nur eine Stimme des begeisterten Lobes. Die Damen waren entzückt, jede schöne Frau fühlte tief im Herzen den Wunsch, sich so gemalt zu sehen, die Kritiker aber priesen die meisterhafte Vollendung, die wunderbare, tief

poetische Wirkung. Werder's Name wurde plötzlich als der eines gottbegnadeten Künstlers in allen kunstsinnigen Kreisen der Hauptstadt genannt.

Nicht so einstimmig waren Presse, Publikum und Künstlerschaft über Busemann's Porträt, welches sogar zum Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen wurde, gerade hierdurch aber eine um so größere Aufmerksamkeit erweckte und um so größeres Aufsehen erregte. Graf Panin hatte prophetisch gesprochen, als er Schnorrig sagte, er werde sich glänzenden Ruhm durch dies Bild, durch den Bruch mit dem Althergebrachten erwerben.

Der Erfolg war ein so großer, wie ihn wohl nie vorher zwei Porträts auf einer Ausstellung gehabt hatten, und er machte sich sofort geltend dadurch, daß das Atelier in der Herrenstraße überlaufen wurde von Kunstkennern und Kunstliebhabern, welche die beiden genialen, so schnell berühmt gewordenen Künstler in ihrer Arbeitswerkstätte sehen, ihre im Werden begriffenen Kunstschöpfungen bewundern und womöglich erwerben wollten. Der Andrang von Neugierigen und Kunstliebhabern zu dem Atelier wurde so groß, daß die beiden Künstler gezwungen wurden, um nicht zu sehr überlaufen zu werden, die direkt nach dem Flur führende, früher gewöhnlich nicht verschlossene Thür jetzt fest zu verriegeln, damit die Besucher erst klingeln und sich melden lassen mußten. Das Geld floß den beiden Künstlern in nie geahnter Fülle zu. Schnorrig verkaufte für theure Preise — er lernte es schnell, diese zu stellen — die Bilder, welche vorher nie einen Käufer hatten finden können und deshalb nur zum Schmuck des Ateliers gedient

hatten, selbst die sich am Schwanz schaukelnde Meerkatze, wurden verkauft. Auch zwei Porträts wurden ihm zu hohen Preisen bestellt, ein reicher Schlächtermeister und ein vielgenannter Bankier wollten, der Eine sein eigenes Porträt, der Andere das seiner Gattin, von Schnorrig's Meisterhand ausgeführt erhalten.

Schnorrig schwamm in Wonne. Das ungeahnte Glück machte ihn nicht übermüthig, er blieb derselbe komische, liebenswürdige Kamerad, der er stets gewesen war; gegen Alle, welche zu seinem Glück beigetragen hatten, zeigte er eine rührende Dankbarkeit. Den biederen Busemann umarmte er sogar und versprach ihm, er wolle ihm ein Porträt seiner holden Gattin ganz umsonst malen; den Grafen Panin, den er den Schöpfer seines Ruhmes nannte, verehrte er, und er fühlte sich oft schmerzlich bewegt, daß der Graf jetzt gar nicht mehr das Künstleratelier besuchte; die höchste Dankbarkeit aber widmete er Werder, auf dessen Rath er Busemann's Porträt gemalt hatte. Freudig erkannte er noch immer den höheren Genius seines Freundes an, und neidlos war er glücklich darüber, daß Werder's Ruhm den seinigen weit überstrahlte, daß die Besuche gerade der vornehmsten Kunstfreunde im Atelier meist Werder galten, daß dieser mit Bestellungen von Damenporträts geradezu überhäuft wurde und gezwungen war, die meisten derselben abzulehnen oder wenigstens die Besteller auf eine ferne Zukunft zu vertrösten.

Das höchste Glück aber gewährte es Schnorrig, daß er im Stande war, eines Tages seinem Freunde eine

wahre Herzensfreude zu bereiten. Er war in der Ausstellung gewesen und war, wie er es gern that, in der Nähe von Werder's Bild stehen geblieben, um sich an den Urtheilen des Publikums über dasselbe zu erfreuen. Während er scheinbar in die Betrachtung eines recht unbedeutenden Bildes versunken dastand, beobachtete er doch mit der größten Aufmerksamkeit alle die Beschauer des Werder'schen Bildes, und es machte ihm das größte Vergnügen, sie zu belauschen, wenn sie sich ganz unbefangen aussprachen, weil sie nicht ahnen konnten, daß ihre leisen Worte von dem fernstehenden, außerordentlich scharf hörenden Lauscher verstanden werden könnten.

Es war nicht ganz leicht, bis zu dem Bilde, welches so großes Aufsehen erregte, vorzudringen, aber dem alten Offizier, der, durch einen Diener geführt, sich nahte, machte die gedrängte Menge ehrerbietig Platz, so daß er mit voller Bequemlichkeit das herrliche Kunstwerk betrachten konnte. Er stand lange Zeit vor demselben und versenkte sich so tief in dessen Anblick, daß er nichts von dem bemerkte, was um ihn her vorging. Er hörte es nicht, daß rings um ihn der Name „Prinz Richard" geflüstert wurde, er sah nicht, daß alle Köpfe sich dem Eingang des Saales zuwendeten, daß dann wieder die Menge ehrerbietig zurückwich, um einem hohen Offizier, der, von einem Adjutanten gefolgt, in den Saal getreten war, Platz zu machen; erst als der Neuangekommene ihn mit einer tiefen, klangvollen Stimme anredete: „Treffen wir uns hier, lieber General, es freut mich herzlich, Sie zu sehen!" fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, empor und verneigte

sich nun tief vor dem Prinzen, der ihn so huldvoll begrüßt hatte.

Der Prinz bedeutete durch einen Blick dem Adjutanten, daß er zurücktreten möge, und taktvoll zogen sich auch die übrigen Beschauer des Bildes zurück, so daß jetzt der Prinz und der alte General allein standen und sich ungestört unterhalten konnten; Schnorrig hatte seinen Platz nicht zu verlassen brauchen, er wäre auch um keinen Preis gerade jetzt fortgegangen; es mußte gar zu interessant sein, zu hören, welches Urtheil ein königlicher Prinz über des Freundes Kunstwerk fällte; er war ja auch weit genug von dem hohen Herrn entfernt, so daß dieser gar nicht glauben konnte, von ihm gehört und verstanden zu werden.

„Es ist mir eine besondere Freude, Sie hier zu treffen, lieber General," fuhr der Prinz fort, als er sich mit dem alten Herrn fast allein sah. „Ich habe den dringenden Wunsch gehabt, mich mit Ihnen aussprechen zu können. Leider ist die Veranlassung dazu eine recht betrübende. Sie können mir glauben, daß ich Ihnen, meinem alten treuen Freunde und Kameraden, gern den Schmerz ersparen würde, den es Ihnen machen muß, wenn Ihr ältester Sohn gezwungen wird, seinen Abschied zu nehmen, aber leider kann selbst die Rücksicht auf den verdienstvollen Vater Ihren Sohn nicht länger schützen. Er hat es in der letzten Zeit zu arg getrieben. Ich sage Ihnen nichts Neues, ich weiß, daß Oberst v. Sommerfeld Ihnen mitgetheilt hat, er werde bei Seiner Majestät die Versetzung des Freiherrn Hans v. Werder in ein Linienregiment be-

antragen, und daß Sie selbst die Nothwendigkeit einer solchen Bitte anerkannt haben. Leider aber handelt es sich jetzt, was Sie noch nicht wissen, um etwas Schlimmeres als eine Versetzung. Es hat sich gegen Ihren Sohn der fürchterliche Verdacht erhoben, daß er im Bündniß mit einem nichtswürdigen Abenteurer, einem russischen Grafen, im betrügerischen Spiel sich große Summen erworben habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Verdacht unbegründet ist, daß ein Freiherr v. Werder, Ihr Sohn, nicht so tief sinken kann. Ich habe mir Bericht erstatten lassen über eine abscheuliche Scene, bei welcher der russische Graf als Falschspieler überführt worden und bei welcher leider auch Ihr Sohn betheiligt gewesen ist. Zwei Offiziere, deren Ehrenhaftigkeit über jeden Verdacht erhaben ist, der Rittmeister v. Wedlow und der Lieutenant v. Korwat, haben mir ganz gleichlautende Mittheilungen gemacht, sie haben übereinstimmend ausgesagt, daß kein Beweis, ja kaum eine Andeutung für eine Theilnahme des Freiherrn Hans v. Werder an dem betrügerischen Spiel des Russen vorliege; aus Beider Aussagen geht aber hervor, daß Ihr Sohn in unbegreiflicher Verblendung dem Verdacht gegen sich eine zu tiefe Begründung gegeben hat, um länger Offizier bleiben zu können. Heute Morgen habe ich den übereinstimmenden Bericht der beiden Offiziere empfangen und unmittelbar darauf mit dem Obersten v. Sommerfeld die nöthige Rücksprache genommen; er wird Ihren Sohn veranlassen, sofort sein Abschiedsgesuch einzureichen, und ihm zugleich Urlaub ertheilen, denn ich kann nicht dulden, daß der junge Mann

nach solchen Vorgängen noch ferner die Uniform trage. Es ist mir sehr, sehr schmerzlich gewesen, gegen Ihren Sohn eine solche Anordnung zu treffen, aber ich konnte nicht anders, und ich bin überzeugt, daß Sie, mein theurer alter Freund, dies fühlen werden."

Der alte General hatte den Worten des Prinzen gelauscht, kein Zug seines von tiefen Falten durchfurchten Gesichtes hatte sich bewegt, mit finsterem Blick hatte er zu Boden geschaut; erst jetzt, als der Prinz schwieg, blickte er auf und mit ruhiger, klarer Stimme erwiederte er: „Königliche Hoheit lassen mir Gerechtigkeit widerfahren. Den Ehrlosen trifft das Schicksal, welches er verdient hat. Könnte ich durch ein einziges Wort ihn von demselben befreien, ich würde dies Wort nicht sprechen. Er ist mein Sohn nicht mehr. Ich bin jetzt ein einsamer, kinderloser alter Mann."

„Was sagen Sie da, alter Freund? — Einsam? Kinderlos? Ich glaube Sie nicht recht verstanden zu haben. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zweiter Sohn, der treffliche, schneidige, verdienstvolle junge Offizier, der leider seiner schweren Verwundung wegen vor Jahren den Abschied hat nehmen müssen, gestorben ist?"

Eine innige Theilnahme sprach sich in dem Ton der Stimme noch mehr, als in den Worten aus, als der Prinz dies sagte.

Der General antwortete ihm ruhig: „Königliche Hoheit haben eine schmerzende alte Wunde berührt. Meine beiden Söhne leben, aber sie sind Beide todt für mich."

„Auch der Jüngere also ein Ehrloser? Das ist ja wahrhaft entsetzlich!"

„Nein, königliche Hoheit, ein Ehrloser ist Ernst nicht. Er hat mich gekränkt bis tief in's Herz hinein, er hat mich gezwungen, ihn zu verstoßen, mich von ihm loszusagen; aber den Vorwurf der Ehrlosigkeit darf ich nicht gegen ihn erheben."

„Ich verstehe Sie nicht, lieber General. Wie ist es möglich, daß ein Vater den Sohn verstoßen, sich von ihm lossagen kann für das Leben, wenn dessen Ehre unverletzt ist? Ich habe kein Recht, mich in Ihre intimen Familienverhältnisse zu mischen, aber ich gestehe Ihnen, ich interessire mich so sehr für den jungen Mann, daß ich wohl gern von Ihnen erfahren möchte, welchen Grund Sie haben können, ihn nicht mehr als Ihren Sohn zu betrachten."

„Der Grund stellt sich Eurer königlichen Hoheit gerade hier vor die Augen. Wollen königliche Hoheit die Gnade haben, dies Bild zu betrachten? Ernst Werder heißt der Maler. Er hat nicht gewagt, sich Freiherr Ernst v. Werder zu nennen. Er besitzt wenigstens die Scham, sein edles Geschlecht nicht zu beflecken dadurch, daß er öffentlich als elender Maler den Namen eines Freiherrn v. Werder dem allgemeinen Gespötte, dem Hohn der Standesgenossen preisgibt. Als er vor Jahren mir erklärte, daß er den Abschied genommen habe, um hinabzusteigen zur Hefe des Volkes, ein Künstler zu werden, wie er sagte, da habe ich ihn von mir gestoßen für immer."

Der alte Soldat mühte sich, recht barsch und entschieden zu sprechen, aber doch zitterte seine Stimme, sie war nicht so klar und fest, wie vorher, als er erklärt hatte, der ehrlose Sohn sei todt für ihn.

„Und sonst haben Sie ihm nichts vorzuwerfen, als daß er seiner Liebe zur Kunst gefolgt ist, daß er ein Künstler geworden ist, der so Vortreffliches leistet, daß bald sein Name unter den Ersten genannt werden wird?“ fragte der Prinz, der über die empfangene Auskunft höchst erstaunt schien. Als der General, statt eine Antwort zu geben, nur mit dem Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Wahrlich, General, wären wir nicht so alte Freunde, ständen Sie nicht als untadeliger Ehrenmann so hoch in meiner Achtung, heute könnte ich irre an Ihnen werden! Ich würde stolz sein, wenn Gott einen meiner Söhne so hoch begnadet hätte, daß er ein solches Werk zu schaffen vermöchte, wie Sie es hier vor sich sehen. Und solchen Sohn konnten Sie verstoßen eines — verzeihen Sie mir den Ausdruck — eines Vorurtheils wegen? Nein, ich will es nicht glauben, daß der Bruch zwischen Ihnen und ihm unwiderruflich ist! Ich lasse Sie nicht wieder los, bis es mir gelungen ist, Sie mit Ihrem trefflichen Sohne auszusöhnen. Habe ich Ihnen den einen Sohn rauben müssen, will ich Ihnen dafür den anderen wieder zuführen. Morgen besuche ich Sie in Ihrem eigenen Hause, da will ich dem alten Freunde und Kameraden die Hölle heiß machen. Ich habe noch viel auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen muß, hier aber Ihnen nicht sagen kann, denn wir haben in unserer eifrigen Unterhaltung schon

zu lange verweilt. Leben Sie wohl für heute, alter Freund, morgen aber werden Sie mich nicht eher wieder los, als bis ich Ihr altes, hartes Herz erweicht habe."

Prinz Richard schüttelte dem General zum Abschied herzlich die Hand, dann verließ er ihn; der alte Herr aber blieb noch lange, lange Zeit träumend vor dem Bilde stehen, und als er es endlich verließ und gestützt auf den Arm seines alten Dieners den Heimweg antrat, blickte sein Auge heller und klarer, und fast schien es, als spiele ein Lächeln um den durch den weißen Schnurrbart fast verdeckten Mund.

Schnorrig hatte kein Wort von der zwischen dem Prinzen und dem alten General geführten Unterhaltung verloren, frohen Herzens stürmte er jetzt nach Hause, um seinem Freunde Ernst Werder Alles, was er im treuen Gedächtniß bewahrt hatte, schleunigst mitzutheilen.

Mit strahlendem Auge hörte Ernst die Erzählung Schnorrig's. Wohl fühlte er sich schmerzlich bewegt durch die Gewißheit, daß Hans seinen Abschied nehmen müsse, aber er war längst darauf vorbereitet, daß seinen Bruder ein solches Schicksal treffen werde, und seine Freude an dem innigen Antheil, welchen Prinz Richard an ihm und seinem Schicksal nahm, konnte durch das Mitgefühl für den Bruder nicht getrübt werden. Wenn es irgend einen Menschen auf der Welt gab, durch dessen Einfluß die Versöhnung zwischen Vater und Sohn bewirkt werden konnte, war es Prinz Richard, der ruhmgekrönte Feldherr, der alte, ehrenfeste Soldat, dem der General v. Werder die höchste Verehrung zollte.

Eine frohe Hoffnung lebte in Ernst auf, sie hob seinen Muth, aber er bedurfte derselben auch, denn trotz der Befriedigung, welche ihm das Wachsen seines künstlerischen Ruhmes und die Befreiung von aller materiellen Sorge hätte gewähren sollen, hatte er sich doch in der letzten Zeit mehr als jemals bedrückt gefühlt. So lange er gezwungen gewesen war, hart zu kämpfen, um sich eine Existenz zu schaffen, war ihm die Trennung von dem Vater nicht so schwer zum Bewußtsein gekommen, als gerade jetzt, wo diese Sorge von ihm genommen war. Er sehnte sich darnach, dem alten Vater ein Trost und eine Stütze zu sein in dem Kummer, welchen dieser über den ältesten Sohn empfinden mußte; er wäre so gern zu ihm geeilt, aber er konnte es nicht, er war ja verstoßen für alle Zeit. Und noch ein anderer Kummer drückte ihn und raubte ihm die Lebensfrische und Freudigkeit, deren der Künstler so dringend bedarf. Er konnte sich des Glückes, welches ihm Hertha's Liebe gewähren sollte, nicht erfreuen, das unklare, schmachvolle Verhältniß, in welchem Herr v. Armin zum Grafen Panin stand, warf auf dies Glück einen schwarzen Schatten.

Es brachte ihn oft fast zur Verzweiflung, daß er nicht mit kühner, kräftiger That die Kette sprengen konnte, die ihn und die Geliebte fesselte, er fühlte sich tief gedemüthigt durch die Thatlosigkeit, zu welcher er gezwungen war.

25.

Eine tiefe Stille herrschte im Atelier, selbst Schnorrig, der doch sonst gern bei der Arbeit sang oder pfiff, oder

mit seinem Freunde Werder ein lustiges Gespräch unterhielt, schien heute das Singen, Pfeifen und Sprechen vergessen zu haben. Ob er so übereifrig beschäftigt war? Nahm das prächtige, im grellsten Papageiengrün prangende Seidenkleid, mit welchem die Gliederpuppe, nach welcher er malte, geschmückt war, so sehr seine Aufmerksamkeit in Anspruch? Er schaute es an mit einem wüthenden Blick, ein Vergnügen machte es ihm nicht, es zu malen, jedesmal, wenn er auf der Palette die grellsten, schreiendsten Farbentöne zusammenmischte, um den Glanz der prächtigen Seide recht naturwahr wiederzugeben, runzelte er die Stirn, und als er dann einen Schritt zurücktrat, um etwas mehr aus der Ferne die Wirkung des Glanzlichtes zu prüfen, als er dabei auch unwillkürlich das unangenehme Frauengesicht betrachten mußte, welches ihn aus dem Porträt heraus hochmüthig ansah, da drohte er diesem mit der geballten Faust. Er war so durchdrungen von innerer Wuth, er konnte im Augenblick nicht weiter arbeiten, er mußte sich erholen, erfrischen durch einen Blick auf die Arbeit des Freundes.

Ernst Werder malte ebenfalls ein Porträt, das eines jungen, schönen Mädchens, welches lesend auf einer einsamen Bank im Garten saß. Es war das Porträt einer Verstorbenen, welches die trostlosen Eltern bei dem Künstler bestellt hatten. Auf der im Gebüsch versteckten Bank hatte das schöne Kind so gern gesessen und gelesen, oft allein, oft mit der Mutter zusammen; das letzte Geburtstagsgeschenk, welches die Mutter dem Vater gemacht hatte, war eine Photographie gewesen, welche das reizende Mäd-

chen auf seinem Lieblingsplatz im Garten lesend darstellte. Diese Photographie und eine zweite, ein trefflich gelungenes Kabinetsbild der Verstorbenen, hatten die Eltern Ernst übergeben und ihm die schwere Aufgabe übertragen, nach denselben das Bild der so früh Dahingeschiedenen zu malen.

Es war eine schwere, aber eine schöne, eines Künstlers würdige Aufgabe, und mit Freude hatte sie Ernst übernommen. Er war schon weit mit der Untermalung vorgeschritten. Schon jetzt lag über seinem Bilde jener poetische Zauber, durch den auch das Porträt Hertha's sich auszeichnete, der die Seele des Beschauers so unwiderstehlich gefangen nahm.

Schnorrig hatte Malstock und Palette bei Seite gelegt und war hinter den Freund getreten, diesem bei der Arbeit zuschauend. Lange Zeit stand er, ohne ein Glied zu rühren, in Bewunderung versunken, dann aber erhob er, einem plötzlichen Impulse folgend, die beiden geballten Fäuste und preßte sie gegen die Schläfen.

„Du machst mich noch verrückt, Mensch, total, rettungslos verrückt!“ rief er wüthend. „Muß ein elender Stümper, wie ich es bin, nicht endlich verrückt werden, wenn er täglich, stündlich es mit ansehen muß, daß Dir im Schlafe zufliegt, wonach ich mit meinem ganzen Herzen mich vergeblich sehne? Hier der holde Engel, das Urbild der Schönheit, und dort auf meiner nichtswürdigen Leinwand das papageiengrüne hochnäsige Weib, scheußlich wie die Hexe von Endor! Ich hätte die größte Lust, mich aufzuhängen, ich bleibe doch mein Leben lang ein lächerlicher, jämmerlicher Farbenklexer!“

„Sei nicht undankbar, Schnorrig!“ erwiederte Ernst freundlich. „Dein Genius weist Dich eben auf andere Bahnen, als die meinigen. Hast Du nicht wahrhaft glänzende Erfolge erzielt? Bist Du nicht schnell berühmt geworden? Werden Deine Bilder nicht jetzt gekauft für Preise, von denen Du Dir vor drei Monaten noch nichts hast träumen lassen?“

„Ja, Geld, Geld,“ stöhnte Schnorrig, „das ist jetzt die Losung, für Geld verkaufe ich dem Teufel meine Seele, wenn ich eine habe!“

„Schnorrig, ich erkenne Dich nicht wieder! Bist Du wirklich so geldgierig geworden, und seit wann?“

„Seit ich angefangen habe, zurückzulegen. Es liegt schon ein hübsches Sümmchen bei meinem Bankier, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn es sich nicht schnell zum ansehnlichen Kapital vermehrt. Und doch ist es nicht Gelddurst, der mich treibt. Dir, meinem einzigen Freunde, will ich es gestehen, eine süße Hoffnung ist in mir aufgekeimt und sie allein hält mich aufrecht, wenn ich an meinem Talent, an mir selbst verzweifeln möchte. Noch ein paar Jahre solche Einnahmen, wie ich sie jetzt Dank der Verrücktheit der Menschen habe, dann besitze ich genug, um — nun, um unser holdes, himmlisches Gretchen zu heirathen! Nun weißt Du es und nun nenne mich meinetwegen einen Esel, einen Einfaltspinsel oder wie Du willst, aber sage es mir offen und ehrlich, glaubst Du, daß das Gretchen mich nehmen wird?“

Er wartete einen Moment auf die nicht sogleich erfolgende Antwort, dann aber trat er schnell zurück.

„Nein, antworte mir nicht!“ sagte er, sich von dem Freunde abwendend. „Ich will keine Antwort von Dir. Du bist ein Erzphilister. Du verstehst unser holdes Gretchen gar nicht, sonst müßtest Du sie lieben, wie ich sie liebe. Sie hat Dich gern, ich weiß es wohl, und Du bist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, auf den ich nicht eifersüchtig sein könnte; aber gerade Du hast kein Herz für das Engelskind. Nun, es ist schon gut so, ich kann es mir wahrlich gefallen lassen, denn da sie Dich nicht haben kann, wird sie wohl mit mir vorlieb nehmen. Und diese Hoffnung sollst Du mir nicht trüben, wenn Du auch ein Gesicht machst, wie sieben Meilen schlechter Weg! Für Gretchen will ich Geld verdienen, will ich arbeiten. Und wenn die Papageiengrüne dort mich noch mehr ärgerte, ich will sie dennoch abkonterfeien so ähnlich, daß alle Welt davon laufen soll!“

Er kehrte zur Staffelei zurück und fing mit wahrem Feuereifer an zu malen.

Tiefe Stille herrschte wieder im Atelier, erst nach langer Zeit wurde sie unterbrochen durch das Anschlagen der Glocke im Korridor. Schnorrig ging hinaus, um zu öffnen, er kehrte bald mit einem dicken Brief in der Hand zurück. „Der Briefträger war es,“ sagte er, „er hat zwei Briefe gebracht, beide gleich dick und von derselben Hand adressirt, den einen an Fräulein Margarethe Wander — ich habe ihn gleich drüben abgegeben — den anderen an Dich. Ein sonderbarer Brief, sieh nur die merkwürdige Adresse an!“

Werder nahm den Brief, verwundert las er die Adresse, sie lautete: „An den Herrn Baron Ernst v.

Werder (Maler Ernst Werder) hier, Herrenstraße 18, Hinterhaus, drei Treppen."

„Wie seltsam!" sagte Werder erstaunt. „Außer dem Kriminalkommissär v. Höhnstädt, meinem Bruder und Dir kennt meines Wissens Niemand meinen wahren Namen. Wer kann unter dieser Adresse an mich schreiben?"

„Du erfährst es sofort, wenn Du den Schreibebrief öffnest!" erwiederte Schnorrig lachend.

Lächelnd folgte Werder dem praktischen Rathe, ein Brief und zwei zusammengefaltete Schriftstücke lagen in dem Umschlage; er nahm zuerst den Brief und las ihn laut vor, denn er hatte vor seinem Freunde keine Geheimnisse:

„Euer Hochwohlgeboren theile ich hierdurch ergebenst mit, daß der am 21. d. Mts. verstorbene Freiherr, Herr Ludwig v. Werder, mich zum Vollstrecker seines Testamentes ernannt hat, und daß ich dieses mir übertragene Amt angenommen habe. Ich übersende Euer Hochwohlgeboren hierbei: 1) Eine beglaubigte Abschrift des Testamentes, welches von dem Verstorbenen bei dem hiesigen Stadtgericht deponirt worden ist. 2) Eine beglaubigte Abschrift einer dem Testament beiliegenden Erklärung, in welcher der Verstorbene seine letztwilligen Verfügungen erläutert. — Zugleich ersuche ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst, mich möglichst bald benachrichtigen zu wollen, ob Sie geneigt sind, die nach Paragraph sechs des Testamentes erforderliche Erklärung abzugeben.

Hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgeboren ergebener

Wiedemann, Justizrath."

„Donnerwetter! Das gibt eine Erbschaft! Der alte geizige Onkel hat Dich zum Erben eingesetzt, sonst würde Dir der Justizrath das Testament nicht schicken!"

Ernst vermochte das nicht zu glauben. Er hatte sich nie um den alten Onkel bekümmert. Diesen aufzusuchen hatte er niemals eine Veranlassung gefunden; es waren ihm zu viele Mittheilungen über das wenig ehrenvolle Leben desselben von verschiedenen Seiten her zugekommen, als daß er den Wunsch hätte hegen können, gegen den Willen des Vaters in einen Verkehr mit dessen feindlichem Bruder zu treten. Er kannte das traurige Ende des alten Freiherrn. Gretchen hatte ihm in allen Einzelnheiten das Resultat der schaurigen Untersuchung erzählt, deren Zeugin sie zu werden gezwungen worden war, er wußte daher auch, daß der alte Herr ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen haben mußte, aber daran, daß derselbe dies Vermögen oder einen Theil davon dem ihm ganz unbekannten Neffen hinterlassen werde, hatte Ernst nie gedacht. Der Brief des Justizrathes erfüllte ihn deshalb mit Staunen, und dieses wuchs, als er nun die dem Brief beiliegenden Papiere entfaltete und das erste derselben laut las, welches die Ueberschrift trug:

„Erläuterung meines Testamentes.

„Ich fühle, daß mein Leben zu Ende geht. Kaum noch auf Monate, vielleicht nur noch auf Wochen oder Tage kann ich rechnen, meine Kräfte nehmen täglich ab, da drängt sich mir denn mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, ein Testament zu machen, damit mein Vermögen, welches ich mir in einem langen freudenlosen Leben durch

schwere Entbehrungen gesammelt habe, nicht meinem Bruder Johann zur Beute werde. Johann würde mein einziger gesetzlicher Erbe sein, wenn das Schicksal wollte, daß ich ohne ein Testament zu hinterlassen sterbe. Ich zittere vor Wuth bei dem Gedanken, daß er, den ich hasse mit aller Kraft meiner Seele, den ich hassen werde bis zu meinem letzten Augenblick, er, der mich einst, als er mich durch ein geringes Geldopfer vor Schande und Elend retten konnte, unbarmherzig grausam von sich gestoßen hat, daß er der lachende Erbe meines Reichthums werden könne! Nein, ihm hinterlasse ich nichts als meinen Haß, der noch über meinen Tod hinaus ihn treffen soll! Im Leben habe ich mich nicht an ihm rächen können, aber nach meinem Tode soll meine Rache ihn dadurch treffen, daß einer seiner Söhne durch meinen Reichthum dafür gewonnen wird, ein einfaches Bürgermädchen niederen Standes zu heirathen! Er hat mich verachtet, weil ich eine Bürgerliche zur Freifrau v. Werder gemacht habe, eine Schande für das edle Geschlecht der Werder hat er meine Verbindung mit ihr genannt! Wie tief wird sein Stolz gedemüthigt werden, wenn einer seiner Söhne meinem Beispiel folgt! —

Ja, ich will mein Testament machen, heute noch soll es der Justizrath Wiedemann aufsetzen, ihm kann ich vertrauen, daß er die gesetzliche Form finden wird, so daß an meinen Bestimmungen nicht gerüttelt werden kann, ihn will ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernennen und ihm dafür, daß er meinen letzten Willen gesetzlich zur Durchführung bringt, ein Legat von zehntausend

Thalern aussetzen, auf welches er aber nur dann einen Anspruch haben soll, wenn er mein Testament mit allen gesetzlichen Schutzklauseln umgibt, so daß es unanfechtbar durch meinen verhaßten Bruder ist.

Ich habe oft und lange darüber nachgedacht, welchem Erben ich mein Vermögen, mehr als hundertzwanzigtausend Thaler, hinterlassen soll. Ich stehe einsam und von allen Menschen verlassen in der Welt, Niemand hat mir jemals Liebe gezeigt, ich habe niemals einen Freund gehabt, bis jetzt, in den letzten Tagen, ein einfaches Bürgermädchen ein wärmeres Gefühl in mir erweckt hat.

Gretchen Wander hat mir das Leben gerettet! Hätte sie mich nicht mit eigener Gefahr von den Schienen der Pferdebahn fortgerissen, dann würde heute wohl mein verhaßter Bruder der lachende Erbe meines Reichthums sein. Ein Zeugniß meiner Dankbarkeit für sie soll mein Testament sein.

Außer für Gretchen Wander fühle ich ein flüchtiges Interesse für meine beiden Neffen Ernst und Hans v. Werder.

Ernst hat sich zwar niemals um mich gekümmert, ist mir niemals nahe getreten, aber doch interessire ich mich für ihn, weil er seinem verhaßten Vater kühn die Stirn geboten hat, gegen dessen Willen ein Maler geworden und deshalb von dem Vater verstoßen worden ist.

Hans hat mich gegen seines Vaters Verbot aufgesucht und mir manche Freundlichkeit erwiesen, er hat erst in letzter Zeit seinen Vater durch sein leichtfertiges Leben,

durch Ehrenschulden, die er nicht bezahlen kann, fast zur Verzweiflung gebracht, das danke ich ihm und dafür will ich ihm lohnen durch ein Legat von zehntausend Thalern, welches ihm aus der Erbschaftsmasse ausgezahlt werden soll.

Zur Universalerbin meines ganzen Vermögens aber, abzüglich der beiden Legate, will ich Gretchen Wander ernennen, aber unter der Bedingung, daß sie einen meiner beiden Neffen, Ernst oder Hans, heirathet; sie soll zwischen Beiden frei wählen, im Falle Beide sich bereit erklären zu einer Verbindung mit ihr. Erklärt sich nur Einer von Beiden hierzu bereit und weigert sie sich, diesen zu heirathen, dann soll sie der ganzen Erbschaft verlustig gehen und an ihrer Stelle der von ihr Zurückgewiesene mein Universalerbe unter der Bedingung werden, daß er binnen Jahresfrist nach meinem Tode ein bürgerliches Mädchen heirathet. Haben meine beiden Neffen sich zu einer Verbindung mit Gretchen Wander bereit erklärt, sind aber von ihr zurückgewiesen worden, dann soll mein Neffe Ernst vierzigtausend Thaler, den Rest meines Vermögens mein Neffe Hans erhalten, jedoch Jeder nur unter der Bedingung, daß er innerhalb Jahresfrist nach meinem Tode ein bürgerliches Mädchen heirathet. Meine beiden Neffen haben ihre Erklärung, ob sie bereit sind, meinen Wunsch zu erfüllen, dem Testamentsvollstrecker binnen zwei Wochen nach dem Empfange einer Abschrift dieser Erläuterung und meines Testamentes abzugeben, erfolgt diese Erklärung nicht innerhalb der bestimmten Zeit, dann gilt dies einer Weigerung gleich. Verweigern meine beiden

Neffen die Erfüllung meines Wunsches, dann soll Gretchen Wander meine alleinige Universalerbin sein.

Erfüllen meine beiden Neffen, oder einer von ihnen, die ihnen für den Fall einer Zurückweisung durch Gretchen Wander auferlegte Bedingung, ein bürgerliches Mädchen zu heirathen, nicht binnen Jahresfrist nach meinem Tode, dann soll der Betreffende seines Erbrechtes verlustig gehen und sein Erbantheil dem hiesigen Asyl für Obdachlose zufallen.

Dieses ist mein letzter Wille, dem ich in meinem Testament den gesetzlichen Ausdruck geben werde.

Ludwig, Freiherr v. Werder."

„Donnerwetter!" fluchte Schnorrig wüthend, als Ernst mit der Verlesung des merkwürdigen Schriftstückes zu Ende war. „Der alte Kerl muß verrückt gewesen sein, total verrückt! Unmöglich kann ein Justizrath solchen Blödsinn in rechtsverbindliche Formen bringen. Lies doch das Testament, Werder. Es kann solchen Unsinn nicht enthalten!"

Werder schüttelte den Kopf. „Auch ich begreife nicht, wie der alte Mann zu so widersinnigen Wünschen kommen konnte," sagte er, „aber ich fürchte, sie werden in dem Testament wirklich ihren gesetzlichen Ausdruck finden."

Er faltete das Testament auseinander und las es, seine Befürchtung fand sich voll bestätigt. In klaren Worten, an denen nichts zu rütteln war, fanden sich alle die in der Erläuterung angegebenen Bestimmungen in dem mit großer juristischer Schärfe verfaßten Testament.

„Das ist ja ein ganz heimtückisches, nichtswürdiges Testament!“ schrie Schnorrig nach der Verlesung außer sich vor Wuth. „Ich könnte den Alten massakriren, wenn er nicht glücklicher Weise schon todt wäre. Tritt solches alte Unthier zwischen mich und meine schönsten Lebenshoffnungen. Denn daß Gretchen Dich wählt, ist ja gar keinem Zweifel unterworfen.“

„Beruhige Dich, Schnorrig,“ unterbrach ihn Werder lächelnd, „von mir droht Dir keine Gefahr. Du weißt ja, daß ich verlobt bin.“

„Wahrhaftig, das hatte ich vergessen! Aber hunderttausend Thaler und dazu unser himmlisches Gretchen! Und verlobt bist Du ja eigentlich noch gar nicht! Hunderttausend Thaler! Welcher Mensch könnte da widerstehen! Du wirst kein Wahnsinniger sein, wirst Dein Glück nicht mit Füßen von Dir stoßen wollen!“

„Du kennst mich doch sehr schlecht, Schnorrig, wenn Du glaubst, daß ich auch nur einen Augenblick schwankend sein kann. Heute noch soll der Herr Justizrath Wiedemann von mir die bündige Erklärung erhalten, daß ich mich weigere, auf die Forderung des Verstorbenen einzugehen, und daß ich auf jeden Antheil an dem Erbe verzichte. Ich würde es thun, auch wenn mein Herz frei und ich nicht durch mein Wort gebunden wäre. Niemals würde ich mich hergeben zum Werkzeug einer niedrigen, unedlen Rache gegen meinen Vater!“

Schnorrig warf Malstock, Pinsel und Palette fort, er stürzte auf den Freund zu und umarmte ihn stürmisch. „Werder, Du bist ein herrlicher Kerl!“ rief er feurig.

„Hunderttausend Thaler! Wer würde sich dem Teufel des Geldes nicht beugen? Aber für Dich ist die ungeheure Summe nichts, an Dir prallt jede Verführung machtlos ab. O, wenn doch Gretchen auch so dächte, wie Du! Wenn sie den schnöden Mammon, der an solche Bedingungen geknüpft ist, zurückwiese! Sie hat denselben Brief erhalten, wie Du, ich habe ihn ihr ja selbst gegeben. Gewiß hat sie ihn schon gelesen. Ich werde sie rufen, sprich Du mit ihr, Werder, sage Du ihr, daß ein treues Herz, wie ich es ihr biete, mehr werth ist, als alles Geld der Welt! Auf Dein Wort wird sie hören; wenn sie Dich nicht haben kann, schlägt sie vielleicht Deinen Bruder aus und nimmt mich. Ich bin wahrhaftig ein guter Kerl und will sie mein Leben lang auf den Händen tragen. Sie soll es nicht bereuen, wenn sie mich nimmt, ich habe sie ja so unsagbar lieb! Ich sage ihr nichts, Du mußt ihr Alles sagen, ich bringe sie zu Dir!"

Er stürmte fort, aber schon nach kurzer Zeit kehrte er in das Atelier zurück, er zog Gretchen, die ihm halb gezwungen folgte, an der Hand nach sich.

„Da ist sie!" rief er, „sieh sie nur an, sie glüht wie eine Rose. Sie hat das tolle Zeug schon gelesen und weiß nun gar nicht, was sie denken soll. Verdenken kann ich es ihr freilich nicht, geht es doch auch mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Erkläre Du es ihr, damit sie nicht ganz verdreht wird!"

Gretchen glühte in der That wie eine Rose. Mit einem ganz eigenen Ausdruck von Verlegenheit und Verschämtheit, der ihrem frischen, heiteren Gesicht sonst gar

nicht eigen war, schaute sie Werder an, dann senkte sie scheu den Blick. „Es ist doch gar zu wunderbar," flüsterte sie, „dreimal habe ich die sonderbare Schrift gelesen und noch immer kann ich sie nicht begreifen. Ich kann es ja gar nicht glauben, daß Sie, Herr Werder, der Neffe des unglücklichen, ermordeten alten Barons und selbst ein Baron sein sollen. Ist es denn wirklich wahr? Träume ich nicht? Ich kann es nicht glauben, ehe Sie mir selbst es sagen."

„Es ist wahr, Gretchen, der verstorbene Freiherr Ludwig v. Werder war in der That mein Onkel."

„Und der Lieutenant, der Herr Baron Hans v. Werder, den ich bei Armins gesehen habe, ist Ihr Bruder? Er, der so stolz war, daß er Ihnen kaum einen Blick, geschweige denn ein Wort gönnte, er ist Ihr Bruder, Herr Werder? Aber da sage ich schon wieder Herr Werder und muß Sie doch Herr Baron nennen!"

„Nennen Sie mich, wie Sie mich immer genannt haben, Gretchen. Ich bin und bleibe Ihr treuer Freund Ernst Werder, der allerdings der Bruder jenes stolzen Offiziers, des Baron Hans v. Werder ist."

„Ich kann es noch gar nicht fassen, daß dies Alles wahr sein soll. Ist es denn wirklich möglich, daß der alte Herr mich zur Erbin seines ungeheuren Vermögens gemacht hat, wenn — ja, sehen Sie, Herr Werder, das ist es, weshalb ich mich über die ungeheure Erbschaft gar nicht recht freuen kann. Im ersten Augenblick, als mir der Gedanke in den Kopf stieg, Sie könnten vielleicht — aber nein, was rede ich da, ich bin ganz verwirrt, das darf

ich Ihnen ja gar nicht sagen. Ich weiß ja nur zu gut, daß Sie Fräulein Hertha lieben und daß keine Erbschaft in der Welt Sie bewegen könnte, ihr untreu zu werden und an mich zu denken. Und ich kann es mir auch gar nicht wünschen, denn ich könnte Sie ja gar nicht mehr so lieb haben, wenn Sie treulos werden könnten. Es ist wohl recht unschicklich, daß ich Sie so direkt frage, aber wahrhaftig, ich kann mir nicht anders helfen. Nicht wahr, Herr Werder, Sie denken gar nicht an mich, Sie bleiben Fräulein Hertha treu?"

„Gewiß, Gretchen. Sie können unbesorgt sein; ich werde noch heute dem Justizrath dies mittheilen."

„Ich wußte es wohl," sagte Gretchen, und fast schien es, als funkle eine Thräne in ihrem blauen Auge, „dann bleibt mir also keine Wahl, dann muß ich Ihren Bruder heirathen, obgleich mir der stolze Herr doch gar nicht gefällt. Er hat mich kaum angesehen bei Armins."

„Gretchen, liebes, einziges, himmlisches Gretchen!" rief Schnorrig, der ganz seinen Vorsatz, Werder für sich sprechen zu lassen, vergaß. „Sie dürfen nicht so sprechen, Gretchen! Wollen Sie, daß ich wahnsinnig werde, daß ich mir dann das Leben nehme? Ich liebe Sie ja so innig; ich kann nicht leben, wenn ich Ihnen nicht in Ihr liebes, holdes Engelsgesicht schauen darf? Nie kann ein anderer Mensch Sie so lieb haben, wie ich. Was brauchen Sie die Erbschaft des alten verrückten Barons? Ich werde arbeiten Tag und Nacht, werde Bilder malen und verkaufen und das Geld, welches ich verdiene, Ihnen gehört es, denn nur für Sie arbeite ich. Ich werde reich werden, fragen

Sie nur Werder, er wird es Ihnen sagen. Nein, Gretchen, das dürfen Sie mir nicht anthun, Sie müssen mein liebes, kleines Frauchen werden!"

Er hatte Gretchen's Hand erfaßt und küßte sie stürmisch, und sie ließ es sich gefallen.

Jetzt glänzte wirklich eine Thräne in ihrem Auge und ihre Stimme bebte, als sie innig gerührt antwortete: „Sie sind wirklich ein lieber, guter Mensch, Schnorrig, und ich habe Sie herzlich lieb, aber Sie müssen es ja selbst einsehen, ich kann doch unmöglich der großen Erbschaft entsagen. Es ist wirklich recht, recht traurig, daß der alte Baron solche sonderbare Bedingung an die Erbschaft geknüpft hat. Hätte er mir doch lieber die Hälfte oder auch nur den zehnten Theil ohne Bedingung geschenkt, dann würde ich nicht nein sagen, lieber Schnorrig, gewiß nicht, aber so —"

„Wollen Sie sich verkaufen für hunderttausend Thaler an einen Baron, der bisher zu stolz war, um Sie nur anzusehen, und der Ihnen gar nicht gefällt? Sie werden es bereuen, Gretchen, bitter bereuen!"

Gretchen schüttelte betrübt das reizende Köpfchen. „Ich kann nicht anders," sagte sie leise. „Seien Sie mir nicht böse, lieber Schnorrig. Bedenken Sie doch nur: hunderttausend Thaler! Solchen Reichthum kann doch unmöglich ein vernünftiger Mensch ausschlagen. Aber vielleicht wird es doch nicht so schlimm, wie wir jetzt denken. Wissen wir denn, ob der stolze Baron das arme Gretchen heirathen will? Ich würde ihm ja gern die Hälfte und mehr von der Erbschaft lassen, und dann, lieber Schnorrig —"

„Sie sind ein Engel, ein von lichten Himmelshöhen herabgestiegener Engel!“ rief Schnorrig feurig, er streckte die Arme empor zum Himmel und sah so unendlich komisch aus in seinem Enthusiasmus, daß Gretchen unwillkürlich über ihn lachen mußte.

„Juble nicht zu früh, mein armer Schnorrig,“ sagte Werder sehr ernst. „Ich fürchte, Deine Hoffnung ist trügerisch. Vor wenigen Monaten noch würde mein Bruder Hans um keinen Preis seinen Stolz so weit gebeugt haben, um ein bürgerliches Mädchen zu heirathen; heute aber muß sein Stolz gebrochen sein. Vom Vater verstoßen, gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, wahrscheinlich von Schulden schwer bedrückt, steht er dem Nichts gegenüber. Er wird nicht zögern, das letzte Rettungsmittel zu ergreifen, welches sich ihm darbietet. Bedenken Sie es wohl, Gretchen, wenn er Ihnen seine Hand bietet, geschieht es mit tiefem Widerwillen. Er wird es Ihnen nie vergessen, daß er durch Sie gedemüthigt worden ist. Wollen Sie ein freudenloses Leben an der Seite eines Mannes, der Sie nicht liebt, ja der Sie vielleicht haßt und verachtet, sich erkaufen für den Besitz eines Reichthums, der Sie nie glücklich machen kann?“

„Es wird nicht gar so schlimm werden!“ entgegnete Gretchen, deren leichtes Herz nur für den Augenblick durch die Rührung schwer geworden war. „Ihr Bruder ist ja doch kein schlechter Mensch, und bin ich nur erst seine Frau, dann wird er mich schon lieb gewinnen. Es muß doch zu schön sein, wenn man so reich ist und sich nie einen Wunsch zu versagen braucht! Machen Sie kein gar

so trübseliges Gesicht, lieber Schnorrig, wir bleiben doch gute Freunde. Wenn ich erst reich bin, dann kaufe ich Ihnen alle Ihre Bilder ab, aber malen lasse ich mich nicht von Ihnen, das können Sie nicht verlangen!"

Gretchen lachte hell auf bei dem Gedanken, daß Schnorrig sie malen könne, dann aber wurde sie plötzlich wieder ernst. „Es geht wirklich nicht anders und Sie dürfen mir nicht böse sein, Schnorrig, und auch Sie nicht, Herr Werder. Ich habe doch auch für mein altes Mütterchen zu sorgen. Wie werde ich sie pflegen können, wie wird sie sich wohl fühlen, wenn ich so viel Geld habe! Aber daran denkt Ihr nicht, Ihr bösen Männer! Ihr seid Alle gleich, Ihr denkt immer nur an Euch selber!"

Sie warf den Kopf zurück und mit einem ganz allerliebsten Lächeln nickte sie erst Werder, dann Schnorrig zu; ehe dieser noch etwas erwiedern konnte, hatte sie schon leichtfüßig das Atelier verlassen.

„Sie ist ein Engel, nein, ein Dämon ist sie! Lieber, guter Schnorrig hat sie mich genannt! Sie hat mich lieb und doch kann sie mir solchen Schmerz bereiten! Und ich kann ihr nicht einmal zürnen! Sie ist so himmlisch gut, so reizend, ein Engel des Lichtes!"

„Ein liebenswürdiges, aber leider auch leichtherziges Kind ist Gretchen!" erwiederte Werder ernst. „Ich fürchte, sie wird ihren Leichtsinn, ihre Sucht nach Reichthum noch schwer zu büßen haben."

Schnorrig antwortete nicht, er kehrte zu seiner Staffelei zurück, durch die Arbeit versuchte er den Schmerz, der

ihn erfüllte, zu betäuben; aber es gelang ihm nicht, wohl arbeitete er mechanisch weiter, seine Gedanken aber kehrten immer wieder zu Gretchen zurück. —

Stunden vergingen, da erklang draußen im Korridor wieder der Ton der Glocke. Mechanisch legte Schnorrig Malstock, Pinsel und Palette bei Seite und ging hinaus, um die Flurthür zu öffnen. Er kehrte gleich darauf zurück.

„Ein Herr wünscht Dich zu sprechen, Werder," sagte er. „Ich habe ihm erklärt, daß Du bei der Arbeit nicht gern gestört wärest, aber —"

„Er hat sich nicht abweisen lassen! Sparen Sie die Anmeldung, mein Herr, ich will und muß meinen Bruder sprechen!"

„Hans!" rief Ernst erstaunt und erschreckt. An der Stimme erkannte er den Bruder, der Schnorrig bei Seite schob und in das Atelier trat, aber wenn er nicht den bekannten Ton gehört hätte, würde er zweifelhaft gewesen sein, ob der Eintretende wirklich sein Bruder Hans, der stolze, hochelegante, vornehme junge Offizier sei, den er vor wenigen Wochen erst zum letzten Male gesehen hatte.

Wie fürchterlich hatte Hans sich in der kurzen Zeit verändert. Aus dem bleichen Gesicht leuchteten die von tiefen Schatten umgebenen Augen mit einem fieberhaften Glanz unheimlich hervor. Die blonden Locken fielen unordentlich über die wachsgelbe Stirn, der früher so wohlgepflegte Bart hing struppig über den zuckenden Mund.

„Du bist erstaunt, mich zu sehen; auch ich glaubte noch vor kurzer Zeit nicht, daß ich jemals eine Veran-

lassung haben würde, Dich aufzusuchen. Aber die Zeiten haben sich geändert. Ich habe kein Recht mehr, stolz herabzuschauen auf den bürgerlichen Maler. Das Schicksal hat dafür gesorgt, daß mein Stolz jäh gebrochen werde. Ich komme zu Dir, Ernst, um Wichtiges mit Dir zu besprechen, natürlich mit Dir allein."

Ernst hatte sich, während Hans sprach, von seinem Staunen erholt; er fühlte sich durch die Worte des Bruders noch tiefer verletzt, als früher durch dessen hochmüthige Zurückhaltung. Zwischen ihm und Hans bestand kein Band der Bruderliebe mehr, eine tiefe, unüberbrückbare Kluft gähnte zwischen ihnen. Das alte brüderliche Verhältniß konnte nie wieder hergestellt werden, Hans wünschte dies nicht, dies bewies er durch seine kalten, herzlosen Worte; auch Ernst konnte es nicht wünschen, selbst die von Hans geforderte Unterredung, die wahrscheinlich das Testament des Onkels Ludwig betreffen sollte, war ihm unwillkommen, sie konnte zu keiner freundlichen Verständigung führen.

„Du hast Dich selbst für immer von mir losgesagt. Ich wüßte nicht, was wir noch Wichtiges miteinander zu verhandeln haben könnten," antwortete er ruhig, kalt. „Jedenfalls kann es nichts sein, was mein treuer Freund hier nicht hören dürfte. Ich habe kein Geheimniß vor ihm, er kennt alle unsere Familienverhältnisse auf das Genaueste."

„Auch die meinigen?" fragte Hans höhnisch.

„So genau, wie ich selbst, da ich das, was ich über Dich weiß, erst durch ihn erfahren habe. Er ist Zeuge

einer Unterredung zwischen dem Prinzen Richard und unserem Vater gewesen und hat jedes Wort derselben gehört; von ihm habe ich erfahren, daß Du den Abschied hast nehmen müssen."

„Das ist ein öffentliches Geheimniß. Jeder Lump sagt es dem anderen. Bah, ich kümmere mich nicht um das Gerede. Nicht deshalb komme ich zu Dir, sondern um mit Dir zu verhandeln über das Testament unseres —" Hans stockte plötzlich, sein Gesicht wurde noch fahler als vorher, er mußte sich Gewalt anthun, um den angefangenen Satz zu vollenden, „unseres verstorbenen Onkels Ludwig."

„Mein Freund kennt dies Testament so genau, wie ich selbst."

„Ich werde nach dem Schlafzimmer gehen, wenn Dein Bruder gern mit Dir allein sprechen möchte," fiel Schnorrig ein, der noch immer an der Thür stand und nicht recht wußte, ob er bleiben oder sich entfernen sollte.

„Nein, ich wünsche, daß Du bei mir bleibst. Es ist mir lieb, bei der Unterredung mit meinem Bruder, der letzten, die ich wohl je mit ihm führen werde, einen Zeugen zu haben."

„Meinetwegen, mir kann es gleich sein," sagte Hans die Achsel zuckend. „Du willst einen Zeugen haben, behandelst also die Sache ganz geschäftsmäßig. Mir recht, denn schließlich handelt es sich doch nur um ein Geschäft; diese ganze Heirath, die Einer von uns Beiden mit einer Schneidermamsell schließen soll, kann ja nur als ein Geschäft betrachtet werden. Ich erkläre Dir daher, daß ich entschlossen bin, die in dem Testament gestellte Bedingung

zu erfüllen, und ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß auch Du den gleichen Entschluß gefaßt hast. Dir kann es nicht so schwer geworden sein, wie mir, da Du freiwillig den Adel abgelegt hast. Für den bürgerlichen Maler ist die kleine, hübsche Schneidermamsell gar keine üble Parthie."

„Herr, reden Sie nicht in solchem Tone von Fräulein Gretchen Wander, das verbitte ich mir!" fuhr Schnorrig zornig auf, aber er verstummte sofort, als ihn Ernst mahnte:

„Ruhig, Freund! Kümmere Dich nicht um die Worte des Herrn Baron v. Werder, durch welchen Gretchen gar nicht beleidigt werden kann. Herr Hans v. Werder muß Gretchen wohl für eine passende Parthie halten, da er selbst bereit ist, sie zu seiner Gemahlin, zur Freifrau v. Werder zu erheben. Ich habe diese Absicht nicht, obgleich mir die Verbindung mit einem ehrbaren, liebenswürdigen Mädchen, welches durch redliche Arbeit sich selbst und seine Mutter ernährt, durchaus keine Selbstüberwindung gekostet haben würde."

„Willst Du damit sagen, daß Du es ablehnst, die Bedingung des Testaments zu erfüllen?"

„Ja. Justizrath Wiedemann soll heute Abend schon meine Erklärung hierüber erhalten."

„Desto besser, wir werden dann uns nicht gegenseitig im Wege stehen. Ich werde die Testamentsbedingung erfüllen und bin gekommen, um dies Dir und auch Fräulein Gretchen Wander zu sagen. Die junge Dame ist ja wohl die Tochter Deiner Zimmerwirthin? Du würdest

mir einen Gefallen erweisen, wenn Du ihr meinen Besuch anmelden und sie fragen wolltest, ob sie ihn heute schon, jetzt gleich annehmen will. Die Ungewißheit der Situation ist wohl für sie, wie für mich gleich unangenehm. Willst Du mich melden?"

Ernst blickte sinnend vor sich nieder, erst nach einer kurzen Pause erwiederte er: „Es soll geschehen; aber ich verhehle Dir nicht, daß ich Gretchen ernstlich davor warnen werde, zu schnell ein unbedachtes Jawort zu geben, welches sie zwar reich, aber meiner Ueberzeugung nach unglücklich für ihr Leben machen würde."

„Sehr schmeichelhaft für mich!" sagte Hans achselzuckend. Ein trübes Lächeln flog über sein bleiches Gesicht, als er fortfuhr: „Sage übrigens, was Du willst. Mir könnte es nur angenehm sein, wenn ich von der jungen Dame einen Korb und hierdurch ein Anrecht auf die ganze Erbschaft erhielte; aber schließlich wäre auch das gleichgiltig, ich müßte ja doch ein Bürgermädchen heirathen, um das Erbe zu erhalten. Diese oder jene, es kommt nichts darauf an! Mach' mich schlecht oder lobe mich, mir ist es gleichgiltig, aber melde mich."

Ernst betrachtete den Bruder mit einem Blick, in welchem sich die tiefste Verachtung aussprach. „Ich will Alles thun, um das unglückliche Kind vor dem Schicksal, Dein Weib zu werden, zu bewahren, deshalb übernehme ich Deinen Auftrag," sagte er. „Ich werde Dich bei Gretchen melden und ihr den ganzen Inhalt unseres Gespräches mittheilen. Warte hier, bis ich zurückkehre."

Hans fühlte sich zu keiner Erwiederung veranlaßt, ihm

genügte es, daß Ernst das Atelier verließ, um ihn bei Gretchen zu melden. Er war bereit zu warten, ihn drängte ja die Zeit nicht, ob ihm zu Haus in seinem einsamen Zimmer oder hier die Minuten in qualvoller Langsamkeit vergingen, konnte ihm gleichgiltig sein. Er trat vor die Staffelei, auf welcher das von Ernst angefangene Bild stand, er betrachtete es, aber ihn ergriff der poetische, die zarte Mädchengestalt umhüllende Zauber nicht, er sah, ohne zu sehen.

Das Bild, welches ihn verfolgte Tag und Nacht, welches er vor sich sah in jedem Moment der Ruhe, welches nur auf Augenblicke verschwand, wenn seine Aufmerksamkeit durch äußere Veranlassung anderweit gefesselt war, schwebte ihm auch jetzt wieder in entsetzlicher Klarheit vor. Er sah die verzerrten Züge des alten Mannes, den er an der Kehle gepackt hatte, mit dem er um das Leben kämpfte, er schaute in das brechende, erlöschende Auge, er hörte das fürchterliche Röcheln des Sterbenden! Er wollte das entsetzliche Phantasiebild verscheuchen, indem er gewaltsam seine Aufmerksamkeit auf das gemalte Bild zu konzentriren suchte, aber es gelang ihm nicht, es verschwand zwar für einen Augenblick, dann aber kehrte es wieder klarer, deutlicher, grauenhafter als zuvor. Hans fühlte, wie ihm das Blut nach den Schläfen stieg, wie es in den Adern pochte.

Wie lange er so im wachen, fürchterlichen Traum vor der Staffelei gestanden hatte, wußte er nicht, aber es war eine unendlich lange Zeit gewesen; er hatte es gar nicht bemerkt, daß Schnorrig, ohne dem Gast die geringste

Rücksicht der Höflichkeit zu gewähren, sich hinter seine Staffelei zurückgezogen hatte, erst als Ernst wieder in das Atelier zurückkehrte, erwachte er, und mit verstörtem Blick schaute er auf.

Ernst war nicht allein, er führte Gretchen am Arm. Wie eingehend, verweisend, warnend, bittend hatte er in der langen Zeit mit ihr gesprochen! Er hatte ihr Herz gerührt, seine Worte hatten sie tief erschüttert, dies bewies ihr geröthetes Gesicht, welches die Spur vergossener Thränen zeigte; aber wie tief sie auch die Wahrheit der Freundeswarnungen fühlte, sie hatte sich doch nicht entschließen können, dieselben zu beherzigen. Verblendet von dem Glanz des Reichthums, war sie Ernst nach dem Atelier gefolgt, um dem sie dort erwartenden Freiherrn Hans v. Werder ihr Jawort zu bringen.

Jetzt aber, als sie in der Thür des Ateliers und vor der Entscheidung stand, drückte ihr diese mit fürchterlicher Schwere das Herz. Sie wagte nicht aufzuschauen, ein brennendes Schamgefühl, daß sie selbst zu dem Manne gehe, der ihr nur gezwungen die Hand reichen wollte, färbte ihr die Wangen mit glühender Röthe, sie ließ den Arm des sie führenden Freundes los, bebend blieb sie mit niedergeschlagenen Augen an der Thür des Ateliers stehen.

Wie schön sie war! Wie reizend in ihrer hilflosen Verlegenheit! Mit brennendem Blick schaute Schnorrig sie an. Es war ihm, als wolle das Herz ihm zerspringen in furchtbarem Schmerz, als müsse er ihr zu Hilfe kommen in ihrer trostlosen Hilflosigkeit. Er eilte zu ihr und er-

griff ihre Hand. „Gretchen, himmlisches, theures Gretchen, ich flehe Sie an, sagen Sie Nein!"

Sie zuckte zusammen, eine Thräne rann schwer über ihre Wange, aber doch schüttelte sie ablehnend den Kopf, und als nun Hans v. Werder zu ihr trat und sie ganz geschäftsmäßig anredete: „Ich bin gekommen, um aus Ihrem Munde die Entscheidung über mein und Ihr Schicksal zu hören," faßte sie sich und erhob das niedergeschlagene Auge.

Der Ton der Stimme des jungen Offiziers, den sie mehrfach in den Armin'schen Gesellschaften gehört hatte, war ihr bekannt, als sie jetzt aber aufblickte und Hans in das Gesicht schaute, stand nicht der glänzende, elegante Offizier, sondern jener junge Mann vor ihr, den sie nur ein einziges Mal für einen kurzen Augenblick gesehen hatte. Das war dasselbe bleiche, verstörte Gesicht, welches sie erschreckt hatte, das Gesicht des Mannes, der aus dem Hause des alten Barons gekommen war und den ein Blutflecken als den Mörder des unglücklichen Mannes gekennzeichnet hatte.

Mit einem wilden Aufschrei des tiefsten Entsetzens wich Gretchen zurück, voll Abscheu streckte sie die Hände abwehrend vor. „Großer Gott im Himmel!" schrie sie auf, „das ist ja der Mörder des alten Barons!"

Hans taumelte. Eine fahle Leichenfarbe überflog sein bleiches Gesicht, die stieren Augen richteten sich mit dem Ausdruck des fürchterlichsten Schreckens auf Gretchen. Er konnte kein Wort hervorbringen, bebend an allen Gliedern vermochte er kaum sich aufrecht zu erhalten.

„Schnorrig, lieber Schnorrig, schützen Sie mich!" rief Gretchen, und sie klammerte sich fest an Schnorrig an, der sie mit dem linken Arm umfing und zärtlich an sich drückte, während er die rechte geballte Faust drohend gegen Hans erhob.

Ernst Werder war sehr bleich geworden, als er Gretchen's Ausruf gehört hatte und als er das Entsetzen gewahrte, mit welchem derselbe Hans erfüllte. Gretchen hatte ihm von dem jungen Manne erzählt, dem sie vor dem Hause des alten Freiherrn begegnet war, und ihm gesagt, daß auf demselben der Verdacht laste, den Mord begangen zu haben, jetzt erhielt dieser Verdacht durch den Schrecken, den Hans bei der plötzlichen Beschuldigung fühlte, eine fürchterliche Bestätigung.

„Du wirst hier des Mordes angeklagt!" sagte Ernst mit rauher Stimme zu Hans. „Was sagst Du dazu?"

„Daß es Unsinn ist," erwiederte Hans mit noch immer zitternder Stimme, kaum im Stande, zu antworten. „Ich habe den alten Mann nicht getödtet. Ich schwöre es Dir, Ernst! Willst Du mich, Deinen Bruder, verurtheilen auf die Aussage dieses Mädchens hin?"

„Ich bin nicht Dein Richter!" erwiederte Ernst streng. „Bist Du schuldig, dann wird Dich die Strafe des Gesetzes treffen. Geh' jetzt. Nicht mir liegt es ob, zu untersuchen, ob Du schuldig oder nichtschuldig bist!"

Gebeugten Hauptes hörte Hans das strenge Wort; er wagte sich nicht mehr zu vertheidigen. Er fühlte sich nicht schuldig und doch traf ihn mit Recht der Verdacht der Schuld, und mit welchen Beweismitteln hätte er ihn

widerlegen können? Verzweiflung im Herzen eilte er ohne ein Wort des Abschiedes hinaus.

Gretchen athmete erleichtert auf. „Gott sei Dank, er ist fort!" sagte sie, sich sanft dem sie umfangenden Arme Schnorrig's entziehend. „Ich bin fast gestorben vor Furcht. Ich schwöre es Ihnen zu, ich habe ihn wiedererkannt, ich kann mich nicht täuschen. Mit demselben verstörten Gesicht, mit demselben Blick voll Schreck hat er mich angeschaut, als er an mir vorübereilte. Ich erkannte ihn damals nicht, jetzt aber erkenne ich ihn!"

„Ich glaube es Ihnen, Gretchen. Er hat es auch selbst nicht bestritten," erwiederte Ernst traurig. „Es ist ein schwerer Verdacht, der auf ihm liegt, aber doch nur ein Verdacht. Mein innerstes Gefühl sträubt sich dagegen, zu glauben, daß er ein Mörder ist."

„Weil er Dein Bruder ist," fiel Schnorrig bitter ein. „Er ist der Mörder, das ist so klar wie die Sonne! — Und einen Mörder wollen Sie heirathen, Gretchen?"

„O niemals, niemals!" rief Gretchen eifrig. „Und wenn er Millionen besäße, er dürfte mir jetzt nicht wieder zu nahe kommen. Lieber will ich als Ihre Frau trockenes Brod essen, Sie guter, böser Schnorrig, als im Reichthum schwelgen mit dem fürchterlichen Menschen."

Sie konnte den Satz kaum vollenden. Schnorrig umfaßte sie mit einem Jubelschrei und tanzte mit ihr wie ein Rasender im Atelier umher. Erst als Gretchen ganz außer Athem war, ließ er sie los, aber nicht, ohne ihr vorher ein paar tüchtige Küsse gegeben zu haben, die sie

sich auch ohne sonderliches Widerstreben gefallen ließ, nur schalt sie ihn nachher, daß er doch auch gar zu toll, stürmisch und täppisch sei.

Schnorrig fühlte sich so namenlos glücklich, aber doch fiel ein bitterer Tropfen in den Kelch seines Glückes, er hatte dasselbe erkauft durch den tiefen Schmerz, den sein liebster Freund über die Schuld des Bruders fühlen mußte. Als er seinen ersten Jubel ausgestürmt hatte, fiel ihm dies schwer auf das Herz und er machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er so laut hatte jubeln können, während doch Werder so tief betrübt war.

„Nimm Dir die böse Geschichte nicht so sehr zu Herzen," sagte er innig zu Werder. „Sieh, noch weiß ja Niemand, als wir Drei darum, daß er der junge Mann ist, den Gretchen gesehen hat, und wir Drei werden schweigen. Kein Verdacht wird Deinen Bruder treffen."

„Wir dürfen nicht schweigen," entgegnete Ernst traurig, aber fest und bestimmt.

„Willst Du den eigenen Bruder zum Verbrecher machen, ihn selbst anklagen? Das verstehe ich nicht. Das würde ich um keinen Preis thun."

„Wo die Pflicht gebietet, muß das Brudergefühl schweigen. Heute will ich ihm noch Zeit lassen, morgen aber werde ich mit Höhnstädt sprechen."

„Das werden, das dürfen Sie nicht thun, Herr Werder, das wäre ja ganz abscheulich von Ihnen!" rief Gretchen empört. „Und wenn Sie es thun," so fuhr sie eifrig fort, „dann werde ich erklären, daß Alles nicht wahr ist, daß ich mich geirrt habe, daß Ihr

Bruder gar keine Aehnlichkeit mit jenem jungen Mann hat."

„Sie werden die Wahrheit sagen, Gretchen, denn Sie werden Ihre Aussagen beschwören müssen."

26.

Busemann stand hinter dem Schänktisch und schaute vergnügt schmunzelnd in das gefüllte Lokal. Kaum ein paar Plätze waren noch frei, an allen Tischen saßen die Gäste dicht gedrängt, nur der kleine Tisch dicht an der Thür der Schlafstube, an welchen Frau Busemann sich zu setzen pflegte, wenn sie nach vollendeter Küchenarbeit in das Lokal kam, stand noch frei.

Das Geschäft ging brillant. Seit das große, schöne Bild an der Wand hing, strömten die Gäste des Abends nach dem Kellerlokal. Die Nachricht, daß bei Busemann ein Bild zu sehen sei, welches ganz naturgetreu einen nächtlichen Einbruch darstelle und auf welchem der rothe Fritze so ähnlich als Einbrecher und Mörder dargestellt sei, daß er gar nicht verkannt werden könne, hatte sich schnell in der großen Stadt verbreitet; da kamen denn aus allen Stadtgegenden die alten Freunde und Genossen des rothen Fritze, um das schöne Bild zu bewundern. Es waren meist recht fragwürdige Gesellen, aber sie ließen etwas draufgehen, und Busemann's Kasse stand sich gut bei dem zahlreichen Besuch. Hatte das Bild auch ein schweres Geld gekostet, es machte sich doch bezahlt. So viel Bier, wie in den letzten Wochen, hatte Busemann noch niemals ausgeschenkt, er konnte gar nicht mehr daran

denken, selbst die Gäste zu bedienen, zwei Kellnerburschen mußten dies thun, denn er war vollauf mit dem Einschenken der Gläser beschäftigt.

Busemann hatte eben einen kurzen Moment der Ruhe, den er benutzte, um wohlgefällig die stattliche Zahl seiner Gäste zu mustern, da wurde seine Aufmerksamkeit erregt durch eine allgemeine Bewegung, welche sich bei allen Gästen plötzlich kundgab. Alle Köpfe waren nach der Eingangsthür der Kellerstube gewendet und fünfzigfach wurde im Flüsterton das Wort, welches ein Gast dem anderen zuraunte: „Der rothe Fritze!" gesprochen.

Der rothe Fritze! Wahrhaftig, er war es. Er stand in der Eingangsthür und schaute sich mit forschendem Blick, der schnell in alle Winkel drang, der auf jedem der einzelnen Gäste wenigstens einen Augenblick ruhte, in dem Lokal um; hinter ihm stand sein treuer Freund und steter Genosse, der „schwarze Karl".

„Schwerenoth! Das ist stark! Wagt sich der Kerl hierher in's Lokal!" brummte Busemann in den Bart, als er den unerwünschten Gast erkannte. „Ob er wohl die Frechheit haben wird, mich anzureden?"

Der rothe Fritze hatte die Frechheit! Nachdem er noch einmal alle die in dem Lokal versammelten Gäste mit prüfendem Blick einer Musterung unterzogen hatte, ging er geraden Weges auf den Schänktisch zu und begrüßte den hinter diesem stehenden Busemann mit einem vertraulichen Kopfnicken.

„Na, alter Kronensohn," sagte er, Busemann kräftig auf die Schulter schlagend, „Ihr sperrt ja Maul und

Nase auf und schaut mich an, als sei ich ein Wunderthier. Muß Euch doch auch 'mal besuchen und mir das neue Bild ansehen, von dem überall solches Gerede ist. Da hängt es ja an der Wand. Hm, nicht übel! Der Kerl von Maler hat mich famos getroffen. Muß der ein Gedächtniß haben! Er kann mich doch nur einen Augenblick gesehen haben und trifft mich so ähnlich, als hätte er mein Bild aus dem Spiegel gestohlen!"

Halb zu Busemann, halb zu seinem Begleiter gewendet, hatte der rothe Fritze die letzten Worte gesprochen, während er bewundernd das große Bild anschaute. Jetzt wendete er sich wieder ganz zu Busemann. „Ihr seid ein ganzer Kerl, alter Schwede!" sagte er lachend. „Daß Ihr das Bild da habt malen lassen, ist ein Hauptstreich von Euch! Daß Ihr damals das Maul gehalten habt, vergeß' ich Euch nicht. Wir hatten uns Beide ordentlich an der Gurgel, aber darum keine Feindschaft! Gebt mir die Hand, schlagt ein! Wir wollen künftig gute Freunde sein."

„Ich brauche Eure Freundschaft nicht!" brummte Busemann mürrisch. „Seid zufrieden, wenn ich Euch nicht kenne. Geht Eurer Wege, in meinem Lokal habt Ihr nichts zu suchen. Dort hat der Zimmermann das Loch gelassen, scheert Euch hinaus, für Euch habe ich kein Bier."

Der rothe Fritz schien über die Zurückweisung seiner Freundschaft gar nicht beleidigt, lachend erwiederte er: „Den groben Busemann nennen Euch die Leute, und Recht haben sie; ich nehme Euch Eure Grobheit nicht weiter

übel, aber mit dem Fortweisen aus Eurem Lokal ist es nichts, heut' Abend bleibe ich hier, so lange, wie es mir gefällt. Nehmt Vernunft an, alter Junge, es wäre nicht gut für Euch, wenn Ihr Euch den rothen Fritze zum Feinde machtet! Oft werde ich Euch nicht besuchen, heut' aber bleibe ich hier; ich habe mich mit dem Doktor Schnorrig verabredet, wir wollen uns hier treffen; also macht mir nur gutwillig einen Platz frei, wo wir Drei — der Doktor, Karl und ich — ungestört ein Wort miteinander sprechen können."

„Der Doktor kommt niemals Abends hierher," brummte Busemann.

„Heut' wird er kommen."

„Es ist kein Platz mehr frei, Ihr seht es ja selbst."

„Dort an der Thür steht noch ein leerer Tisch, der paßt mir gerade. Wenn wir dort sitzen, können wir uns unterhalten, ohne von neugierigen Ohren belauscht zu werden."

„Der Tisch ist nicht für meine Gäste, der ist für meine Frau."

„Heut' ist er für den Doktor, für Karl und für mich. Macht mich nicht ärgerlich, alter Schwede, ich rathe es Euch in Güte! Dort setzen wir uns hin. Bringt uns Bier und ein paar ordentliche Schnäpse."

Busemann widerstrebte nicht mehr. Die drohenden Blicke des Mannes waren nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Mit solchen Burschen war es nicht gut, in offene Feindschaft zu gerathen. Er duldete es daher, daß die Beiden sich an den für seine Frau reservirten Tisch

setzten, das bestellte Bier brachte er zwar nicht selbst, aber er schickte es durch den einen Kellnerburschen.

Busemann's gute Laune war durch den Besuch des rothen Fritze vollständig zerstört. Mit Mißtrauen und Sorge schaute er den unwillkommenen Gast an; er zerbrach sich den Kopf, welchen Zweck wohl dessen unerwarteter Besuch haben könne. Zog ihn wirklich nur das Bild her? Wollte er sein eigenes Porträt sehen? Nein, er hatte sich ja mit dem Doktor Schnorrig ein Stelldichein gegeben und mußte wohl mit diesem besondere Pläne haben. Wollten sie vielleicht gemeinsam sich orientiren, weil sie einen neuen Einbruch beabsichtigten? Wählten sie gerade deshalb dort den einsamen Platz in der Nähe der Schlafstubenthür? Wußten sie, daß augenblicklich wieder ein recht hübsches Sümmchen baaren Geldes dort in dem Geldkasten aufbewahrt wurde?

Der Kopf wurde Busemann heiß bei dem Gedanken. Er hatte zwar alle nur erdenkbaren Sicherheitsmaßregeln getroffen, um sich vor der Wiederholung eines Einbruchs zu schützen, aber gegen so freche und geschickte Burschen gab es kaum eine genügende Sicherheit.

Wenn er nur wüßte, welche Pläne sie hegten, dann konnte er sich wohl vor ihnen schützen. Wenn er sich unbemerkt in die Schlafstube schleichen konnte, war es vielleicht möglich, sie zu belauschen. Die Thür zur Schlafstube war geöffnet und der Tisch, an welchem die Beiden saßen, stand dicht an der Thür. Busemann hatte ein vortreffliches, feines Gehör, wenn er sich in der Schlafstube ganz nahe an die Thür stellte, konnte er zweifellos

jedes Wort verstehen, auch wenn die Beiden noch so leise sprachen.

Er sann darüber nach, auf welche Weise er den Schänktisch verlassen und sich in der Schlafstube verstecken könne, ohne daß es den Gästen, die gewohnt waren, ihn stets hinter dem Schänktisch zu sehen, auffällig wurde.

Jetzt hatte er es. Ein Lächeln erglänzte auf seinem breiten Gesicht. Er war doch ein schlauer Kerl, daß er solchen Plan fast im Augenblick aushecken konnte!

„Johann," rief er mit lauter Stimme einem der Kellnerburschen zu, „geh' nach der Küche und sage meiner Frau, sie soll mich ablösen beim Einschenken; aber sie soll schnell machen, es ist gleich neun Uhr, sonst komme ich zu spät."

Die Augen aller Gäste wendeten sich auf Busemann. Er wollte sich ablösen lassen, er wollte des Abends ausgehen, dies war unerhört, noch niemals vorgekommen.

„Sie wollen fort, Busemann? Wohin denn?" fragte ihn erstaunt einer der ältesten Stammgäste.

„Geht Sie nichts an!" erwiederte er grob. „Glauben Sie, Unsereiner muß immer angepicht hier hinter dem Tisch stehen und bedienen? Man will sich auch 'mal einen freien Abend und ein Vergnügen machen."

Dieselbe Antwort gab er seiner Frau, die höchst verwundert über sein Vorhaben aus der Küche kam. Aber er ließ sich dadurch nicht stören, er ging in die Schlafstube, legte hier die Schürze ab, zog sich Stiefel und Rock an und nahm seinen Hut; dann kehrte er in die Gaststube zurück. Von einigen alten Stammgästen nahm

er mit ein paar Scherzworten Abschied, seine Frau, die ihn ganz verblüfft anstarrte, mahnte er, sie solle gute Ordnung halten, denn vor Mitternacht werde er keinenfalls nach Hause kommen, dann verließ er das Lokal und stieg die Kellertreppe in die Höhe nach der Straße. Hier schaute er sich um, und als er sich überzeugt hatte, daß er nicht beobachtet werde, eilte er schnellen Schrittes nach dem großen Thorweg des Hauses und durch diesen über den Flur und Hof nach der Kellertreppe, die zur Küche seiner Wohnung hinabführte.

Die Küchenthür war unverschlossen, er trat in die Küche und zog hier die Stiefel aus. Leise, geräuschlos öffnete er die Thür zur Schlafstube, auf den Strümpfen schleichend, drückte er sich an der Wand entlang, damit Niemand von der Gaststube aus ihn sehen und beobachten konnte. So gelangte er glücklich bis zu der Thür, welche nach der Gaststube hinausführte; hier blieb er stehen und lehnte sich an die Wand, er hatte den Platz erreicht, von welchem er hoffte, jedes Wort zu belauschen, welches der rothe Fritz und seine Genossen sprechen mochten.

Er hatte sich nicht getäuscht, er hörte jedes Wort; aber doch wurde er in seiner Erwartung betrogen, denn was die Beiden sprachen, hätte er am liebsten gar nicht gehört. Sie unterhielten sich in der Busemann vollkommen verständlichen Gaunersprache über einen Einbruch, den sie gemeinsam verübt und trotz erschwerender Umstände glücklich vollendet hatten.

Von solchen Geschäften seiner Gäste hörte Busemann nicht gern etwas. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht

heiß," war sein Grundsatz, wenn er nichts wußte, konnte er niemals in die üble Lage kommen, vielleicht ein Zeugniß vor Gericht ablegen zu müssen. Er hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, aber die beiden Burschen konnten doch nicht immer von dem Einbruch sprechen, sie erwarteten überdies den Doktor Schnorrig, und gerade was sie mit diesem vorhatten, wollte Busemann erfahren.

Zeit und Weile wurden ihm lang, die Glieder schmerzten ihn, weil er in der unbequemen Stellung an die Wand gelehnt wohl eine volle halbe Stunde unbeweglich stehen mußte, endlich aber wurde seine Ausdauer belohnt.

Der Doktor Maximilian Schnorrig kam, er nahm den dritten Platz an dem von den beiden Einbrechern besetzten Tisch ein, bestellte sich Bier, und nachdem er es erhalten hatte, begann eine leise Unterhaltung, die bald für Busemann, der jedes Wort verstand, das höchste Interesse gewann, obgleich sie nicht ihn selbst, sondern den Maler Werder, seinen Lebensretter, betraf.

Zuerst, so lange der Name Werder nicht genannt wurde, konnte Busemann aus der Unterhaltung nicht recht klug werden. Der rothe Fritz und der Doktor stritten sich. Der rothe Fritz behauptete, hundert Thaler seien ein Lumpengeld, dafür steche er noch keine Katze todt, wenn der Doktor nicht zulege und mindestens fünfhundert Thaler für alle Beide zahle, könne nichts aus dem Geschäft werden. Darüber war der Doktor ganz ergrimmt; der rothe Fritz habe doch sein Wort gegeben, so meinte er, und nun wolle er sich zurückziehen, gerade heute, wo sich die beste Gelegenheit zur Ausführung des Geschäftes

biete, denn heute, vielleicht in einer halben Stunde oder spätestens in einer Stunde, zwischen zehn und elf Uhr Nachts, werde der Maler Werder entweder ganz allein oder nur von seinem Freunde Isidor Schnorrig begleitet aus dem Künstlerverein, wo er den Abend zugebracht habe, zurückkommen. Die Herrenstraße sei um diese Zeit stets so menschenleer, daß gar kein besser geeigneter Ort zur That gefunden werden könne. Niemals könne das Geschäft mit solcher Sicherheit gemacht werden, wie heute Abend. Fünfhundert Thaler könne der Doktor nicht geben, er habe nicht so viel Geld, der Graf habe ihm nur zweihundert Thaler gegeben; aber wenn die That vollendet sei, gebe er mehr. Sobald der Graf erfahre, daß der Maler Werder nicht mehr lebe, sollten sowohl der rothe Fritz als der schwarze Karl jeder noch zweihundert Thaler erhalten.

Ueber dies Versprechen lachte der rothe Fritz den Doktor aus. „So dumm sind wir nicht," sagte er höhnisch; „auf faule Versprechungen geben wir nichts, baar Geld lacht! Wenn der Maler erst todt ist, können wir Ihnen und Ihrem Grafen nachpfeifen. Verklagen können wir Sie doch nicht auf die Erfüllung Ihres Versprechens."

Der Doktor drohte, wenn der rothe Fritz nicht wolle, werde er wohl leicht einen Anderen finden, der es für hundert Thaler gern thue; darüber lachte der rothe Fritz nur und meinte, das könne ihm schon recht sein. Erst als der Doktor erklärte, er wolle noch fünfzig Thaler für Jeden der Beiden aus eigener Tasche zulegen, mehr aber könne er nicht geben, es sei sein Letztes, und als der schwarze Karl nun dem Genossen zuredete, hundertfünfzig

Thaler für Jeden sei doch ein hübsches Stück Geld und die Gefahr sei nicht groß, erklärte sich endlich auch der rothe Fritz bereit.

Und nun verhandelten die Drei so kaltblütig über ihren scheußlichen Plan, daß sich dem guten Busemann vor Grausen die Haare auf dem Kopf sträubten.

Beide sollten ruhig in dem Lokal sitzen bleiben, aber sie sollten bezahlen und sich bereit halten, sofort auf die Straße zu eilen, sobald Doktor Schnorrig ihnen dadurch ein Zeichen gebe, daß er von draußen etwas Sand gegen die Scheiben des Kellerfensters werfe, wie dies oft von muthwilligen Vorübergehenden geschehe. Der Doktor wolle sich draußen im Thorweg des Hauses verstecken, von dort könne er die ganze Herrenstraße übersehen. Der Maler Werder komme vom Künstlerverein und nehme seinen Weg immer durch die Wiedenburgerstraße. Sobald er in die Herrenstraße einbiege, werde Doktor Schnorrig den bereitgehaltenen Sand gegen die Kellerfenster werfen, dann hätten die beiden Genossen vollständig Zeit, ihm entgegen zu gehen. Es komme darauf an, dem Ueberfall den Charakter eines zufällig ausgebrochenen Streites zu geben, bei welchem, wie dies so häufig in der Stadt vorkomme, das Messer eine Rolle spiele. Wenn der rothe Fritz den Maler „anrempele" — wie Schnorrig sich ausdrückte — werde dieser gewiß ein heftiges Wort sagen, und geschehe dies nicht, dann müsse der Angreifer den Beleidigten spielen, möglichst laut schimpfen, damit die wenigen Menschen, die sich etwa in der Herrenstraße befinden möchten, zu dem Glauben gebracht würden, eine gewöhnliche nächt-

liche Schlägerei entwickele sich in der einsamen Straße. Wenn Werder durch Isidor Schnorrig begleitet werde, würde dieser natürlich seinem Freunde zu Hilfe kommen, keinenfalls dürfte Schnorrig irgend ein Leid zugefügt werden. Zuerst sollten Fritz und Karl nur mit den Fäusten den Maler Werder bearbeiten; sobald er sich aber wehre, sollten sie ihre Messer ziehen, dann aber fliehen so schnell wie möglich, nach verschiedenen Richtungen hin. Das Geschäft sei ganz leicht, sicher und fast ohne Gefahr auszuführen, denn selbst wenn Isidor Schnorrig seinen Freund begleite, werde er es doch nicht wagen, ihn im Stich zu lassen, um die Messerhelden zu verfolgen, und auch andere etwa des Weges kommende Leute würden sich wohl hüten, sich der Gefahr auszusetzen, bei einer Verfolgung ein paar Messerstiche zu erhalten.

Des Doktors Plan fand den vollen Beifall der beiden Verbrecher, nur meinte der rothe Fritz, wenn es zu einer rechtschaffenen Schlägerei komme, könne unmöglich der Bruder des Doktors, falls er den Maler Werder begleite, ganz verschont werden; davon wollte der Doktor nichts wissen, aber er beruhigte sich schließlich, als ihm versprochen wurde, von dem Messer solle keinenfalls gegen Isidor Schnorrig Gebrauch gemacht werden.

Die Verabredung war getroffen, die drei Genossen tranken auf eine glückliche Vollendung ihres Unternehmens, dann stand Doktor Schnorrig auf. Er erklärte, es sei die höchste Zeit, daß er sich auf seinen Posten begebe, denn Werder sei so solide, daß er meist bald nach zehn Uhr aus dem Verein nach Haus zurückkehre.

Busemann stand regungslos hinter der Wand. Er hatte jedes Wort gehört. Er war sonst nicht leicht aufzuregen, aber in diesem Augenblick stieg ihm doch das Blut zu Kopfe. Er ballte die Faust und schüttelte sie drohend gegen die beiden durch die Wand von ihm getrennten Verbrecher.

Herrn Werder, demselben Herrn Werder, der ihm das Leben gerettet hatte, galt der niederträchtige Mordplan! Und der Plan war so teuflisch schlau ausgeheckt, daß er gelingen mußte, wenn Herr Werder nicht vorher gewarnt wurde.

Aber wie konnte er gewarnt werden? Wenn Busemann ihm entgegeneilen wollte, mußte er, um auf die Straße zu gelangen, entweder durch das Lokal gehen, oder über den Hof durch den Hausflur und den Thorweg. Am Thorweg stand Doktor Schnorrig, im Lokal saßen die beiden Verbrecher, es war unmöglich, unbemerkt die Straße zu erreichen. Und außerdem, wenn er Werder warnen wollte, mußte er ihm dann nicht sagen, was er gehört hatte? Eine Warnung war eine Denunziation, und zu einer solchen konnte sich Busemann nicht entschließen, sie mußte seine gerichtliche Vernehmung zur Folge haben, und was dann weiter kam, wer konnte das ermessen? Nein, lieber wollte er Herrn Werder zu Hilfe wie ein Gewitter zwischen die Halunken fahren, ehe sie noch zum Messer gegriffen haben konnten, sie sollten ja zuerst nur eine einfache Schlägerei beginnen, und wenn er mit seinen Fäusten dazwischen fuhr, dann sollten sie es wohl bleiben lassen, das Messer zu gebrauchen. Das Zeichen, welches

der Doktor den Schuften zu geben hatte, sollte auch ihm ein Zeichen sein, er konnte dann fast ebenso schnell wie sie auf der Straße und hinter ihnen her sein.

Mit hochgespannter Erwartung lauschte er auf das Zeichen des Doktor Schnorrig; seine Aufmerksamkeit wurde nicht gestört durch eine Unterredung der beiden Verbrecher, denn diese lauschten wohl ebenso, wie er selbst, sie sprachen nicht mehr miteinander. Sie hatten dem Kellner ihre Zeche bezahlt und waren bereit, nach der Straße zu eilen, sobald die Scheibe des Kellerfensters klirrte.

Eine volle halbe Stunde verging in peinvoller Langsamkeit, jetzt endlich ertönte ein leises Klirren der Scheibe und in demselben Momente erhoben sich der schwarze Karl und der rothe Fritz von ihren Sitzen; sie gingen durch das Lokal, der rothe Fritz rief einem Bekannten zu: „Gute Nacht! Sauf' nicht zu viel, alter Kronensohn!" dann hörte Busemann das Oeffnen der Eingangsthür. Jetzt war es auch für ihn Zeit, zu handeln. Fort auf die Straße, so schnell wie möglich! Als er durch die Küche eilen wollte, bemerkte er, daß er auf den Strümpfen ging. Das war nicht möglich, die Stiefel mußte er anziehen; er setzte sich auf einen Schemel. Durch das lange Stehen auf einer Stelle waren ihm die Füße geschwollen und die Stiefel waren etwas eng. Das Anziehen ging nicht ganz leicht und bequem, es erforderte einige Zeit.

Nun aber vorwärts! Im Sturmschritt eilte er über den Hof und Flur, da aber hemmte ihn ein neues Hinderniß. Die Hausthür war verschlossen. Um zehn Uhr

verschloß sie regelmäßig der Nachtwächter. Verwünscht! Daran hatte er nicht gedacht! Er mußte zurück, um den Schlüssel zu holen, der in der Küche an dem Schlüsselbrett hing.

Nur wenige Minuten vergingen, ehe er den Schlüssel geholt und die Thür aufgeschlossen hatte, aber es waren doch verlorene Minuten, und als er jetzt auf die Straße trat, da sah er, daß er eilen mußte, wenn er nicht vielleicht zu spät kommen sollte.

Die Schlägerei war schon in vollem Gange. Nur wenige Schritte von dem Hause Nro. 18 entfernt hatten der rothe Fritz und der schwarze Karl die beiden Maler getroffen und ganz den Anweisungen des Doktor Schnorrig folgend, den Streit mit ihnen begonnen. „Solche Schwefelbande! Will hier die Leute anrempeln! Denen wollen wir es besorgen!“ so hörte Busemann den rothen Fritz mit schallender Stimme schreien, gerade als er aus dem Hause trat. Er sah ein Durcheinander mehrerer schwarzer Gestalten, einen Kampf, der im Augenblick wohl nur noch mit den Fäusten geführt wurde; aber als er in weiten Sätzen den Kämpfenden zueilend diese fast erreicht hatte, da gewahrte er mit Entsetzen, daß ein Messer im Licht der Gaslaterne blinkte, der rothe Fritz hielt es in der erhobenen Rechten und führte mit ihm einen Stoß gegen Werder. „Da hast Du es, Du [illegible] schrie er mit rauher Stimme. Blitzschnell erhob er das Messer zum zweiten Stoß, aber ehe er diesen führen konnte, erhielt er von Busemann einen so wuchtigen, mit voller Kraft geführten Faustschlag gerade in's Gesicht, daß ihm das

Blut aus Mund und Nase spritzte und er, das Messer fallen lassend, halb betäubt zurücktaumelte.

Nicht Busemann allein kam zu Hilfe, von verschiedenen Seiten eilten Leute herbei, auch die schrille Nothpfeife des Nachtwächters, der wohl durch den Lärm herbeigelockt wurde, ertönte in nicht weiter Entfernung.

„Fort! Jetzt heißt es auskratzen!“ rief der schwarze Karl seinem Genossen zu, noch einen kräftigen Faustschlag führte er gegen Schnorrig, dann lief er davon, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, ihm folgte der rothe Fritz, der sich sofort von dem erhaltenen Schlage wieder erholt hatte und nun ebenfalls mit rasender Eile floh, ohne sich nur Zeit zu nehmen, sein Messer aufzuheben. Der Stich, den er geführt, der Faustschlag, den er von Busemann erhalten hatte, und seine Flucht waren das Werk fast nur eines Augenblicks.

Werder preßte die Hand auf die Brust. „Ich habe einen Stich erhalten,“ sagte er mit klarer Stimme. „Haben Sie Dank, Herr Busemann, ein zweiter Stich hätte mich wohl tödtlich getroffen. Ich habe den Kerl erkannt, der das Messer geführt hat, es ist der, den ich für Sie gemalt habe, der rothe Fritz nannten Sie ihn. Das war ein vorbedachter Ueberfall, kein zufälliges Zusammentreffen. Aber wie ist mir? — Mir flimmert es vor den Augen — der Kerl hat doch wohl sicher getroffen!“ Die letzten Worte sprach Werder stockend, er schwankte, und wäre nicht Busemann ihm beigesprungen und hätte ihn umfaßt, dann würde er zusammengebrochen sein. Ohnmächtig lag er in Busemann's Armen.

„Er stirbt!“ schrie Schnorrig ganz außer sich vor Schmerz und Wuth. „Er ist ermordet, aber der Mörder soll nicht entfliehen, ich hole ihn ein und halte ihn fest.“ Er wollte dem Wort die That folgen lassen, aber Busemann hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu:

„Seien Sie froh, Schnorrig, wenn die Schufte nicht gefaßt werden. Ihr Bruder, der lumpige Doktor, hat sie bezahlt, daß sie dem Herrn Werder an's Leben gehen sollen.“

Schnorrig fuhr so jäh zurück, als habe er einen Schlag erhalten. Mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen stierte er Busemann an. „Mein Bruder hat die Mörder bezahlt?“ stammelte er.

„Ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört,“ erwiederte Busemann so ruhig, als spreche er von der allergewöhnlichsten Sache der Welt; „aber nun seien Sie still, Sie brauchen es nicht in die Welt hinauszuschreien, daß Ihr Bruder ein Schurke ist.“

Mehrere Leute hatten sich inzwischen um den Verwundeten gesammelt; sie schauten diesen neugierig an und wollten von Busemann hören, was eigentlich vorgegangen sei; da aber kamen sie schlecht an. „Maulaffen feil halten nützt nichts,“ herrschte er sie an, „zum Geschichtenerzählen haben wir keine Zeit. Wer helfen will, der kann mit anfassen. Sie da, Sie Dicker, Sie und Schnorrig können mir tragen helfen. Wir müssen den armen Herrn Werder in sein Bett bringen, und Sie, junger Mann, Sie mit der Brille, Sie haben lange Beine. Laufen Sie, was Sie können, und holen Sie einen Doktor. Doktor Wundt wohnt Herrenstraße 7. Er soll gleich nach Herrenstraße 18

kommen und allen seinen Krimskrams zum Verbinden mitbringen. Wollen Sie? Ja! Na, denn vorwärts, aber nehmen Sie die Beine in die Hand. Wenn der Doktor nicht bald kommt, verblutet sich der Herr Werder am Ende noch! Nun angefaßt! Schnorrig, machen Sie kein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert, fassen Sie an. — So! Und nun los!"

Schnorrig, der durch die Nachricht, daß sein Bruder der Anstifter des mörderischen Ueberfalls sei, völlig niedergedonnert war, konnte sich nur schwer fassen, mechanisch gehorchte er dem Kommando Busemann's; auch die Neugierigen, welche sich angesammelt hatten, zögerten nicht, ihm Hilfe zu leisten. Der junge Mann mit der Brille eilte, um den Doktor zu holen, der dicke Herr und noch zwei Andere faßten kräftig an und mit ihrer Hilfe wurde der ohnmächtige Verwundete in das Haus getragen, welches Schnorrig aufschloß.

Gretchen saß noch fleißig bei ihrer Arbeit am Nähtisch, als ihre Aufmerksamkeit durch den Schall vieler die Hintertreppe heraufkommenden Schritte erregt wurde. Jetzt wurde auch die Korridorthür aufgeschlossen, sie hörte unbekannte Männerstimmen, die in gedämpftem Ton durcheinander sprachen. Was war geschehen? Mit der Lampe in der Hand eilte sie nach dem Korridor, da bot sich ihr ein Anblick, der ihr Blut erstarren machte, eben trugen Busemann und seine Helfer den ohnmächtigen Schwerverwundeten nach dessen Schlafzimmer, sie schaute in Werder's bleiches Gesicht, in das Gesicht eines Todten, so meinte sie.

Sie stieß einen lauten Schreckensschrei aus, fast hätte sie die Lampe fallen lassen vor Entsetzen; aber schon im nächsten Moment faßte sie sich. Wohl zitterte noch ihre Hand, wohl bebten noch ihre bleichen Lippen, als sie fragte: „Um Gottes willen, Schnorrig, was ist mit Herrn Werder geschehen?"

Busemann antwortete für Schnorrig, der noch immer so fassungslos war, daß er kaum wußte, was um ihn her geschah, und der nur mechanisch den Befehlen gehorchte, welche ihm der entschlossene und ruhige Busemann ertheilte.

„Das ist fauler Zauber. Einen Messerstich hat der Herr Werder bekommen, aber ich hoffe, es wird nicht zu schlimm sein. Er ist wohl nur ohnmächtig. Halten Sie den Kopf hoch, Gretchen, helfen Sie uns, der Schnorrig ist ja so duselig wie ein alter Waschlappen. — So, da haben wir ihn auf seinem Bett liegen. — Gut! — Und nun, Gretchen, fix! Alte Leinwand müssen wir haben und einen ordentlichen Bottich mit Wasser. Wenn der Doktor kommt, muß Alles da sein."

Gretchen beugte sich über den Ohnmächtigen, der auf sein Bett niedergelegt worden war, eine Thräne fiel nieder auf das bleiche Gesicht, dann aber raffte sie sich schnell auf und eilte fort, um die Anordnungen Busemann's zu befolgen. Als nach kaum fünf Minuten der herbeigeeilte Arzt eintraf, hatte Gretchen schon alte Leinwand in Fülle herbeigebracht, auch ein Kübel voll Wasser stand am Fußende des Bettes, und alle fremden Zuschauer waren von Busemann durch energischen Befehl aus dem Schlafzimmer

vertrieben, nur Busemann, Gretchen und Schnorrig befanden sich in demselben.

Um die Wunde untersuchen zu können, mußten die von Blut starrenden Kleider, die Weste und das Oberhemd zum Theil mit Hilfe der Scheere entfernt werden; dabei leistete Gretchen hilfreiche Handleistung, während Busemann mit der Lampe leuchtete.

Es dauerte geraume Zeit, ehe der Arzt ein Urtheil auszusprechen wagte. „Die Wunde ist tief und gefährlich," sagte er endlich. „Die Lunge ist wahrscheinlich verletzt, aber ich hoffe, bei sorgsamer Pflege soll der Verwundete mit dem Leben davonkommen."

Der trostreiche Ausspruch des Arztes flößte Gretchen neues Leben ein. „Hören Sie, Schnorrig, lieber Schnorrig," flüsterte sie diesem zu, „er wird leben! O, wir wollen ihn pflegen, wir Beiden, wir und" — so fügte sie mit einem Seufzer hinzu — „wir und Fräulein Hertha."

Schnorrig drückte ihr für dies Wort innig die Hand, auch ihm flößte der Ausspruch des Arztes neue Hoffnung ein.

Endlich war es dem Arzt gelungen, das Blut zu stillen und die Wunde zu verbinden. Er gab Gretchen noch einmal die Versicherung, daß er bestimmt hoffe, das Leben des Schwerverwundeten zu erhalten, aber allerdings nur, wenn diesem die sorgsamste Pflege werde. Jede Aufregung müsse ihm, wenn er aus seiner, hauptsächlich durch den starken Blutverlust verursachten Ohnmacht erwache, fern gehalten werden. Das Sprechen müsse ihm gänzlich untersagt werden, er müsse fest liegen und dürfe

kein Glied rühren. Jede Bewegung könne verhängnißvoll werden. Er schärfte es Gretchen besonders ein, sie möge dafür sorgen, daß der Verwundete die vollste Ruhe habe.

Nachdem der Arzt mit Busemann das Krankenzimmer verlassen hatte, saß Gretchen in tiefes Sinnen verloren an dem Bett, sie hielt die Hand des Verwundeten in der ihrigen. Schwer aufseufzend zog sie nach langer Zeit ihre Hand zurück. „Ich möchte ihn so gerne allein pflegen, ihn durch meine Sorge dem Leben erhalten," sagte sie leise zu Schnorrig, der sich ebenfalls einen Sessel an das Bett gerückt hatte und ihr schweigend gegenüber saß. „Wie glücklich würde ich sein, wenn er mir sein Leben verdankte; aber es wäre ein Unrecht an ihm und an Fräulein Hertha! Sie weiß noch nichts, sonst wäre sie sicherlich schon längst hier! Ich muß es ihr sagen. Der Graf ist heute Abend unten bei Armins zum Besuch, er geht nie vor Mitternacht fort, da sitzen sie Alle noch zusammen in der Wohnstube. Ich werde hinuntergehen. Wachen Sie einstweilen hier bei unserem Kranken, Schnorrig; ich komme bald zurück und — ich weiß es vorher — nicht allein."

Auf dem kurzen Wege über die Treppe und den Hof nach dem Vorderhause überlegte Gretchen, ob sie Fräulein Hertha durch das Dienstmädchen herausrufen lassen solle, um ihr allein die Schreckensnachricht mitzutheilen, oder ob sie diese im Wohnzimmer allen dort Versammelten verkünden solle, sie fühlte eine brennende Lust, das Letztere zu thun, obgleich sie sehr wohl fühlte, daß sie Hertha hierdurch in eine peinvolle Lage bringe. Wenn

Fräulein Hertha aber jetzt noch zögerte, offen vor ihren Verwandten und vor dem Grafen ihre Liebe zu Herrn Werder zu bekennen, dann verdiente sie gar nicht, daß dieser sie liebe, Gretchen wollte ihr die Gelegenheit nicht geben, sich etwa heimlich zu dem Geliebten zu schleichen. Entweder offen als seine erklärte Braut oder gar nicht sollte sie das Recht seiner Pflege in Anspruch nehmen, um welches sie Gretchen so sehr beneidete.

Lebte noch eine geheime Hoffnung in Gretchen, daß Hertha nicht den Muth haben werde, sich zu dem Geliebten zu bekennen? Sie wußte es selbst nicht, sie war sich unklar über ihr Gefühl, aber darüber war sie sich klar, daß sie das Recht hatte, Hertha ganz von der Pflege des Verwundeten auszuschließen, wenn sie nicht jetzt, so lange er aus seiner Ohnmacht noch nicht erwacht war, ihr zu seinem Bette folgte. Der Arzt hatte ja ausdrücklich jede Aufregung des Kranken verboten, sehnte sich Herr Werder nach seinem Erwachen nach der Geliebten und kam sie erst später zu einem heimlichen Besuch, dann mußte ihn dies wohl erregen, und Gretchen war darum vollberechtigt, dann jeden solchen Besuch zu verbieten.

Sie war im Recht, aber dennoch klopfte ihr das Herz stürmisch, als sie Augusten, die ihr die Thür öffnete, erklärte, sie müsse Fräulein Hertha sofort sprechen, und als sie nun in das hell erleuchtete Wohnzimmer trat und wirklich die ganze Familie mit dem Gaste zusammen fand, da war es ihr, als wolle sie ein schweres Unrecht nicht nur gegen Fräulein Hertha, sondern auch gegen Herrn Werder begehen. Am liebsten wäre sie umgekehrt

und hätte gar nichts gesagt; aber dazu war es zu spät.

Als Gretchen ungemeldet in so später Stunde in's Zimmer trat, war Hertha erschreckt aufgesprungen. Eine bange Ahnung ergriff sie, daß Gretchen eine Unglücksnachricht bringe und daß diese Werder betreffen müsse; sie preßte die Hand auf das stürmisch klopfende Herz und mit angstvoll fragendem Blick schaute sie Gretchen an.

Auch Frau v. Armin wurde durch den unerwarteten nächtlichen Besuch nicht wenig erschreckt. „Was wollen Sie, Gretchen, so spät in der Nacht?“ fragte sie angstvoll.

Es war zu spät, umzukehren, Gretchen mußte jetzt antworten. „Es ist ein großes Unglück geschehen,“ sagte sie. „Herr Werder ist auf der Straße von Betrunkenen angefallen worden, er hat einen Messerstich erhalten. Die Leute — Busemann war auch dabei — haben ihn leblos herauf gebracht.“

Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl in die kleine Gesellschaft. Frau v. Armin war starr, keines Wortes mächtig vor Schreck; Herr v. Armin sprang von seinem Sophaplatz auf. „Werder ermordet?“ rief er. „Das ist ja entsetzlich!“ Selbst der Graf Panin schien heftig bewegt, auch er erhob sich und schaute Gretchen mit einem scharfen, forschenden Blick an. „Leblos, sagten Sie? Ist er todt, oder nur schwer verwundet, nur besinnungslos?“ fragte er eifrig.

„Nein, Gott sei Dank, todt ist er nicht,“ erwiederte Gretchen befangen. Sie fühlte eine brennende Reue darüber, daß sie so unzart und plump die Schreckensnachricht

ohne irgend ein vorbereitendes Wort gebracht hatte. Der Ausdruck tiefen Seelenschmerzes auf Hertha's schönem Gesicht schnitt ihr in's Herz, an Hertha richtete sie auch ihre ferneren, beruhigenden Worte: „Nein, todt ist er nicht, nur gefährlich verwundet! Der Doktor, der gleich nachkam, gibt sogar die beste Hoffnung, daß er am Leben bleiben werde, wenn er nur recht sorgsam gepflegt, vor jeder Aufregung bewahrt werde und kein Wort spreche, sobald er aus seiner Ohnmacht erwache. Sie können sich darauf verlassen, Fräulein Hertha, Schnorrig und ich, wir werden ihn pflegen, so gut es nur geschehen kann, wir werden bei ihm wachen Tag und Nacht!"

Gretchen's Worte übten eine merkwürdige Wirkung aus. Frau v. Armin athmete beruhigt tief auf. „Das ist recht, Gretchen, Sie gutes Kind werden den armen Menschen gewiß treu und gut pflegen," sagte sie freundlich. Auch Herr v. Armin nickte Gretchen mit großer Freundlichkeit zu, während Graf Panin sie mit einem finsteren, ja fast schien es, mit einem haßerfüllten zornigen Blick anschaute.

Auf Hertha hatten Gretchen's Worte den tiefsten Eindruck gemacht, sie hatten ein Lächeln auf ihre Lippen, eine Thräne in ihr Auge gezaubert. „Ich danke Ihnen, Gretchen," sagte sie innig; „ja, ich weiß es, Sie werden mir beistehen in seiner Pflege! Ihnen kann ich vertrauen, Sie werden mich unterstützen, wenn meine Kraft erlahmen sollte. Kommen Sie!"

„Hertha, was willst Du thun? Das ist ja unmöglich! Das schickt sich nicht!" rief Frau v. Armin erschreckt.

Ein trübes Lächeln flog über Hertha's liebreizendes Gesicht. „Das schickt sich nicht! Daß Gretchen ihn pflegt, daß sie an seinem Bette sitzt, die Nächte bei ihm wacht, das schickt sich wohl; aber wenn ich, seine Braut, es thue, dann schickt es sich nicht! Ich kümmere mich nicht um diese thörichten Gebote der Schicklichkeit. Ich lasse mir mein Recht, meinen Bräutigam zu pflegen, von Niemand verkürzen, auch von Dir nicht, Tante!"

„Herr v. Armin, wollen Sie dies dulden? Bedenken Sie die Folgen!" sagte Graf Panin, sich finster drohend an Armin wendend. „Ist Fräulein Hertha v. Ragnow mit dem Herrn Maler Werder wirklich verlobt? Davon haben Sie mir nichts gesagt!"

„Nein, nein, sie ist es nicht!" entgegnete Armin scheu zur Seite blickend, dann ergriff er Hertha's Hand und im Tone flehender Bitte sagte er: „Hertha, mein liebes, theures Kind, nimm Dein unbesonnenes Wort zurück! Bedenke, was Du mir versprochen hast!"

„Das Messer des Mörders hat das Versprechen zerschnitten, zu dem Du mich gezwungen hast, Onkel!" erwiederte Hertha ernst und fest, dem Onkel die Hand entziehend. „Kommen Sie, Gretchen!"

27.

„Mörder!" Der Schrei Gretchen's verfolgte Hans, als er durch die belebten Straßen seiner Wohnung zueilte. „Mörder!" so tönte es in sein Ohr, und es war ihm, als müsse Jeder der ihm Begegnenden den gellenden Schreckensschrei hören und mit Abscheu zurückweichen vor dem Mörder.

Als er in seiner einsamen Wohnung angekommen war, verschloß und verriegelte er die Stubenthür hinter sich, er wollte keinen Menschen sehen, er hätte es ja nicht wagen können, irgend einem Besucher frei in's Gesicht zu schauen, war ihm doch, als müsse es mit großen Buchstaben ihm auf der Stirne geschrieben stehen, daß er des Mordes verdächtig sei.

Er hatte eine schreckensvolle Zeit verlebt in den letzten Tagen. Tag und Nacht hatte ihn das schauerliche Bild des sterbenden alten Mannes verfolgt. Er hatte sich in fortwährender nervöser Aufregung befunden, zum klaren Bewußtsein war er in der ganzen Zeit nicht gekommen, er hatte wie in einem fieberhaften Traum gelebt. Seine Seele war so ganz erfüllt von der Erinnerung an die grauenvolle Scene im Zimmer des alten Freiherrn, daß alles Andere fast spurlos, ohne einen nachhaltigen Eindruck auf ihn zu hinterlassen, an ihm vorüberglitt.

Sein Oberst ließ ihn zu sich bescheiden und theilte ihm in klaren, dürren Worten mit, daß er sofort sein Abschiedsgesuch einreichen müsse, wenn er nicht wolle, daß ihm der Abschied ohne sein Gesuch ertheilt werde. Der Oberst sprach so streng, er verhehlte seine Verachtung so wenig, daß er geradezu erklärte, Hans dürfe sich nie wieder mit der Uniform öffentlich zeigen, er müsse während seines Urlaubes bis zur Verabschiedung stets im Civilanzuge gehen, damit die Kameraden nicht genöthigt seien, ihn zu grüßen oder seinen Gruß zu erwiedern. Zu jeder anderen Zeit würde eine so schmachvolle Behandlung

Haus zur Verzweiflung getrieben haben, jetzt ließ sie ihn völlig gleichgiltig.

Er war entehrt und er fühlte es nicht mehr. In einem Traum lebte er dahin. Er ging nicht aus. Vor seinen früheren Kameraden und Freunden durfte er sich ja nicht sehen lassen, so blieb er denn zu Hause, trostlose Stunden in seinem einsamen Zimmer verlebend.

Für einen kurzen Moment riß ihn da aus seiner Betäubung der Brief, den er von dem Justizrath Wiedemann erhielt. Es eröffnete sich ihm plötzlich eine neue Lebensaussicht. Wenn er durch die Heirath mit Gretchen der Erbe des Onkels wurde, konnte er in einer anderen Großstadt, wo Niemand seine Vergangenheit kannte, ein neues Leben beginnen. Auch wenn Gretchen seinen Bruder Ernst wählte, erhielt er zehntausend Thaler, ein Kapital, welches genügte, um in der Ferne zu leben, vielleicht sich eine neue Existenz zu begründen.

Er hatte sich aufgerafft, hatte seine ganze geistige Kraft wieder gesammelt zu dem Besuche bei seinem Bruder Ernst und bei Gretchen; aber der Entsetzensschrei Gretchen's: „Das ist der Mörder!" hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen und jede in ihm aufkeimende Lebenshoffnung rettungslos vernichtet.

Als er jetzt, nachdem er die Thür hinter sich verriegelt hatte, im Zimmer auf und nieder ging, legte sich nach und nach die fieberhafte Erregung, welche ihn zu jedem klaren Gedanken unfähig gemacht hatte. Die plötzlich über ihn gekommene fürchterliche Anklage beschäftigte ihn und ließ ihn nicht wieder zurücksinken in den traum-

artigen Zustand von Willenslähmung, in welchem er die letzten Tage verlebt hatte. Er konnte wieder nachdenken, klar und scharf nachdenken.

Er war freilich kein Mörder, des schwersten Verbrechens wenigstens wußte er sich nichtschuldig; aber wie konnte er seine Schuldlosigkeit beweisen, wenn Gretchen und Doktor Schnorrig gegen ihn zeugten? Legte nicht auch das schärfste Zeugniß gegen ihn der Umstand ab, daß er sich des Wechsels nach dem Tode des alten Onkels bemächtigt hatte?

Wenn eine Anklage gegen ihn eingeleitet wurde, mußte sie ihn vernichtend treffen!

Was nützte es ihm jetzt, daß Gretchen mit Abscheu sich geweigert hatte, seine Hand anzunehmen? Er konnte das ganze reiche Erbe in Anspruch nehmen, aber welchen Nutzen brachte es dem des Mordes Verdächtigten, der trotz seiner Schuldlosigkeit verurtheilt werden mußte.

Schuldlos? War er denn schuldlos? Nein, wenn er auch keinen Mord begangen hatte, den Wechsel hatte er geraubt, er hatte mit dem alten Mann, der sein Eigenthum vertheidigen wollte, gekämpft, und dieser Kampf hatte den Tod des Alten herbeigeführt! — Nein, er war nicht schuldlos! Den Schuldigen mußte die gerechte Strafe des Gesetzes treffen.

Das also war das Ende! Er dachte zurück an die Vergangenheit, an jene schöne Zeit, in welcher er in treuer Bruderliebe vereint war mit Ernst, in welcher der Vater mit Freude und Stolz auf den hoffnungsvollen Sohn geschaut hatte. Ein bitteres Weh überkam ihn. Wie hätte

er so glücklich sein können, wenn er nicht selbst muthwillig sein Lebensglück vernichtet hätte! Jener Abend, an welchem er schwachmüthig dem Zureden seines Freundes Strackwitz nachgegeben hatte und diesem in den Spielsalon des Grafen Panin gefolgt war, hatte über sein Geschick entschieden. Panin war der böse Dämon gewesen, der ihn mit verborgener Kette gefesselt und dann mit sich fortgezogen hatte auf der abschüssigen Bahn des Lasters und Verbrechens! Panin war der Schöpfer seines Elends, Panin, der ihn zuerst im Spiel betrogen, durch den Doktor Schnorrig zum Fälschen verführt und dann zur Mitschuld am falschen Spiel gezwungen hatte, um ihn endlich ganz zu verderben!

Ein wilder, grimmiger Haß gegen Panin loderte in Hans auf. Er hatte abgeschlossen mit dem Leben. Jetzt, da er wieder klar zu denken vermochte, wußte er, daß er den letzten, schrecklichsten Schlag, die Anklage, nicht erwarten könne. Er wollte nicht weiterleben, aber er wollte auch nicht sterben, ehe er nicht an Panin sich gerächt hatte. Er wußte es nur zu gut, daß Panin auch Herrn v. Armin gefesselt hielt, und daß hierauf seine Hoffnung beruhte, sich die Hand der schönen Hertha zu erringen. Er, Hans, sollte sterben und Panin leben? Nein, das durfte nicht geschehen!

Die Stunden vergingen, die Nacht kam, er wälzte sich ruhelos auf seinem Lager, und als er am Morgen nach einer schlaflosen Nacht sich eben erhoben und angekleidet hatte, kam sein Diener mit der Meldung: „Herr Doktor Schnorrig wünscht den Herrn Baron zu sprechen.“

„Er soll kommen, ich erwarte ihn!“ rief Hans erfreut über die Meldung, welche der Bursche ihm machte. Kein Besuch konnte ihm in diesem Augenblick willkommener sein, als der Schnorrig's, des Mitschuldigen, der Kreatur Panin's. Er ahnte, daß Schnorrig wohl zu ihm komme, um, gestützt auf die Erinnerung an die Begegnung im Hause des alten Freiherrn, einen Erpressungsversuch zu machen, aber er fürchtete diesen nicht, ja er lächelte sogar bei dem Gedanken, daß Schnorrig ihm mit einer Anzeige bei der Polizei drohen könne.

So verkommen, wie heute, hatte der Herr Doktor Maximilian Schnorrig noch niemals ausgesehen. Selbst die fadenscheinige Eleganz, die er früher stets in seinem Anzuge aufrecht zu erhalten bemüht gewesen war, fehlte ihm heute. Er hatte sorglos den abgetragenen Rock schief über einander geknöpft, und statt des Cylinders trug er einen schmutzigen runden Filzhut. Sein aufgeschwemmtes Gesicht glühte in dunkelster Kupferröthe, die kleinen Augen blickten aus demselben nicht mehr glänzend, sondern trübselig verschleiert, scheu heraus. Seine Bewegungen waren unsicher, fast schien es Hans, als habe der Herr Doktor sich zur Vorbereitung für den Besuch in irgend einem Schnapsladen übermäßig gestärkt, seine bebenden Glieder und der weithin nach Branntwein duftende Athem legten dafür Zeugniß ab.

Bei allen früheren Begegnungen mit Hans hatte Schnorrig stets die servilste Unterthänigkeit gezeigt, heute kam er mit dem Hut auf dem Kopfe in das Zimmer, und er behielt ihn auf, nur mit einem Finger berührte er ihn

zum Gruße. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, setzte er sich auf das Sopha, lehnte sich in die Kissen zurück und streckte die Füße möglichst weit von sich. Er hatte sich vorgenommen, recht selbstbewußt aufzutreten, recht grob zu sein. „Habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Baron," sagte er mit heiserer Stimme. „Habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen; aber erst geben Sie mir eine gute Cigarre!"

Wäre Hans noch im Zweifel über die Absicht Schnorrig's gewesen, so würde ihn dessen brutales Auftreten aufgeklärt haben. Schnorrig fühlte sich als Herr der Situation, dieses stolze Selbstbewußtsein mußte ihm Hans nehmen.

„Was unterstehen Sie sich, Herr!" so herrschte er Schnorrig mit donnernder Stimme an. „Hut ab! — Aufgestanden! — Augenblicklich! Sonst lasse ich Sie durch meinen Burschen hinauswerfen!"

Schnorrig wollte es auf die Ausführung dieser Drohung doch nicht ankommen lassen. Er sprang schnell auf und riß den Hut herunter; aber knurrend sagte er: „Sie werden bald höflicher werden, Herr Baron! Hüten Sie sich, mich zu Ihrem Feinde zu machen. Ich kann Sie an den Galgen oder wenigstens in's Zuchthaus bringen!"

„Das können Sie nicht!" erwiederte Hans ruhig. „Gehen Sie getrost hin zur Polizei oder zum Staatsanwalt, melden Sie, daß Sie mich am 21. Januar im Hause Wartenbergstraße 47 getroffen, und daß Sie Blutflecke auf meinem Hemd bemerkt haben, setzen Sie außerdem hinzu, was Sie irgend wünschen oder was Ihnen geeignet erscheint, den Verdacht, ich sei der Mörder meines

Onkels, zu erwecken und zu bestätigen. Es ist mir ganz gleichgiltig, was Sie auch sagen mögen. Wenn Sie etwa gekommen sind, um hierüber mit mir zu verhandeln, haben Sie Ihren Zweck verfehlt. Dort ist die Thür! — Hinaus!"

Vollständig verblüfft schaute Schnorrig Hans an. „Sie weisen mich hinaus? Sie thun es auf die Gefahr hin, daß ich Anzeige mache?" fragte er, die Augen weit aufreißend.

„Ja. Ich glaube mich deutlich ausgedrückt zu haben. Weshalb gehen Sie nicht? Soll ich meinen Burschen rufen? Ich lasse mir nicht drohen!"

„Aber ich wollte Ihnen ja gar nicht drohen, Herr Baron," erwiederte Schnorrig plötzlich sehr demüthig. „Sie wissen ja, es ist immer mein eifrigstes Bemühen gewesen, Ihnen zu dienen. Nur deshalb, nur um Sie zu warnen und Ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen, komme ich zu Ihnen und, ich will es nicht leugnen, auch in der Hoffnung, daß Sie sich meiner treuen Dienste erinnern und sich mir für dieselben erkenntlich zeigen würden in der Noth, in der ich mich augenblicklich befinde."

„Ihrer Warnungen bedarf ich nicht," sagte Hans kalt. „Ihre mir bisher geleisteten, sehr fragwürdigen Dienste habe ich bezahlt; Sie haben sich verrechnet, wenn Sie sich auf dieselben stützen wollen, um von mir Geld zu erpressen, denn darauf läuft doch Ihr Besuch hinaus. Sie brauchen Geld und hoffen, es von mir zu erhalten."

„Nun ja, Herr Baron, ich kann es nicht leugnen. Ich hoffte auf Ihre Güte. Ich muß fort nach Amerika,

der Boden brennt mir hier unter den Füßen! Ich muß fort, aber es fehlt mir das Reisegeld."

„Weshalb müssen Sie fort?"

„Sie wollen mir ja doch kein Geld geben, warum soll ich Ihnen beichten."

„Vielleicht erfülle ich Ihren Wunsch, wenn Sie ganz aufrichtig sind, und wenn Sie mir dadurch einen Dienst leisten, den ich bereit bin, Ihnen theuer zu bezahlen."

Schnorrig horchte hoch auf, die Hoffnung auf die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches lebte wieder in ihm auf, eifrig sagte er: „Wenn Sie mir das Reisegeld nach Amerika geben, aber heute noch geben, so daß ich gleich fort kann, dann soll mir nichts zu schwer sein, was Sie auch von mir verlangen mögen! Aber einige hundert Thaler brauche ich. Verlangen Sie dafür, was Sie wollen."

Hans ging zu seinem Schreibtisch, er hatte in diesem eine recht beträchtliche Geldsumme, die Frucht seiner Spielgewinne und der schmählichen Dienste, welche er dem Grafen Panin geleistet hatte. „Mit seinem eigenen Geld will ich ihn vernichten!" murmelte er, mit einem bitteren Lächeln in seinen wohlgefüllten Geldkasten schauend. Er nahm dreitausend Mark heraus und wendete sich dann wieder zu Schnorrig; diesem das Geld zeigend, welches er auf den Tisch vor dem Sopha legte, sagte er: „Dreitausend Mark erhalten Sie noch heute, noch in dieser Stunde, wenn Sie mir den Dienst leisten, den ich von Ihnen verlangen werde, und wenn Sie mir auf alle Fragen, welche ich an Sie richten will, mit vollster Aufrichtigkeit und Wahrheitstreue antworten."

Mit vor Begierde glänzenden Augen schaute Schnorrig die Geldscheine an. „Ich thue Alles, was Sie verlangen, Herr Baron. Fragen Sie, ich schwöre Ihnen, nicht ein unwahres Wort werde ich Ihnen sagen."

„Zuerst erzählen Sie mir, weshalb müssen Sie fort von hier? Weshalb brennt Ihnen hier der Boden unter den Füßen? Aber ich rathe Ihnen, verschweigen Sie mir nichts, nur wenn Sie ganz aufrichtig sind, erhalten Sie die dreitausend Mark. Daß Sie ein Verbrechen begangen haben, weiß ich, aber welches und wie Sie es begangen haben, will ich wissen. Ich werde aus Ihrer Antwort ersehen, ob ich auch bei der Beantwortung meiner ferneren Fragen auf Ihre Aufrichtigkeit rechnen kann."

Schnorrig war einen Augenblick unschlüssig. Sollte er die Wahrheit sagen? Er mußte sich dadurch ganz in die Hände des Barons geben, während er doch geglaubt hatte, den Baron ganz von seiner Gnade abhängig machen zu können. Aber dreitausend Mark! Tausend Thaler! Eine solche Summe war zu lockend, als daß er ihr hätte widerstehen können. Was konnte ihm auch geschehen, wenn er aufrichtig beichtete? Nichts, als was ihm auch geschah, wenn er das Geld zur Flucht nach Amerika heute nicht erhielt.

Er erzählte, anfangs stockend, aber während der Erzählung selbst mehr und mehr durch den Haß, den er gegen den Grafen Panin im Herzen fühlte, in Feuer gerathend. Vor einigen Jahren hatte er, durch die tiefste Noth gedrängt, sich verführen lassen, zu Gunsten eines Wucherers einen Eid vor Gericht zu leisten; er war für

diesen Eid glänzend bezahlt worden, aber der Eid war falsch und der Beweis dafür konnte durch einen Wechsel, den er vernichtet glaubte, geführt werden. Graf Panin war auf für Schnorrig ganz unbegreifliche Weise in den Besitz des Wechsels gelangt und hatte ihn benutzt, um den Meineidigen zu seinem dienstwilligen Sklaven zu machen. Jeden Befehl des Grafen mußte Schnorrig erfüllen. Die Furcht, als Meineidiger und Betrüger dem Zuchthaus zu verfallen, war die ihm auferlegte verborgene Kette. Wie durch diese Furcht Panin ihn endlich auch gezwungen hatte, die Mörder gegen Ernst Werder zu dingen, und wie das Verbrechen zur Ausführung gebracht worden sei, erzählte Schnorrig mit voller Aufrichtigkeit und in allen Details. Heute am Morgen hatte Schnorrig den Grafen besucht, um ihm Bericht über das nur halb geglückte Unternehmen zu erstatten. Er wurde von dem Grafen mit wilden Vorwürfen darüber, daß Werder nur schwer verwundet und nicht getödtet worden sei, empfangen. Seine Entschuldigungen wurden mit Beschimpfungen und mit Drohungen erwiedert. Der Graf erklärte sogar, er werde unfehlbar den verhängnißvollen Wechsel der Staatsanwaltschaft übermitteln lassen, wenn Schnorrig, der durch seinen Bruder leicht Zutritt zu dem Krankenzimmer Werder's erlangen könne, nicht dafür sorge, daß die Krankheit bald mit dem Tode ende. Schnorrig's Drohung, dann auch dem Staatsanwalt Mittheilung darüber zu machen, daß der Mordanfall auf Werder durch Panin veranlaßt sei, verlachte dieser. „Welche Beweise können Sie für Ihre Angabe vorbringen? Denunziren Sie mich

nur, wenn Sie wollen, Sie werden dann höchstens auf sich selbst noch die Anklage wegen Anstiftung zum Meuchelmord heraufbeschwören. Vor dem Zuchthaus können Sie sich nur retten, wenn Sie mir binnen drei Tagen die Nachricht vom Tode des Malers bringen!“

Dies waren die letzten Worte Panin's. Wilde Wuth im Herzen verließ ihn Schnorrig. Er sollte einen zweiten Mordversuch gegen den Maler Werder machen! Um keinen Preis hätte er es vermocht. Er mußte fort, mußte fliehen, weit in die Ferne, nach Amerika, wo ihn die Rache Panin's nicht erreichen konnte. Aber woher sollte er das Geld für die Reise nehmen? Da fiel ihm seine Begegnung mit dem Baron v. Werder im Hause des ermordeten Freiherrn ein; er wußte, daß der Baron jetzt Geld genug besaß, und hoffte daher, von ihm das Reisegeld zu erhalten.

Mit voller Aufrichtigkeit und Ausführlichkeit hatte Schnorrig gebeichtet. Als er zu Ende war, nickte Hans ihm billigend zu: „Bravo, Doktor,“ sagte er, „Sie haben die dreitausend Mark schon halb verdient. Um sie ganz zu verdienen, haben Sie nur noch wenig zu thun. Schreiben Sie das, was Sie mir erzählt haben, ebenso detaillirt und ebenso aufrichtig nieder, fügen Sie außerdem Alles hinzu, was Sie sonst von den Wuchergeschäften des Grafen Panin wissen. Alles, was Sie über seine sonstige verbrecherische Thätigkeit ahnen. Vergessen Sie dabei nicht, zu erwähnen, daß Sie im Auftrage des Grafen mich zur Ausstellung des gefälschten Wechsels veranlaßt haben. Durch dieses Schriftstück verdienen Sie

sich nicht nur den Preis von dreitausend Mark, es wird Ihnen auch die Genugthuung geben, daß Sie sich glänzend an dem von Ihnen so sehr gehaßten Mann gerächt haben. Ich selbst werde, während Sie schreiben, in einem zweiten Schriftstück meine eigene Schuld, die Fälschung des Wechsels, meine Theilnahme an Panin's falschem Spiel, seine Aufforderung an mich, den Maler Werder zum Duell zu fordern, ganz der Wahrheit getreu darstellen. Beide Schriftstücke, das Ihrige und das meinige, wird übermorgen, wenn Sie längst in Sicherheit sind, der Kriminalkommissär v. Höhnstädt erhalten. Uebermorgen wird der Herr Graf Panin seine Rolle ausgespielt haben. Sie und ich, wir werden Beide gerächt sein!"

„Wenn ich die Schrift aufgesetzt habe, bekomme ich die dreitausend Mark?"

„Ja, sofort. Sie thun am besten, dann sogleich zum Bahnhof zu eilen, mit dem ersten Zuge nach Hamburg zu fahren und das erste Schiff nach England, Amerika oder Australien, gleichgiltig wohin, zu benutzen. Uebermorgen erst erhält Höhnstädt die beiden Schriftstücke. Sie werden in Sicherheit sein, ehe überhaupt noch Ihre Flucht entdeckt wird."

„Aber Sie, Herr Baron?"

„Auch ich werde in Sicherheit sein; verlassen Sie sich darauf! Kümmern Sie sich nicht um mich! Setzen Sie sich dort an den Tisch. Hier ist Papier, Tinte und Feder. Und nun an die Arbeit, Doktor, die Zeit drängt! Ich muß beide Schriftstücke in zwei gleichlautenden Exemplaren haben."

Der Doktor folgte kopfschüttelnd der Aufforderung;

recht behaglich war es ihm nicht, sein eigenes Sünden-register zu Papier zu bringen, aber der lockende Preis und die Hoffnung, sich an dem Grafen Panin zu rächen, sowie das Versprechen, daß erst übermorgen der Kriminal-kommissär seine Bekenntnisse erhalten sollte, ließen ihm die Arbeit nicht gar zu bedenklich erscheinen, und als er erst die Feder in der Hand hatte und zu schreiben be-gann, erhielt sein Werk bald für ihn das größte Inter-esse. Der Haß gegen Panin führte ihm die Feder, es gewährte ihm endlich sogar ein ganz eigenartiges Ver-gnügen, Anklage auf Anklage zu häufen und mit dem juristischen Scharfsinn, durch den er sich in früherer Zeit ausgezeichnet hatte, zu begründen, wo ihm die Beweise fehlten, wenigstens durch Andeutungen, auf welche hin ein so geschickter Kriminalist wie Höhnstädt leicht die nothwendigen Beweismittel zu beschaffen vermochte.

Auch Hans, der sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, förderte ebenso eifrig sein Werk. Jetzt, da er einen be-stimmten Plan verfolgte, war die träumerische Unklarheit, welche ihn in den letzten Tagen zum Denken fast unfähig gemacht hatte, verflogen, er dachte klar und scharf. Sein verfehltes Leben hatte plötzlich wieder einen Inhalt ge-wonnen, er hatte ein Ziel vor sich, welches er erreichen wollte. Dies Bewußtsein gab ihm eine Ruhe und Festig-keit, wie er sie seit Jahren nicht besessen hatte.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Zimmer. Das Kritzeln der beiden schnell über das Papier hinfliegenden Federn war der einzige hörbare Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Im Wolkenbruch.

Novelle

von

Reinhold Ortmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Auf der schattenlosen Landstraße, die von der schlesischen Kreisstadt W. nach dem Dorfe Heinrichswaldau führt, brütete bleischwer der erschlaffende Sonnenschein eines schwülen Sommernachmittags. Kein erfrischender Hauch bewegte die dürren Gräser am Wegrande, und kein Laut unterbrach das müde Schweigen, welches über der ganzen Landschaft lag.

Auf einem der weißgetünchten Prellsteine neben dem Chausseegraben saß ein dürftig gekleideter, silberhaariger Mann, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen. Seit mehr als einer Stunde verharrte er in der nämlichen Stellung, und man hätte wohl glauben können, daß er auf mühseliger Wanderung, von Mattigkeit überwältigt, hier eingeschlafen sei. Aber der Alte war nicht nur vollkommen wach, sondern seine Sinne mußten sogar auf das Schärfste gespannt

sein, denn als sich in der Ferne ein schwaches Geräusch vernehmlich machte, das nur ein geübtes Ohr als das Rollen eines Wagens erkennen konnte, fuhr er jäh empor und wandte seine Blicke aufmerksam nach jener Richtung, in welcher das Gefährt sichtbar werden mußte.

Das faltenreiche Gesicht des Mannes war hager und vergrämt, und seine tiefliegenden Augen hatten einen düsteren, feindseligen Ausdruck. Er griff nach dem schweren Knotenstock, der an seiner Seite auf dem Boden lag, und zog sich ein wenig hinter das Laubwerk eines Busches zurück, als sei es sein Wunsch, von dem Lenker des herankommenden Wagens nicht sogleich wahrgenommen zu werden.

Dazu hätte es nun freilich solcher Vorsicht nicht bedurft, denn der junge Bursche auf dem Kutscherſitze des leichten Korbwägelchens war dem einschläfernden Einfluß der Hitze unterlegen und trotz seiner wenig bequemen Stellung in einen recht festen Schlummer gesunken. Das Lenkseil ruhte schlaff in seiner Hand, und die beiden kräftigen Gäule machten sich diesen Mangel an Aufsicht insofern zu Nutze, als sie ihren staubreichen und schattenlosen Weg in behaglichster Langsamkeit zurücklegten.

Als sie sich dem Busche näherten, trat ihnen der Alte plötzlich mit lautem Zuruf entgegen. Die Pferde stutzten und hoben die Köpfe, zögernd machten sie noch ein paar Schritte, dann blieben sie stehen. Auch der junge Mann auf dem Kutschersitz fuhr schlaftrunken empor. Seine kleinen, stechenden Aeuglein vermochten sich nicht sogleich zu orientiren, aber als er den Alten erkannt hatte, glitt

eine häßliche Bewegung über seine unschönen verschmitzten Züge.

„Was soll das heißen, Kossak?“ fragte er. „Warum haltet Ihr mich mitten auf der Landstraße an?“

„Weil ich mit Dir zu reden habe, Paul Huhndorf!“ klang es grollend und mit unverkennbarer Drohung zurück. „Wirst auch wohl wissen worüber!“

Mit der linken Hand hatte der Alte die Zügel eines Pferdes gepackt und mit der rechten hob er seinen Knotenstock in einer Weise, welche den Burschen auf dem Kutschersitz veranlaßte, sich nach seiner Peitsche umzusehen. Der Alte hatte die Bewegung wahrgenommen, und mit einem grimmigen Auflachen fuhr er fort: „Hast ein so schlechtes Gewissen, daß Du meinst, ich werd' gleich über Dich herfallen? Na, so war's nicht gemeint. Erst werde ich Dir ein paar Worte im Guten sagen, und ich hoffe, wir werden einig!“

Aber der Andere schien nicht gesonnen, auf eine solche Unterredung einzugehen.

„Mach' Platz und laß die Hand von dem Gaul!“ schrie er. „Ich hab' nichts mit Dir zu schaffen!“

„Möchtest nichts mit mir zu schaffen haben, das glaub' ich wohl! Aber so wohlfeil kommst Du mir jetzt nicht davon! In's Haus laßt Ihr mich nicht hinein, Du und Deine Sippschaft, und im Dorf weißt Du mir schon auszuweichen. Darum mußt ich Dir wohl hier am Wege auflauern, und nicht umsonst will ich mich in dem Sonnenbrand da herausgeschleppt haben.“

„Geht weiter, sag' ich Euch noch einmal!“ fiel ihm

Huhndorf in's Wort, indem er nach der Peitsche griff. „Ich habe keine Lust, Euch Rede zu stehen — hört Ihr, ich will nicht!"

Aber Kossak blieb unbeweglich in seiner drohenden Haltung.

„Hast also wirklich keine bessere Antwort für mich, als die? Weißt somit ganz genau, was ich von Dir wollte? Nun, da kann ich mir die Einleitung sparen. 's ist eine verkehrte Welt, daß der Vater zum Liebhaber der Tochter kommen muß, um den Freiwerber zu machen. Aber sie ist arm und Du bist eines reichen Mannes Sohn, da muß man wohl ein Auge zudrücken. Kurz also: Willst Du meine Lene heirathen oder willst Du nicht?"

„Laßt mich in Frieden mit dem Geschwätz! Was kümmert mich Eure Lene! Soll ich mich zu Eurem Narren machen, weil eine dumme Magd sich irgend eine Albernheit in den Kopf gesetzt hat? Und nun zum letzten Mal: geht weg da, wenn Euch die Pferde nicht über den Haufen rennen sollen!"

„Oho, kommt der Wind daher?" schrie der Alte, indem er zugleich seinen Knotenstock schwang. „Du willst also wirklich als ein nichtswürdiger, ehrvergessener Bube an dem Mädchen handeln? Und dem Vater willst Du drohen, nachdem Du die Tochter in's Gerede gebracht hast! Fahr' mich doch über den Haufen, wenn Du den Muth dazu hast! Es wär' auch nicht schlimmer als das, was Du schon gethan! Mit Deinen Schmeichelreden und Deinen meineidigen Versprechungen hast Du die Dirne bethört, und dann hast Du's geschehen lassen, daß sie von

Deinem Vater mit Hohn und Schimpf vor Aller Augen zum Hause hinausgejagt wurde. Du allein hast's dahin gebracht, und nun wagst Du es, mir zu drohen, Du Erbärmlicher, Du Schurke!"

Außer sich vor Zorn wollte er auf den jungen Menschen eindringen, der todesblaß und mit zuckenden Lippen dasaß. Er hatte den Angriff offenbar vorausgesehen, denn in dem nämlichen Augenblick trieb er mit einem Zuruf und einem scharfen Peitschenschlag die Pferde an. Kossak versuchte sie zu halten, aber er hatte seine Kraft überschätzt. Die muthigen Thiere achteten des geringfügigen Hindernisses nicht, sie rissen den alten Mann, der einen kurzen Weheruf ausstieß, zu Boden, der Wagen sauste über ihn hinweg, und gleich darauf bezeichnete nur noch eine hochaufwirbelnde Wolke gelben Staubes den Weg, welchen das Gefährt genommen hatte.

Dem kurzen, lärmenden Wortwechsel war wieder die vorige, schwüle Stille gefolgt. Mitten auf der sonnenbeschienenen Landstraße lag lang ausgestreckt der Körper des Greises, das hagere bleiche Gesicht mit seinen geschlossenen Augen und der ehrwürdigen Umrahmung seiner grauen Haare nach oben gewendet. Ein paar Krähen ließen sich mit schwerfälligem Flügelschlage am Wegrande nieder. Sie drehten und reckten die kurzen Hälse nach der regungslosen menschlichen Gestalt, und schwangen sich dann mit widerwärtigem, heiserem Geschrei auf den nächsten Baum. Für eine lange, lange Zeit waren sie die einzigen lebenden Wesen, die eine gewisse Theilnahme für den traurigen Vorfall an den Tag legten, denn die

Landstraße war heute bei der bleiernen Hitze weniger benutzt, als je.

Da endlich zeigte sich in der Ferne auf dem Pfade, der zwischen den Wiesen daherführte, eine Gestalt. Langsam kam sie näher, wie denn die erstickende Hitze jede schnellere Bewegung fast unmöglich machte. Nun ließ sich erkennen, daß es ein schlank und kräftig gewachsenes Mädchen von zwanzig oder einundzwanzig Jahren sei. Sie war nicht wie eine Bäuerin gekleidet, aber eine gewisse Zwanglosigkeit und Einfachheit in ihrem Anzuge bekundete doch zur Genüge, daß sie eine Landbewohnerin sein müsse. Auch die frische Farbe ihres hübschen Gesichtchens sprach dafür und das innige Vergnügen, mit welchem ihre blauen Augen auf dem in diesem Jahre ungewöhnlich reichen Segen der Felder ruhten. Sie trug den breitrandigen Strohhut in der Hand, und bot den Kopf unbedeckt den Sonnenstrahlen, die ihr indessen sehr wenig anzuhaben schienen.

Als sich jetzt ihr Weg ein wenig hob, wurde sie des auf der Landstraße hingestreckten Körpers ansichtig; eine Blutwelle, die ihr in's Gesicht stieg, verrieth ihr Erschrecken, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, eilte sie leichtfüßig der Unglücksstelle zu.

Und nun erkannte sie auch den armen Mann, der da bewußtlos niedergesunken war. Während sie an seiner Seite niederkniete, rief sie einmal über das andere: „Vater Kossak! Vater Kossak! Was ist Euch denn nur geschehen? So antwortet doch!“

Dabei nahm sie seinen Kopf in ihren Schoß und

fächelte ihm mit ihrem Tuche Kühlung zu. Es war Alles, was sie in dieser unbarmherzigen Sonnengluth zu seiner Erquickung thun konnte. Aber ihr menschenfreundliches Bemühen blieb trotzdem nicht ohne Erfolg. Der Alte schlug nach einer kleinen Weile die Augen auf, schaute erst verwirrt umher, wie Leute zu thun pflegen, die aus einer tiefen Ohnmacht erwachen, und zwang dann, als er seine Wohlthäterin erkannte, mit merklicher Anstrengung seine vergrämten Züge zu einem kleinen Lächeln.

„Fräulein Luise!" flüsterte er. „Wie gut Sie sind! — Was für eine Unbequemlichkeit machen Sie sich wegen eines solchen armen Teufels!"

Als sie dann ihre Frage nach seinem Befinden und nach den Ursachen seiner gegenwärtigen Lage wiederholte, gestand er ihr zögernd, daß er von einem Wagen umgerannt worden sei, ohne indessen den Urheber des Unfalls zu nennen. Wie es schien, war er bei alledem noch ziemlich gnädig davongekommen, denn er klagte nur über Schmerzen in der Schulter, wo ihn ein Hufschlag getroffen hatte, und er war endlich mit ihrer Unterstützung im Stande, sich aufzurichten und ein paar Schritte nach dem Chausseegraben hin zu thun. Während sie sich noch so in der liebevollsten Weise mit ihm beschäftigte, wurde abermals das Klappern von Pferdehufen und das Rollen eines Wagens hörbar, der diesmal nicht in schläfrigem Schritt, sondern in schlankem Trabe näher kam.

„Da kommt Einer, der Euch mitnehmen muß nach Reimsbach!" rief das junge Mädchen freudig aus. „Nun sind wir aus aller Verlegenheit befreit."

Gleichzeitig winkte sie aus Leibeskräften mit ihrem weißen Tuche, und der Mann, welcher vorn auf dem Wagen saß, wußte sich das Zeichen richtig zu deuten. Wenige Schritte von dem Hilfsbedürftigen entfernt brachte er seine Pferde zum Stehen und sprang herab. Er mochte ungefähr in demselben Lebensalter stehen wie Derjenige, welcher das Unglück angerichtet hatte, aber man hätte sich kaum einen stärker ausgeprägten Gegensatz vorstellen können, als den zwischen den beiden jungen Männern. In demselben Maße, wie Jener tückisch und verschlagen ausgesehen hatte, erschien dieser offen, freimüthig und gutherzig. Sein Gesicht war vielleicht nicht eigentlich hübsch zu nennen. Dazu war es zu schmal und von zu unregelmäßiger Bildung der Züge, aber die hochgewölbte Stirn und die treuherzigen sprechenden Augen machten es doch zu einem überaus sympathischen und einnehmenden, so daß es wohl begreiflich war, wenn das junge Mädchen dem fremden Manne gegenüber kaum irgend welche Verlegenheit empfand. Mit wenigen Worten theilte sie ihm mit, um was es sich hier handle und welchen Dienst er aus Menschlichkeit dem armen Alten leisten müsse.

„Ich weiß zwar nicht, wohin Ihr zu fahren gedachtet," sagte sie mit einem herzgewinnenden Lächeln, „und ob Ihr vielleicht etwas Wichtiges versäumt. Aber Ihr habt ja ein Paar flinke Pferde, die eine kleine Verspätung leicht wieder einholen können, und bis zu Vater Kossak's Häuschen ist's nicht gar so weit. Es liegt noch ein gut Stück vor dem Eingange von Reimsbach, und Ihr braucht unser Dorf gar nicht erst zu berühren."

„Und wenn's auch ein paar Meilen weit wär', würde ich mich doch nicht besinnen," erwiederte er einfach. „Solche Pflichten müssen allem Anderen vorangehen!"

Auf dem Wagen lagen einige Säcke, die weich genug waren, um ein leidlich bequemes Lager abzugeben, und als der Alte auf ihnen untergebracht war, wandte sich der freundliche junge Mann auch an das Mädchen mit der Frage, ob er auch sie mitnehmen dürfe. Unschlüssig zauderte sie für die Dauer einer Sekunde, dann schaute sie ihm mit ihren prächtigen blauen Augen noch einmal voll und offen in's Gesicht und nickte ihm zutraulich eine Bejahung zu. Das Blut stieg ihm in die Wangen, als er ihr behilflich war, den hohen Kutschersitz zu erklettern, und seine Verlegenheit hätte ihn jedenfalls recht ungeschickt erscheinen lassen, wenn es nicht seine hübsche Gesellschafterin meisterlich verstanden hätte, dieselbe zu bannen.

„Darf man erfahren, wo Ihr daheim seid?" fragte sie mit der naiven Wißbegierde eines Kindes, und er beeilte sich, ihr Rede zu stehen, indem er mit der Peitsche in ein Bergthal deutete, das sich zur Seite ihres Weges aufthat.

„Vom Käthenstein in Heinrichswaldau!" sagte er. „Ich heiße Friedrich Konrad."

„So seid Ihr also Einer der beiden Konrads vom Käthenstein, wie sie die Leute nennen? Vielleicht gar der, der vor zwei Jahren den Stier bezwungen hat?"

Der Gefragte schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, für solche Heldenthaten hat mich die Natur nicht ausgerüstet. Das war mein Bruder Georg, der

das Kraftstück vollbrachte. Er ist viel größer, stärker und tapferer als ich!"

„Ei, welch' ein Lob!" lachte sie. „Da muß man wohl glauben, daß die Leute Recht haben, welche so viel Wunderbares von ihm zu erzählen wissen. Wie es scheint, seid Ihr auch nicht wenig stolz auf einen solchen Bruder!"

„Und ist mir's zu verübeln, wenn ich's bin? Hat er sich doch in der Hauptstadt, wo er jetzt bei den Garde-Kürassieren steht, vor ein paar Monaten die Rettungsmedaille verdient, weil er einen Ertrinkenden mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen hat!"

Seine Augen leuchteten vor Freude, als er so von seinem Bruder sprach, und das hübsche junge Mädchen sah ihren Nachbar noch freundlicher an, als vorher.

„Ich glaube, das hättet Ihr auch gethan," meinte sie halb scherzend und halb im Ernst. „Es würde Mancher als tapfer und edelmüthig gerühmt werden, wenn ihm nur eine Gelegenheit geboten würde, den Beweis dafür zu liefern!"

Friedrich Konrad schüttelte ablehnend den Kopf.

„Ich kann gar nicht gut schwimmen," sagte er, „und mir fehlt die rasche Entschlossenheit meines Bruders. Bei dem gibt's nie ein Zaudern und Ueberlegen. Wo's Noth thut, da greift er zu, gleichviel, was für ihn selber daraus werden mag. Das könnte ich ihm nimmer nachthun."

Sie sprachen dann von anderen Dingen und plauderten bald so unbefangen mit einander, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt. Obwohl sie eine tüchtige Strecke zu fahren hatten, ehe sie den Kirchthurm von

Reimsbach aus der grünen Thalsenkung heraufschimmern sahen, wurde ihnen der Weg doch so kurz, daß Friedrich erstaunt aufblickte, als ihm das junge Mädchen ein abseits liegendes armseliges Häuschen als das Ziel ihres Weges bezeichnete.

„Das ist Vater Kossak's Wohnung!" sagte sie. „Während Ihr ihn vorsichtig dahin bringt, will ich vorauseilen, seine Frau zu benachrichtigen, damit das Erschrecken nicht gar zu groß ist!"

Noch ehe die Pferde standen, war sie vom Wagen herunter, und mit einem Ausdruck, in welchem sich Bewunderung und Zärtlichkeit mischten, schaute ihr der junge Konrad nach. Es kostete einige Mühe, den erschöpften Alten über den Fußsteg bis zum Hause zu geleiten, und in der Thür desselben kamen ihnen denn auch seine Frau und seine Tochter bereits wehklagend entgegen. Die Letztere war ein hübsches, kräftiges Mädchen von kaum achtzehn Jahren; aber auch ihr junges Gesicht hatte bereits jene herben, vergrämten Züge aufzuweisen, die sich sowohl auf dem verwetterten Antlitz ihres Vaters, wie auf dem ihrer kränklich und hinfällig aussehenden Mutter zeigten. Die alte Frau hatte, wie es schien, Angesichts des unerwarteten Unglücksfalles ganz den Kopf verloren.

„Was in aller Welt soll nun aus uns werden!" jammerte sie. „Die Tochter mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt, und der Alte krank. Nun können wir uns getrost alle Drei hinlegen und verhungern!"

„Schweig still, Weib!" knurrte der Alte. „Ein Jeder erfährt nur, was er verdient. Wir hätten unser Mädel

besser erziehen sollen, dann wär' uns das Eine wie das Andere erspart geblieben!"

Die junge Dirne wandte sich ab und verhüllte das Gesicht mit der Schürze. Die Frau aber hatte die Worte ihres Mannes sogleich richtig zu deuten gewußt.

„Das also war's!" schrie sie, außer sich vor Zorn, indem sie ihre Faust gegen das Dorf hin schüttelte. „Du warst hinausgegangen, um dem Paul Huhndorf aufzupassen, und das Fräulein sagt, ein Wagen hätte Dich umgerannt. Ich hab's ja gleich gewußt, wessen Wagen das gewesen ist! Aber es gibt keine Gerechtigkeit mehr im Himmel, wenn der Elende ohne seine Strafe bleibt!"

„Was sagt Ihr von dem Paul Huhndorf, Mutter Kossak?" fragte das junge Mädchen, welches plötzlich sehr ernst geworden war. „Ihr glaubt doch nicht, daß er absichtlich eine so ruchlose That begangen haben könnte?"

Die Frau wollte reden, aber Kossak befahl ihr mit einer sehr energischen Geste zu schweigen und meinte, es sei besser, ihn in's Bett zu bringen, statt hier müßig zu schwatzen. Der Hinweis war denn auch sehr wohl angebracht und wurde ohne Weiteres befolgt, wobei es bei der Kopflosigkeit der Frau dem fremden jungen Mädchen zufiel, die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Tief ergriffen von dem Elend und dem Jammer, der ihm hier entgegen trat, hatte Friedrich Konrad das Innere des Hauses verlassen, in welchem er vor der Hand ganz überflüssig war. Als aber gleich darauf die schluchzende Tochter der bedauernswerthen Alten an ihm vorüber eilte, um — wie sie auf seine Frage erwiederte — den Wundarzt aus

dem Dorfe zu holen, da drückte er ihr, ohne ein Wort zu sagen, einige Geldstücke in die Hand und bedeutete sie, da sie ihn erstaunt und unschlüssig ansah, mit einer stummen Bewegung, keine Zeit mehr zu verlieren.

Er hätte nun wohl seine Heimfahrt antreten können, aber es mußte ihm doch wohl noch irgend etwas auf dem Herzen liegen, denn er machte sich so lange an den Pferden zu schaffen, bis seine schöne junge Bekannte wieder aus der Hütte trat. Es fiel ihm auf, daß ihr Aussehen sich in der kurzen Zeit ganz verändert hatte. Eine Wolke lag auf ihrer vorher so heiteren Stirn, und das Lächeln auf ihren Lippen hatte einer befremdlichen Herbheit Platz gemacht. Jedenfalls aber galt ihr Unmuth nicht seiner Person, denn mit herzlicher Vertraulichkeit reichte sie ihm ihre Hand.

„Es freut mich, daß Ihr noch da seid," sagte sie. „Ich kann Euch nun doch im Namen dieses armen alten Mannes danken für den Dienst, den Ihr ihm erwiesen habt. Die braven Leute werden vom Unglück schwer verfolgt. Durch eine Ueberschwemmung hat Kossak vor Jahr und Tag all' seine Habe verloren. Nun muß er in seinem Alter als Taglöhner arbeiten, und es ist hart genug, daß es schlechte Menschen gibt, die sich nicht scheuen, den Kummer des Unglücklichen noch zu vermehren. Es wird jetzt schlimme Tage da drinnen geben!"

„Hoffentlich ist's mit der Verletzung nicht so schlimm," meinte Friedrich, „und was die Noth anbetrifft, so wird sich wohl etwas dagegen thun lassen. Jedenfalls schau' ich in ein paar Tagen wieder her."

„Wie gut Ihr seid!“ sagte sie, und mit Entzücken fühlte er einen warmen Druck ihrer Hand, während ihre schönen Augen voll freundlichsten Dankes zu ihm aufsahen. „Ich werde mich freuen, Euch hier wieder zu sehen!“

Ermuthigt durch so viel Liebenswürdigkeit wagte er die Frage, ob er sie nun auch nach Hause fahren dürfe, aber sie schüttelte ablehnend den Kopf.

„Es sind ja nur noch ein paar hundert Schritte bis nach Reimsbach, und da bin ich daheim. Ich bin die Tochter des Ortsvorstehers Pfeifer, der Euch vielleicht dem Namen nach bekannt ist. Und es würde doch wohl gar zu erstaunte Gesichter geben, wenn ich im Wagen neben einem fremden jungen Mann meinen Einzug hielte.“

Nochmals nickte sie ihm freundlich zu, dann schlug sie den Feldweg ein, der nach dem Dorfe führte. Behender als sonst schwang sich Friedrich auf den Wagen; das kleine Abenteuer schien ihm durchaus nicht verdrießlich gewesen zu sein, denn mit sehr vergnügtem Gesicht und unter lustigem Peitschenknall fuhr er nach Heinrichswaldau zurück, wo am fruchtbaren Abhange des Käthensteins der Hof und die Felder der Brüder Konrad lagen.

2.

Ein paar Wochen später war es, als um die Zeit der Abenddämmerung ein junges Paar aus dem Häuschen des Taglöhners Kossak trat. Es war Friedrich Konrad und Luise Pfeifer, die sich hier, wie schon so manches Mal seit ihrer ersten Begegnung, getroffen hatten. Es war

das im Grunde die natürlichste Sache von der Welt, denn Friedrich hatte sein Versprechen, die bittere Nothlage der armen Leute nach Kräften zu lindern, mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt, und hatte sich dabei nicht auf die Spendung von Geldgeschenken beschränkt. Da er sah, daß dem Alten, der an einem Bruch des Schlüsselbeins darnieder lag, sein Besuch aufrichtige Freude bereitete, war er in Zwischenräumen von wenigen Tagen um die Abendzeit zu Fuß herüber gekommen und hatte dabei dem jungen Mädchen wohl begegnen müssen, weil sie täglich erschien, um dem bedürftigen Ehepaar Lebensmittel und kleine Geschenke zu bringen. Wie gute alte Bekannte hatten sie sich dann jedesmal begrüßt; in traulicher Unterhaltung war ihnen ein Stündchen so schnell verflogen, als ob es nur wenige Minuten gewesen wären, und ihre Gespräche waren oftmals, obwohl sie nur gleichgiltige Dinge betrafen, so eifrig gewesen, daß sie draußen noch eine gute Weile Seite an Seite auf und nieder schritten, ehe sie sich die Hand zum Scheidegruße boten. Auch an diesem Abend hatten sie neben dem Schemel des Alten, der jetzt fast ganz wieder hergestellt war, lebhaft und heiter wie Kinder miteinander geplaudert, und Mutter Kossak hatte ihnen bis zur Thüre das Geleit gegeben. Als sie in die Stube zurückkam, wurde sie von ihrem Manne mit einem pfiffigen Schmunzeln empfangen.

„Man weiß doch nie, wozu ein Ding gut ist," meinte er. „Das hätte sich dieser feige Bursche wohl niemals träumen lassen, daß er sich selber solchen Schaden thäte, als er mich über den Haufen rannte."

„Was meinst Du damit, Alter? Redest Du von dem Paul Huhndorf?“

„Nun, von wem sonst? Hattest Du mir nicht selbst die große Neuigkeit gebracht, daß er sich noch in diesem Sommer mit seiner Base Luise Pfeifer verheirathen würde, weil die reichen Väter es so haben wollten? Wie es aber jetzt um diese Beiden hier steht, meine ich, es wird nicht viel aus der Hochzeit werden.“

Die Frau schüttelte mit ernstem Gesicht den grauen Kopf.

„Da bist Du auf dem Holzweg, Alter! Was der Pfeifer will, das muß am Ende doch geschehen! Und wenn sich die Luise auch vielleicht sträuben wird, weil es gewiß ist, daß sie den Paul Huhndorf nicht mag — den Anderen, den Friedrich Konrad, nimmt sie auch nicht!“

„Ei, potz Wetter — und warum nicht? Ist er nicht ein prächtiger Bursche, und Einer, der eine Frau auch ohne Mitgift ernähren kann?“

„Nun gewiß! Ich wär' die Letzte, die ihm was nachreden möchte, denn ohne ihn hätt' unsere Lene nimmer einen so guten Dienst bekommen, und wir hätten in diesen schlimmen Wochen wohl am Hungertuch nagen müssen. Aber die Luise Pfeifer nimmt ihn doch nicht, dabei bleib' ich!“

„Und warum nicht?“ wiederholte der Alte erstaunt.

„Nun, weil sie ihn nicht mag! Darauf versteh' ich mich schon besser, als Ihr Männer! Es thut mir immer in der Seele weh, wenn ich sehen muß, wie der wackere junge Mann in sie verliebt ist. Er bringt ja die Augen

gar nicht von ihrem Gesicht, und ich bin gewiß, wenn sie von ihm verlangte, er solle in's Wasser springen, er würd' es auf der Stelle thun."

„Und sie? Ist sie nicht immer so herzlich und freundlich zu ihm, wie zu einem Bruder?"

„Ja, das ist's, wie zu einem Bruder! Sie hat ihn gern, weil sie recht wohl die guten Menschen von den schlechten zu unterscheiden weiß. Sie freut sich, mit ihm zu plaudern, weil er klug ist und sich nicht darin gefällt, Anderen was Uebles nachzureden. Aber das ist auch Alles!"

Der Alte brummte etwas von thörichtem Weibergeschwätz, aber er mußte doch wohl einigen Respekt haben vor dem Scharfblick seiner Frau, denn nach einer kleinen Weile sagte er in seinem grimmigsten Ton: „Das sag' ich Dir, Alte, wenn der Halunke, der Paul Huhndorf, dies Engelsmädel wegschnappt, so schlag' ich ihm noch auf dem Weg zur Kirche den Schädel entzwei! Das ist geschworen!"

Während sich drinnen das Taglöhnerpaar dergestalt mit ihnen und ihren Herzensangelegenheiten beschäftigte, gingen draußen die beiden jungen Leute auf dem stillen Waldpfade dahin, der über den Bergrücken als kürzester Fußweg nach Heinrichswaldau führte. Er hatte sie erst eine kleine Strecke nach ihrem Heimathsdorfe zu begleitet, aber sie selbst hatte dann den Vorschlag gemacht, umzukehren, damit sie Niemandem aus Reimsbach begegneten.

„Unsere Burschen haben eine alte Feindschaft gegen die von Heinrichswaldau," sagte sie, „und ich möchte nicht, daß Ihr um meinetwillen Ungelegenheiten hättet."

Nun hatte sie ihn begleitet und in ihrem sorglosen Geplauder hatten sie gar nicht bemerkt, wie tief sie dabei in den Wald hinein gerathen waren. Die Dunkelheit war rasch herein gebrochen, und nun war es natürlich seine Pflicht, sie wenigstens bis zum Ausgang des Forstes zurück zu führen. Der Weg war schlecht und da sie ein paarmal strauchelte, bot er ihr seine Hand, um sie zu stützen. Arglos nahm sie die kleine Hilfeleistung an, und unbefangen plauderte sie weiter, während ihm unter der Berührung dieser kleinen warmen Hand das Blut so heiß zum Herzen strömte, daß ihm mit einem Mal das Sprechen schwer zu werden schien.

Als sie dem Ausgang des Waldes nahe waren, blieb er plötzlich stehen und sagte: „Am künftigen Sonntag ist Kirmeß in Reimsbach. Ihr werdet doch auch mittanzen?"

„Es wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben," erwiederte sie. „Es ist mir nicht viel daran gelegen, aber der Vater hält darauf, daß ich mich nicht ausschließe."

Er zauderte ein wenig, als wenn er nicht recht den Muth hätte, weiter zu sprechen, dann aber fragte er rasch, ihre Hand noch immer festhaltend: „Und würdet Ihr mir böse sein, wenn ich auch hinüber käme, Euch um einen Tanz zu bitten?"

„Ach nein, thut das lieber nicht!" bat sie hastig. „Ich sagte Euch ja schon, daß unsere Burschen nicht gut auf Euch zu sprechen sind, und es sind so böse und rauflustige Menschen unter ihnen. Wie leicht könnte es da ein Unglück geben!"

Es war aufrichtige Besorgniß, die aus ihren Worten

klang, und da er keine Antwort gab, so mußte sein Schweigen wohl für eine Zustimmung gelten. Stumm gingen sie weiter; da knackte und brach es plötzlich neben ihnen in den Zweigen, und während Luise einen kleinen Schreckensschrei ausstieß, tauchte Paul Huhndorf's untersetzte Gestalt und sein höhnisches Gesicht dicht an ihrer Seite auf. Mit ironischer Höflichkeit zog er seinen Hut und sagte: „Guten Abend, schönes Lieschen, oder muß man schon sagen: Gute Nacht? Thut man darum daheim so stolz und spröde, um in der Finsterniß, wenn's Niemand sieht, mit hergelaufenen Burschen im Walde herum zu streichen? Nun, der Oheim wird sich freuen, solche Neuigkeiten zu erfahren."

Damit ging er weiter, ohne eine Antwort abzuwarten. Friedrich machte eine Bewegung, als wenn er dem Frechen nacheilen wollte, aber Luise hielt ihn zurück.

„Laßt's gut sein!" sagte sie ruhig. „Er soll seine Antwort von mir haben, und es würde ihm nur damit gedient sein, wenn es Händel gäbe. Nun aber geht heim! Ich mache den Weg in's Dorf zurück besser allein!"

Da sie sich nicht veranlaßt sah, es ihm aus freien Stücken zu sagen, fand er nicht den Muth, sie zu fragen, wer der Unverschämte gewesen sei, und widerspruchslos leistete er ihrer Aufforderung Folge. Rasch schritt sie auf dem zum Dorfe führenden Wege dahin. Es war offenbar ihre Absicht, den Anderen noch einzuholen. Friedrich schaute ihr nach, so lange er die Umrisse ihrer schlanken Gestalt in der abendlichen Dämmerung wahrnehmen konnte, dann kehrte auch er gedankenvoll nach Hause zurück.

Schon von draußen fiel es ihm auf, daß im Wohnzimmer die Lampe brannte, und als er über die Schwelle trat, sah er am Fenster einen hochgewachsenen, breitschulterigen Mann, der ihm den Rücken zukehrte. Er wollte eine erstaunte Frage thun, aber da wandte sich Jener um, und mit einem lauten Ausruf der freudigsten Ueberraschung eilte Friedrich auf ihn zu, um ihn in die Arme zu schließen.

„Georg! Du bist's!" Das war Alles, was er herausbrachte, und auch der Andere hatte merklich mit seiner Rührung zu kämpfen, ehe er mit übermüthiger Heiterkeit ausrufen konnte: „Gelt, das nenn' ich eine Ueberraschung? Darauf bist Du nicht gefaßt gewesen, daß ich Dir so in's Haus fallen würde, ein volles Jahr vor Ablauf meiner Dienstzeit? Aber ich hab' mich auch seit Wochen auf diese lustige Ueberrumpelung gefreut. Weil ich mich gut gehalten habe, bin ich mit des Königs Urlaub heimgeschickt worden, und ich denke, sie werden mir das dritte Jahr erlassen. Nun kann das alte Leben wieder seinen Anfang nehmen!" —

Während sie mit ihren Pfeifen neben einander auf dem Sopha saßen, nahm sich Friedrich Zeit, seinen Bruder genauer zu betrachten. So getreulich er auch sein Bild im Gedächtniß bewahrt hatte, er war doch beinahe betroffen, als er Georg nun in der strotzenden Fülle seiner Jugendkraft und Mannesschönheit vor sich sah. Der Waffendienst hatte seine Haltung noch stolzer und freier, seine Bewegungen noch sicherer und elastischer, seinen Blick noch durchdringender und kühner gemacht. Er war jetzt sicherlich der schönste Bursche weit und breit.

Es konnte nicht fehlen, daß ihr Gespräch auch auf Friedrich's abendlichen Ausflug kam, und in harmloser Neckerei meinte Georg: „Ich hielt es nur für einen verdrießlichen Zufall, daß Du gerade heute nicht daheim warest. Aber der alte Christel meinte, das käme seit einigen Wochen sehr häufig vor, und da ich weiß, daß Du kein Wirthshausgänger bist, so konnte ich mir keinen anderen Reim darauf machen, als daß es mit Deinem Herzen nicht mehr ganz richtig sei. Heraus also mit der Sprache! Wir Beide haben doch niemals Geheimnisse vor einander gehabt!"

Es hatte durchaus nicht in Friedrich's Absicht gelegen, schon heute über eine Angelegenheit zu reden, von der er sich selber noch kaum Rechenschaft zu geben wagte; aber jetzt hielt er es doch für das Beste, dem Bruder sein ganzes Herz auszuschütten. Er erzählte ihm also in seiner ehrlichen, schlichten Weise, wie er Luisens Bekanntschaft gemacht, und wie er schon bei dieser ersten Begegnung gefühlt habe, daß keiner Anderen als ihr jemals seine Liebe gehören könne.

„Bravo! Bravo!" rief Georg, als er geendet. „Und es ist Alles zwischen Euch im Reinen? Das Mädel liebt Dich natürlich auch?"

Friedrich schüttelte den Kopf, aber das freudige Lächeln, welches sein gutes Gesicht verschönte, strafte diese Verneinung wieder Lügen

„Wir haben noch nicht davon gesprochen, obwohl wir uns schon oftmals wieder gesehen haben," sagte er. „Aber wenn es nicht gar zu unbescheiden ist, ihre Freundlichkeit

zu meinen Gunsten zu deuten, so glaube ich wohl, daß auch sie mich nicht ungern sieht!"

„Nun, ich sehe schon, daß ich gerade zur rechten Zeit gekommen bin, um dem Hangen und Bangen ein Ende zu machen," rief Georg in seinem lustigen Uebermuth. „Daß Du uns eine hübsche junge Frau in's Haus bringen willst, ist brav von Dir; aber das mit den verstohlenen Zusammenkünften, mit der Schüchternheit und Zimperlichkeit, das gefällt mir nicht. Die Konrads vom Käthenstein haben, denk' ich, das Versteckenspiel nicht nöthig! Wenn Du auf einen guten Rath hören willst, so gehen wir am künftigen Sonntag zusammen hinüber und bringen die Sache mit meiner künftigen Schwägerin und mit ihren Eltern kurzer Hand in Ordnung."

Friedrich mußte an seinen eigenen Vorsatz denken, die Reimsbacher Kirmeß zu besuchen. Er erzählte dem Bruder davon und auch von Luisens Bitte, diese Absicht nicht auszuführen. Aber da fand er wenig Einverständniß bei Georg.

„Was sind das für Dummheiten!" rief er aus. „Soll Dein Mädchen etwa glauben, daß wir uns vor den Reimsbacher Burschen fürchten? Wir gehen ja nicht hin, um Händel zu suchen, und wenn uns trotzdem Einer zu nahe kommt, so soll er zu seinem eigenen Schaden erfahren, daß ein preußischer Kürassier keinen Spaß versteht! Die Sache ist abgemacht, Bruderherz, und wenn Du mich nicht begleiten willst, so gehe ich eben allein!"

Die trotzige Sprache war zwar nicht ganz nach Friedrich's Herzen, aber auf der anderen Seite war die Aus-

sicht, mit einem kühnen Schritt den Besitz des geliebten Mädchens zu erringen, gar zu verlockend, als daß er ernstlich hätte widerstehen können. Er machte nur noch einige schwache Einwendungen, und als der Nachmittag des nächsten Sonntages herangekommen war, da schritten die beiden Brüder festlich gekleidet auf dem Wege nach Reimsbach dahin.

Schon am Eingang des Dorfes warfen ihnen ein paar Bursche, welche sie überholten, feindselige Blicke zu, und Friedrich hörte, wie Einer von ihnen sagte: „Das sind die Konrads vom Käthenstein. Was wollen die heute hier bei uns? Ich möcht' ihnen wahrhaftig nicht rathen, sich im Kruge blicken zu lassen!"

Die Warnung des geliebten Mädchens fiel dem jungen Mann in diesem Augenblick schwer auf die Seele. Aber zur Umkehr war es nun ja zu spät. So betraten sie denn den großen, festlich geschmückten Tanzsaal im Kruge, aus welchem ihnen bereits der Klang der Fiedeln, untermischt mit den verschiedenartigsten Aeußerungen ausgelassener Fröhlichkeit, entgegentönte. Die ganze Jugend des Dorfes war hier beisammen, und in dem Gedränge und dem dichten Tabaksqualm wurde man der neuen Ankömmlinge nicht sogleich gewahr. Die Brüder hatten vollkommen Zeit, nach Derjenigen Umschau zu halten, wegen deren sie allein hierher gekommen waren. Merkwürdiger Weise war es nicht Friedrich, sondern Georg, welcher Luise zuerst herausgefunden hatte. Seine scharfen Augen die rasch von einer Gruppe zur anderen gewandert in sich hatten sich mit jenem seltsamen Aufblitzen, das ihth und,

jeder Gemüthsbewegung des jungen Mannes eigenthümlich war, auf eine schlanke Mädchengestalt geheftet, die ganz im Hintergrunde des Saales halb versteckt hinter einem Pfeiler stand, und deren große blaue Augen ziemlich theilnahmlos in das bunte Gewühl der Tanzenden schauten.

„Sieh' nur dorthin, Friedrich," flüsterte er seinem Bruder zu, indem er verstohlen nach jener Richtung deutete. „Welch' ein prächtiges Mädel! Wenn ich nicht erst Deinen Schatz begrüßen wollte, würde ich gleich hinüber gehen, sie zum Tanz aufzufordern."

„Aber das ist sie ja, Georg — das ist ja Luise Pfeifer!" gab der Andere zurück. „Nur meinen Schatz mußt Du sie nicht nennen, so weit ist es zwischen uns noch nicht."

„Also das ist sie?" wiederholte Georg langsam, anscheinend ohne die letzten Worte des Bruders zu beachten. „Nun, man kann Dir Glück wünschen, denn wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre, so hätte ich wahrhaftig auch nicht anders gewählt."

Damit ergriff er ohne Weiteres Friedrich's Arm, um ihn quer durch den Saal mit sich fort zu ziehen, dem Standorte Luisens zu. Er mußte dabei manches tanzende Paar bei Seite schieben, und dies ungestüme Vordringen verfehlte nicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die beiden fremden Männer zu lenken. Ringsum wurden Rufe des Erstaunens und des Unwillens laut, und man-

gleiten willst, so geh flog schon jetzt zu den Brüdern hin-

Die trotzige Sprache war

rich's Herzen, aber auf der and. Erste, welcher die Absicht

durchschaut hatte, denn

noch ehe die Konrads den Pfeiler erreicht hatten, wo die noch immer Ahnungslose stand, hatte er sich herzugedrängt und die Hand des Mädchens ergriffen, um sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Mit einem zornigen Blick, in dem sich zugleich Erstaunen und Abscheu ausprägten, sah Luise den Unverschämten an, indem sie zugleich bemüht war, ihre Finger aus dem Druck seiner Faust zu befreien. Sie wollte etwas sagen, aber da schlug auch schon eine tiefe, wohlklingende Männerstimme an ihr Ohr, die ihr seltsam vertraut und bekannt erschien, obwohl sie sie nie zuvor vernommen hatte.

„Hollah, guter Freund," hatte Georg ausgerufen. „Ihr seht doch wohl, daß Ihr als Tänzer hier nicht sehr begehrt seid. Vielleicht ist es am gescheidtesten, daß Ihr bei Zeiten anderswo Umschau haltet."

„Wer hat Euch erlaubt, Euch in meine Angelegenheiten einzumischen?" gab Huhndorf giftig zurück. „Was ich mit meinem Mädel zu schaffen habe, ist meine Sache, nicht Eure, und ich rath' Euch, das zu merken, wenn Ihr nicht mit den Reimsbacher Fäusten gute Bekanntschaft machen wollt!"

Jetzt hatte Luise auch Friedrich erblickt, und nun wußte sie bestimmt, was ihr eine Ahnung schon bei seinem ersten Wort gesagt hatte: daß der hoch gewachsene junge Mann mit dem kühnen, energischen Gesicht und den blitzenden Augen kein Anderer als Georg Konrad sein könne. War sie anfänglich bei dem plötzlichen Anblick der beiden Brüder in jähem Erschrecken erblaßt, so überzogen sich ihre Wangen nun plötzlich mit einem lebhaften Roth und,

ihre Hand mit einer raschen Bewegung aus den Fingern des Burschen befreiend, rief sie mit vor Entrüstung bebender Stimme: „Habe ich Dir nicht ein- für allemal erklärt, Paul, daß ich nicht mit Dir tanzen will, und daß ich vor Deiner Zudringlichkeit Ruhe zu haben wünsche? Du hast so wenig ein Recht, Dir eine Vertraulichkeit gegen mich herauszunehmen, als Du ein Recht hast, irgend Jemanden den Aufenthalt im Kruge zu wehren, und schämen solltest Du Dich, daß Du gleich wieder Händel suchen willst!"

„Steht es so?" knirschte der so derb Abgekanzelte mit drohend zusammengezogenen Brauen. „Nun meinetwegen, wir werden ja sehen, wer da das letzte Wort behält."

Und er wendete den drei Anderen den Rücken, um sich hastig durch das Gedränge nach der anderen Seite des Saales hin zu arbeiten, wo ein ganzer Trupp junger Burschen eifrig redend und gestikulirend am Schänktische stand.

Nach seiner Entfernung kehrte sich Luise den beiden Brüdern wieder zu, und ein sanfter Vorwurf klang aus ihrer Stimme, als sie Friedrich an die Warnung erinnerte, die sie ihm noch vor wenigen Tagen hatte zu Theil werden lassen. Statt des Angeredeten aber nahm Georg das Wort, und in seiner heiteren, sorglosen Art beruhigte er sie über die Folgen ihres unerwarteten Erscheinens. Seltsam war es, daß das junge Mädchen jedesmal erröthete, wenn der ältere der Brüder zu ihr sprach, und daß ihre Antworten dann einsilbig und verlegen klangen, während sie doch im Verkehr mit Friedrich

so viel Offenheit und Vertraulichkeit an den Tag gelegt hatte. Zwar hatte sie Georg ohne Zögern ihre Hand gereicht, als er, sich selbst vorstellend, ihr die seinige gereicht hatte, aber sie hatte es dabei vermieden, ihre Blicke noch einmal voll zu ihm aufzuschlagen, und es war ihm gewesen, als ob er ein leises Zittern ihrer schlanken Finger spüre.

Noch einmal hatte sie dann mit leiser Stimme die Brüder beschworen, jedem Streit aus dem Wege zu gehen, dann war ihrer vertraulichen Unterhaltung durch den Hinzutritt einiger Freundinnen, welche ihre Neugierde nicht länger bezähmen konnten, ein Ende gemacht worden.

Friedrich hatte Luise zum Tanz aufgefordert, aber sie hatte ihren Arm erst dann auf den seinigen gelegt, als sie sah, daß Georg mit einem der anderen Mädchen bereits durch den Saal dahinflog. Ihr Athem ging schwer, und sie, die sonst mit so großer Aufmerksamkeit den Worten Friedrich's gelauscht hatte, fuhr heute jedesmal wie aus einem tiefen Traume empor, wenn er eine Frage an sie richtete.

Der junge Mann setzte ihr so auffällig verändertes Wesen noch immer auf die Rechnung ihrer Bestürzung und Besorgniß, und um dieselbe nicht unnöthig zu vermehren, führte er sie auf ihren Platz zurück, noch ehe der Tanz zu Ende gespielt war. Nun stand er neben ihrem Stuhl, und zum ersten Mal, seitdem sie Bekanntschaft mit einander gemacht hatten, suchte er vergebens nach einem Gesprächsstoff, um das Schweigen zu brechen, welches immer peinigender auf ihnen lastete. Da kam

mit lachendem Gesicht und mit raschen, zuversichtlichen Schritten Georg heran, um Luise zum Tanz aufzufordern. Sie schien zu zaudern, aber er that, als ob er das nicht bemerkte. Mit einem lustigen Scherzwort zog er sie mit sich fort, und es war dem nachschauenden Friedrich, als hätte er niemals ein schöneres Paar gesehen und niemals einen geschickteren Tänzer, als seinen Bruder. Erst nach Verlauf einer Viertelstunde kamen sie zurück. Die Augen des jungen Mädchens leuchteten und ihr Busen wogte in stürmischen Athemzügen. Der Bann, welcher vorhin auf ihr gelegen, mußte wohl gewichen sein, denn die Veränderung in ihrem Aeußeren war eine ganz überraschende. Diesmal sah sich Georg nicht mehr nach einer anderen Tänzerin um, sondern er blieb ebenfalls neben dem Stuhl Luisens stehen und beugte sich vertraulich zu ihr herab, um eine Unterhaltung fortzusetzen, die wohl schon während des Tanzes begonnen hatte.

„Und wer war der ungeschickte Tölpel, der vorhin einen Streit mit uns beginnen wollte?“ fragte er.

„Es ist meines Vaters Schwestersohn, Paul Huhndorf,“ gab sie zurück, „ein widerwärtiger und roher Mensch, mit dem ich am liebsten gar nichts zu schaffen hätte, wenn das nur möglich wäre.“

„Und warum ist es nicht möglich?“ beharrte Georg. „Ich denke, es müßte sich auch dafür ein genügend kräftiges Wörtlein finden lassen.“

Luise senkte die Blicke in den Schoß. Es kostete ihr sichtlich einige Ueberwindung, darauf Antwort zu geben.

„Das wohl,“ meinte sie endlich. „Aber er ist bei

meinem Vater sehr gut angeschrieben. Zwischen ihm und den Eltern Paul's ist so allerlei verabredet worden, und es hat schon genug Streit und böses Blut gemacht, daß ich dazu nicht meine Einwilligung geben wollte. Wenn ich ihn nun gar zu schlecht behandle, muß ich daheim all' die alten Vorwürfe immer wieder von Neuem hören."

Friedrich horchte hoch auf. Davon hatte sie ihm niemals gesprochen, und es waren doch offenbar sehr ernsthafte Heirathspläne gewesen, deren sie da Erwähnung that. Aber freilich, wie hätte sie auch dazu kommen sollen, ihm dergleichen mitzutheilen! Vom Lieben und Heirathen war zwischen ihnen ja überhaupt niemals die Rede gewesen, und sie hatten selten von etwas Anderem gesprochen, als von seinem Bruder Georg, den sie nun, da er leibhaftig an ihrer Seite stand, eigentlich viel besser kannte, als ihn. War es darum ein Wunder, wenn sie jetzt, nachdem die erste seltsame Scheu und Befangenheit von ihr gewichen war, den heiteren, mittheilsamen Georg viel vertraulicher behandelte, als ihn, und wenn es ihnen im Eifer ihres Gespräches gar nicht einzufallen schien, daß er stumm daneben stand und nicht ein einziges Wort einzuwerfen wußte?

Er kam sich mit einem Male hier so ganz überflüssig vor, und es wurde ihm so weh um's Herz, daß er am liebsten ganz still davongeschlichen wäre. Aber als er nun wirklich eine Bewegung dazu machte, drehte sich Georg nach ihm um.

„Willst Du denn gar nicht mehr tanzen, Friedrich?" fragte er mit einiger Verwunderung seinen Bruder, und

Friedrich machte darauf hin Luisen seine etwas ungeschickte Verbeugung, um mit ihr in die Reihen einzutreten. Aber sie hatten sich kaum einige Male umgedreht, als Paul Huhndorf sich in hinterlistiger Weise an sie herandrängte und sie dadurch, daß er Friedrich unversehens ein Bein stellte, zu Fall zu bringen suchte. Der heimtückisch Angegriffene hatte im Straucheln noch Geistesgegenwart genug, seine Tänzerin loszulassen, so daß sie auf den Beinen blieb und nicht in seinen Sturz hineingerissen wurde. Er selber aber fiel seiner ganzen Länge nach und mit um so größerer Wucht zu Boden, als ihm einer aus dem Haufen, der ihn sofort umdrängte, einen gewaltigen Stoß in den Rücken versetzt hatte. Der Ueberfall war offenbar ein vorher geplanter und verabredeter gewesen, denn wie auf ein gegebenes Signal waren urplötzlich alle kampfesfähigen Burschen zur Stelle, und während die Mädchen mit angstvollem Geschrei nach den Ecken des Saales und zu der auf die Gallerie führenden Holztreppe flüchteten, begannen sie mit Fäusten und Knütteln, ja selbst mit leeren Biergläsern auf den am Boden Liegenden einzuhauen. Von allen weiblichen Wesen, die sich in dem Raume aufhielten, war nur Luise an der nämlichen Stelle geblieben, an welcher man ihren Tänzer niedergerissen hatte, und ohne der Gefahr zu achten, der sie sich damit aussetzte, suchte sie ihn mit ihrem eigenen Körper gegen die von allen Seiten hageldicht niedersausenden Schläge zu schützen. Paul Huhndorf, der ohne Zweifel der Rädelsführer der ganzen Schaar und der eigentliche Anstifter des feigen Ueberfalls war, faßte sie um den Leib und suchte sie

zurückzureißen, während sie seiner Absicht einen muthigen Widerstand entgegensetzte.

Alles dies war das Werk einer unglaublich kurzen Zeit gewesen, und die Musiker, welche den Zusammenhang noch gar nicht begriffen, bliesen und fiedelten noch immer weiter darauf los. So kam es, daß auch Georg den Hergang erst erkannte, als sein Bruder bereits von der gewaltigen Ueberzahl der brutalen Angreifer umringt war. Er sah, daß hier nicht mehr ein einziger Augenblick zu verlieren war, und er war auch nicht der Mann, in einer so überaus kritischen Situation die kostbare Zeit zu vergeuden. Ohne Besinnen ergriff er einen der schweren eichenen Stühle und schmetterte ihn mit solcher Wucht gegen den Thürpfosten, daß er zerbrach und daß sich der junge Mann des einen Stuhlbeins als einer Waffe bedienen konnte, die in einer so riesenstarken Faust wahrlich nicht zu verachten war. Dann drang er mitten in den Knäuel hinein, und nachdem rechts und links einige der stämmigsten Burschen vor seinen kraftvollen Stößen zur Seite getaumelt waren, stand er auch wirklich unversehrt und hoch aufgerichtet neben seinem Bruder. Mit einem Ruck hatte er den Liegenden in die Höhe gezogen.

„Nimm dies!“ rief er ihm zu, indem er ihm das Stuhlbein in die Hand drückte. „Wir treiben sie gegen die Thür. Ich für meine Person will schon mit den Fäusten durchkommen.“

Da fiel sein Blick auf Luise, die sich noch immer gegen den Versuch Paul Huhndorf's, sie fortzuzerren, sträubte, und in seinem Antlitz flammte ein so wilder

Zorn auf, wie man ihn diesen heiteren, offenen Zügen niemals hätte zutrauen sollen. Ehe noch einer der Umstehenden so recht begriffen hatte, was da geschah, lag Paul Huhndorf blutüberströmt und regungslos wie ein Todter am Boden, und der junge Riese, welcher allein der Urheber dieser That sein konnte, theilte mit dunkelglühendem Antlitz und blitzenden Augen nach allen Seiten so wuchtige Faustschläge aus, daß die Burschen trotz ihrer gewaltigen Ueberzahl ganz entsetzt zurückzuweichen begannen. Friedrich blieb immer tapfer an seiner Seite; aber er beschränkte sich auf die Vertheidigung und Abwehr, und war bemüht, seinem Bruder den Rücken zu decken. Anfänglich zwar versuchten die Reimsbacher noch immer, sich zu halten, weil es ihnen doch gar zu schmählich erschien, sich von zwei Gegnern, oder eigentlich nur von einem einzigen, in die Flucht schlagen zu lassen; aber Georg drängte den ganzen Haufen immer weiter gegen die Thür, und als er nun gar einem der zunächst Befindlichen den Stock entriß und sich desselben als einer Waffe bediente, da gab es bald kein Halten mehr unter den Burschen, und Jeder suchte sich so schnell als möglich aus der Nähe des fürchterlichen Feindes in Sicherheit zu bringen. Nur an dem Schänktische faßten ein paar der Stärksten und Entschlossensten noch einmal festen Fuß, und als die Brüder auch hier auf sie eindrangen, schleuderten sie ihnen alle Gläser und Krüge und sonstige Gefäße entgegen, deren sie im Bereich ihrer Arme habhaft werden konnten. Es war ein kritischer Augenblick, der dem ungleichen Kampf sehr leicht noch eine für die Konrads

verhängnißvolle Wendung geben konnte, und der in der That um so gefährlicher schien, als Georg von einem schweren Steinkruge so heftig an die Stirn getroffen wurde, daß er um einen Schritt zurücktaumelte und daß sein Gesicht sogleich von Blut überströmt war. Aus dem allgemeinen Schreien und Jammern der Frauenzimmer heraus vernahm man in diesem Augenblick einen gellenden Ausruf des Entsetzens, einen Aufschrei, der auch das Ohr des Getroffenen erreicht haben mußte, denn er wandte seinen Kopf nach jener Richtung hin, aus welcher er ihn vernommen, und gleich darauf warf er sich mit der ganzen Wucht seiner unwiderstehlichen Körperkraft auf die Gegner, welche sich da hinter dem Schänktische verbarrikadirt hatten. Kaum eine Minute später war der Kampf beendet und der Saal von allen waffenfähigen Männern geräumt. Die vielfachen Blutspuren auf dem Fußboden zeigten deutlich genug, wie heiß es in dem Streite hergegangen war, und am deutlichsten zeigte es die lang ausgestreckte Gestalt Paul Huhndorf's, der noch immer bewegungslos mitten im Saale lag.

„Um Gottes willen, Georg, er wird doch nicht todt sein?" sagte Friedrich zu seinem Bruder, der sich eben mit einem Tuche nothdürftig das in dickem Strom aus der klaffenden Stirnwunde hervorquellende Blut abzutrocknen suchte, und in einer mitleidigen Aufwallung wollte er sich dem Bewußtlosen nähern, um sich von der Natur seiner Verletzung zu überzeugen. Aber Georg ergriff ihn heftig am Arm und riß ihn zurück.

„Bist Du von Sinnen?" rief er. „Willst Du Dein

eigenes Leben daransetzen, um diesem Halunken beizustehen? Nichts da, wir haben unsere Schuldigkeit gethan, und nun ist's Zeit, daß wir nach Hause zu kommen suchen. Ich brauche nothwendig ein paar Athemzüge frischer Luft, denn mir wird's ganz bunt und sonderbar vor den Augen."

Und geradenwegs wollten sie auf die Thür zugehen. Da hörte Friedrich, wie von der anderen Seite des jetzt ganz leeren Saales her eine halblaute, wohlbekannte Stimme seinen Namen rief. Da hinten war es fast ganz dunkel. Er sah nur die Umrisse einer weiblichen Gestalt; aber er wußte doch sofort, daß er und sein Bruder diesem Rufe unbedingt Folge leisten mußten.

„Komm mit mir, Georg," sagte er hastig, indem er den Arm des Verwundeten in den seinigen nahm und ihn mit sich fortzog. „Es ist Luise, die mich gerufen hat. Sie wird uns noch etwas zu sagen haben."

„Luise!" murmelte der Andere, der plötzlich anfing zu schwanken und mit unsicherer Stimme zu sprechen. „Ja, zu ihr wollen wir gehen — zu ihr."

Friedrich hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich die Tochter des Ortsvorstehers, welche sie dort in der Dunkelheit hinter der zur Gallerie emporführenden Treppe erwartete.

„Ihr dürft den Krug nicht durch die vordere Thür verlassen," raunte sie ihnen mit fliegendem Athem zu. „Das ganze Dorf ist draußen versammelt, um Euch zu erwarten, und Ihr würdet nicht mehr lebendig davonkommen. Aber ich will Euch so hinausbringen, daß sie Euch nicht sehen. Hier ist eine Hinterthür, die in den

Hof führt, und von da könnt Ihr leicht unbemerkt durch die anstoßenden Gärten die Landstraße nach Heinrichswaldau gewinnen. Aber schnell, denn es ist keine Zeit zu verlieren."

Sie hatte die Hinterthür schon geöffnet, von der sie gesprochen hatte, und sie selbst ging nun mit raschen Schritten den Brüdern voran, um ihnen den Weg zu weisen. Als sie auf dem rings umschlossenen und ganz menschenleeren Hofraum standen, konnten sie sich als vorläufig geborgen ansehen, wenngleich der wilde Lärm, der von draußen hereindrang, Beweis genug dafür war, daß die Reimsbacher noch keineswegs daran dachten, sich bei ihrer schimpflichen Niederlage zu beruhigen.

„Nur schnell! Nur weiter!" wollte Luise drängen, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie jetzt ihre Augen auf Georg richtete, welcher todtenbleich gegen die Hauswand getaumelt war und sich offenbar nur noch mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft auf den Füßen erhielt.

„Ich — ich kann nicht mehr!" kam es tonlos aus seinem Munde. „Mach' Dich auf den Weg, Friedrich, und laß mich hier liegen, Du kannst mich — ja abholen, wenn — wenn sie mich — nicht unterdessen — hier — gefunden — haben!"

Er schwankte, so daß es für Friedrich keine leichte Aufgabe war, ihn zu stützen. Aber er erhielt einen Beistand an Luise, die mit einem raschen Schritt ebenfalls an die Seite des Verwundeten getreten war, und auf deren lieblichem Antlitz sich in diesem schrecklichen Augen-

blick zugleich mit einem weit über die bloßen Pflichten der Menschlichkeit hinausgehenden Mitgefühl eine seltsame Energie und Entschlossenheit ausprägte. Noch ehe Friedrich eine Antwort geben konnte, hatte sie ihm das Wort vorweggenommen.

„So dürft Ihr freilich nicht daran denken, Euch auf den Heimweg zu machen, aber ebenso wenig könnt Ihr auf dieser Stelle bleiben. Nehmt Eure Kräfte nur noch für eine kurze Zeit zusammen, so gut Ihr könnt. Mit Eures Bruders Hilfe bringe ich Euch auf diesem Seitenweg, wo uns Niemand sehen wird, in das Haus des alten Kossak. So armselig es auch ist, Ihr seid da doch sicher und könnt bleiben, bis Ihr Euch erholt habt."

Ihre weiche Stimme, die jetzt so bestimmt und zugleich voll beinahe zärtlicher Besorgniß war, schien eine seltsam belebende Wirkung auf Georg auszuüben. Er lächelte ihr freundlich zu und richtete sich straff empor.

„Es wird gehen!" sagte er. „Aber Ihr müßt mir Eure Hand geben, mich zu führen."

Dann schlang er den rechten Arm um seines Bruders Nacken, und zwischen den hohen Gartenhecken schritten die Drei schweigend dem nicht sehr fern gelegenen Häuschen des Tagelöhners zu.

Wenige Worte reichten hin, die beiden Alten zu verständigen, und mit Eifer ergriff das arme Ehepaar die Gelegenheit, sich seinen Wohlthätern erkenntlich zu zeigen. Mutter Kossak richtete in aller Eile ihres Mannes Bett für den Verwundeten her, und es war hohe Zeit dazu gewesen, denn halb ohnmächtig sank er auf dasselbe nieder.

Luise selbst war es, die seine beträchtliche Stirnwunde wusch und kühlte, um sie dann, als die Blutung aufgehört hatte, zu verbinden. Sie ging bei alledem so umsichtig und geschickt zu Werke, als wäre es von jeher ihr Beruf gewesen, Kranke zu pflegen, und die Berührung ihrer schlanken, kühlen Finger mußte für Georg etwas unsäglich Wohlthuendes und Beruhigendes haben, denn der lächelnde Ausdruck wich nicht von seinem Gesicht, und seine Blicke folgten jeder Bewegung des jungen Mädchens mit einer beinahe andächtigen Aufmerksamkeit.

Unterdessen stand Friedrich mit verschränkten Armen am Fenster der kleinen Kammer, und sein ernstes Gesicht verrieth nichts von dem, was in seinem Herzen vorgehen mochte. Als Luise ihren Samariterdienst beendet hatte, wandte sie sich ihm zu und meinte: „Laßt uns nun gehen, denn es ist besser, wenn Euer Bruder für eine Weile allein bleibt. Mutter Kossak wird gewissenhaft für alle seine Bedürfnisse sorgen."

Die Brüder drückten sich die Hand, und Georg versprach, am nächsten Tage wieder daheim zu sein, da er bis dahin mit der kleinen Schramme wohl fertig geworden wäre. Dabei vermied er es aber absichtlich, Friedrich anzusehen, und es war, als sei plötzlich etwas Fremdes zwischen sie getreten, als sei Jeder von ihnen froh, für eine Weile von der Gesellschaft des Anderen befreit zu werden.

Bis zum Eingang des Waldes blieb Luise an Friedrich's Seite. Sie hatten bis dahin kein Wort mit einander gesprochen, und erst, als sie nun stehen blieb, um sich zu verabschieden, brachte er etwas wie einen Dank

heraus und bat sie zugleich, seinen Bruder bis zur Wiederherstellung unter ihre Obhut zu nehmen.

Mit einer stolzen Bewegung richtete sie den schönen Kopf empor und sagte: „Er steht unter meinem Schutz, und so lange ich am Leben bin, wird ihm hier sicherlich kein neues Leid geschehen."

Ohne eine weitere Erwiederung reichte ihr Friedrich die Hand und ging hastig in der Richtung nach seinem Heimathdorfe davon. Aber als er oben im stillen Hochwald angelangt war, warf er sich zwischen den Bäumen in das Moos nieder, das Gesicht in den Händen verborgen, und verharrte lange regungslos in dieser Stellung. Da er sich endlich wieder erhob, war er sehr bleich geworden und ein düsterer Ernst hatte sich über seine Züge gebreitet. Mit gesenktem Haupte und mit schweren, müden Schritten setzte er seinen Heimweg fort.

Als er den Hof betrat, sprang ihm der alte treue Kettenhund mit einem leisen Freudengewinsel entgegen; gleich darauf aber schnüffelte er eifrig auf dem Boden umher, und Friedrich verstand die Unruhe des klugen Thieres gut genug.

„Sei nur ruhig, Waldmann," sagte er, ihm den Rücken streichelnd, „der, den Du suchst, wird bald genug wiederkommen."

Während er sich in seine Schlafkammer begab, murmelte er aber vor sich hin: „Selbst der Hund hängt mehr an ihm, als an mir, obwohl er zwei ganze Jahre fort war. Er ist eben einer von Denen, die man gern haben muß. Wie konnte ich nur verblendet genug sein, das zu vergessen!"

3.

Vier Tage später saß Friedrich Konrad daheim in der Wohnstube über dem Wirthschaftsbuch, als ihm Waldmann's lautes Freudengebell verrieth, wer den Hof betreten haben mußte. Er legte die Feder bei Seite und stand auf, um dem Bruder entgegen zu gehen, aber schon an der Schwelle des Zimmers trafen sie aufeinander.

Georg mußte entweder sehr rasch gegangen sein, oder es mußte ihn irgend eine starke Erregung beherrschen. Sein Gesicht war dunkel geröthet und seine breite Brust hob sich in stürmischen Athemzügen. Für ein paar Sekunden standen sich die Brüder Auge in Auge gegenüber, und Georg war es, welcher seinen Blick zuerst zu Boden senkte.

„Guten Abend, Friedrich,“ sagte er in einem Tone, der trotz seiner Rauhheit unsicher klang, „die dumme Geschichte hat mich länger aufgehalten, als ich dachte. Ich seh's schon ein, daß es eine Narrheit war, zu der ich Dich verführt habe. Aber was geschehen ist, kann man nicht mehr ändern.“

Er schleuderte seinen Hut auf die Fensterbank und ließ sich schwer in einen Stuhl fallen.

„Hat's was Neues gegeben?“ fuhr er hastig fort, als wolle er verhindern, daß Friedrich auf seine erste Bemerkung weiter einginge. „'s ist mir gerade, als wenn die paar Tage eine halbe Ewigkeit gewesen wären.“

„'s ist Alles beim Alten,“ war die ruhige Antwort des Anderen. „Ich hätt' Dich nach der Botschaft, die ich vor drei Tagen bekam, noch gar nicht zurück erwartet.“

„Von was für einer Botschaft red'st Du? Wer hat Dir eine geschickt?"

„Luise Pfeifer — wer sonst? Sie hat sich brav gegen Dich benommen. Es hätt' schlimm ausgesehen ohne sie."

Georg bückte sich, um einen Nagel aufzuheben, der vor ihm auf dem Fußboden lag, und er vergaß es darüber, eine Antwort zu geben. Auch Friedrich schien auf die Unterhaltung keinen Werth zu legen, denn er schrieb schon wieder an seinem Wirthschaftsbuche. Für eine geraume Weile hörte man nichts, als das Kratzen einer Feder und das Ticken der alten Wanduhr, dann stand Georg auf und schritt nach der Thür.

„Ich bin müde," sagte er. „Gute Nacht, Friedrich!"

„Gute Nacht!" klang es zurück. Aber trotzdem zögerte der Andere noch, das Zimmer zu verlassen.

„Hast Du mir vielleicht noch etwas zu sagen, Friedrich? Ich meine, es könnte ja wohl sein."

Friedrich schaute von seiner Arbeit auf. Wieder ruhten die Blicke ineinander, und wieder war es Georg, der den seinigen seitwärts wendete.

„Daß ich nicht wüßte! Ich freue mich, daß Du gesund wieder daheim bist, und daß Alles so gut abgelaufen ist — das wär' Alles."

So einfach und aufrichtig die Erwiederung klang, sie war offenbar noch nicht darnach angethan, den Fragenden zu befriedigen.

„Du hast einen Groll gegen mich," beharrte er. „Ist's nicht so?"

„Einen Groll? Wie sollte ich dazu kommen? Es war

ja nur um meinetwillen, daß Du Dir so übel mitspielen ließest."

„Das ist nicht wahr!" rief Georg beinahe heftig zurück. „Ich hab' Dich verleitet, mit mir nach Reimsbach zu gehen. Ohne mich wär' das Alles nicht geschehen. Ich wollte, Du hättest Deine Sache in Richtigkeit gebracht, bevor ich nach Hause kam."

„Welche Sache, Georg?"

„Nun — das mit dem Mädel! Gib Dir doch nicht das Ansehen, als wenn Du mich nicht verständest! Hätt' ich sie als Deine Braut gefunden, so wär's viel besser gewesen für uns Alle."

„Ich denke doch, es ist besser so! Aber wenn Dir's recht ist, wollen wir an diesem Abend nicht weiter davon reden."

„Wie Du willst! Ich wüßt' auch schließlich nicht, was da noch viel zu reden wäre! Geschehene Dinge werden damit nicht mehr ungeschehen gemacht."

Er ging hinaus, aber seine Müdigkeit konnte doch wohl nicht eben allzu groß gewesen sein, denn als Friedrich zwei Stunden später ganz leise seine Schlafkammer aufsuchte, die von derjenigen des Bruders nur durch eine dünne Wand geschieden war, da hörte er, wie sich Georg noch immer schlummerlos auf seinem Lager wälzte, und abgerissene, unverständliche Worte eines Selbstgespräches klangen an sein Ohr, das nur der Ausdruck einer gewaltigen seelischen Erregung sein konnte.

In peinvollem, drückendem Schweigen verstrich den beiden Brüdern der folgende Tag. Es stand etwas Ge-

heimnißvolles zwischen ihnen, das immer schwerer auf ihren Gemüthern lastete, je ängstlicher sie vermeiden wollten, es zu berühren. Am Abend seiner Heimkehr war Georg auf eine offene Erklärung gefaßt gewesen. In entschlossener Stimmung war er über die Schwelle des Vaterhauses getreten, vollkommen bereit, sich zu vertheidigen und einen Kampf aufzunehmen, der ihm unvermeidlich schien. Er hatte allerlei Fragen erwartet, was in jenen vier Tagen geschehen sei, da ihn Luise in Reimsbach gepflegt und verborgen gehalten, und er würde, wenn seine Erwartung sich erfüllt hätte, an diesem Abend gewiß den Muth gehabt haben, Alles zu sagen. Aber statt dessen war ihm Friedrich mit einer Ruhe und einem anscheinend unerschütterlichen Gleichmuth entgegen gekommen, die ihn völlig aus der Fassung brachten. Mit schwerer Selbstüberwindung hatte er trotzdem einen Versuch gemacht, offen auf das Verhängniß loszugehen, das sich feindselig zwischen sie gedrängt. Er hatte Klarheit schaffen wollen, was auch immer daraus entstehen mochte, und nur Friedrich's ablehnendes Verhalten trug die Schuld daran, daß er sein Vorhaben nicht in Wirklichkeit hatte durchsetzen können. Als aber der neue Morgen angebrochen war, als er bei hellem Tageslicht in das blasse, feine Gesicht seines Bruders sah, auf welchem jetzt ein Ausdruck tiefen Kummers lag, und das ihm kaum jemals so gut und edel erschienen war, als gerade unter dem Bann dieses Kummers, dessen Ursachen er nur zu gut zu kennen glaubte, da war ihm mit einem Male all' sein Muth bis auf das letzte Restchen entschwunden. Was ihm in der stürmischen

Erregung des gestrigen Abends nichts Anderes gewesen war, als ein gutes Recht, für welches er selbst dem eigenen Bruder gegenüber mit allen Waffen eintreten durfte, das dünkte ihm nun im hellen Tageslichte urplötzlich ein Verbrechen, dessen er sich in hinterlistiger, verrätherischer Weise schuldig gemacht habe.

Das Mittagsmahl hatten die beiden Brüder schweigend eingenommen, aber als Friedrich seinen Teller zurückschob und Miene machte, sich zu erheben, sagte Georg in hingeworfenem Tone, als ob es sich um etwas ganz Nebensächliches handle: „Wenn Du ein paar hundert Thaler baares Geld im Hause hast, so möcht' ich Dich bitten, mir das, was sich entbehren läßt, auf mein Erbtheil herauszuzahlen. Ich denke doch, es wird Dir nichts verschlagen."

„Es gehört Dir so gut als mir, Georg, und Du weißt den Schlüssel zur Lade wohl zu finden. Aber was willst Du denn mit dem Gelde anfangen, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?"

„Das ist wohl nicht sehr schwer zu errathen! Ich will fort!"

„Fort von hier? Aus Deinem Vaterhause! Und weshalb?"

„Verschone mich mit dem vielen Fragen! Wenn Du's nicht schon errathen hast, ist's besser, daß Du's überhaupt nicht erfährst. Es gefällt mir hier nicht mehr! Ich halt's nicht mehr aus. Das ist doch wohl Erklärung genug!"

Die Worte waren ihm rauh und beinahe zornig über

die Lippen gekommen, als ob es sich nicht um eine einfache und naheliegende Frage, sondern um die Herausforderung zu einem Streit gehandelt habe. Dabei ruhte sein Auge mit brennendem Fieberglanz auf dem Gesicht des Bruders und eine hochgradige Spannung prägte sich in seinen Zügen aus. Jenem aber schien die unfreundliche Erklärung wirklich vollkommen genügt zu haben, denn ohne noch weiter eine besondere Ueberraschung zu zeigen, sagte er, indem er sich erhob und seinen Stuhl unter den Tisch schob: „Ein paar Tage wirst Du doch immerhin noch warten, ehe Du einen solchen Entschluß ausführst, Georg! Und bis dahin werden wir, wie ich denke, noch einmal in aller Freundschaft darüber reden."

Ruhiger und herzlicher hätte seine Antwort kaum sein können, und dennoch ließ sie Georg ungeduldig aufbrausen.

„Soll das etwa heißen, daß Du mich für ein Kind hältst, dem man sein Vorhaben ausreden könnte, wie irgend eine unüberlegte Tollheit? Wenn ich sage, daß ich gehen werde, so gehe ich auch. Es ist ganz überflüssig, noch weiter ein Wort darüber zu verlieren, sowohl heute als an irgend einem anderen Tage!"

„Nun, nun, es war nicht böse gemeint," sagte Friedrich. „Du bist natürlich Herr über Deine Entschlüsse und kannst thun und lassen, was Dir gefällt. Ich vermag mich nur noch nicht recht daran zu gewöhnen, daß es mit einem Mal so ganz anders geworden ist zwischen uns." —

Und wieder gingen mit schwerer drückender Langsam-

keit zwei endlose Tage auf dem Käthenstein dahin. Friedrich kam eben vom Abhange des Berges herab, wo er mit dem Knecht bei der Feldarbeit beschäftigt gewesen war, als er denselben kleinen Burschen das Wohnhaus verlassen sah, welcher ihm neulich die Botschaft Luisens ausgerichtet hatte. Daß der Auftrag, der den Knaben diesmal hierhergeführt, nicht für ihn bestimmt sei, konnte ihm nicht zweifelhaft sein, und wenn er sich auch im ersten Moment ein wenig verfärbt hatte, kümmerte er sich doch nicht weiter um die zufällige Wahrnehmung. Eine halbe Stunde nachher verließ auch Georg das Haus, aber es geschah nicht, wie Friedrich wohl gehofft haben mochte, um den Bruder aufzusuchen oder sich an der Arbeit zu betheiligen, sondern er schlug langsam und mit gesenktem Haupte jenen schmalen Fußsteg ein, der in die finstere Käthenschlucht, einem engen und tiefen Thaleinschnitt von wildromantischem Charakter führte.

Auch um die Zeit, da die Brüder sonst gemeinsam ihre einfache Abendmahlzeit einzunehmen pflegten, war er noch nicht zurück. Eine gewisse Unruhe, die nach Georg's neulicher Erklärung, daß er die Heimath verlassen wolle, immerhin erklärlich schien, begann sich Friedrich's zu bemächtigen, und so verhaßt ihm sonst auch alles verstohlene Herumspähen war, diesmal konnte er doch nicht umhin, die Schlafkammer Georg's zu betreten, um sich zu vergewissern, daß sich dort noch alle seine Sachen in dem gewöhnlichen Zustande befänden. In der That deutete nichts darauf hin, daß Georg sich bereits darauf eingerichtet habe, seinem Vaterhause auf eine lange Zeit,

wenn nicht auf immer, den Rücken zu kehren. Alle seine Habseligkeiten befanden sich an ihren gewohnten Plätzen, und auf dem kleinen Tisch neben dem Bett lag ein aufgeschlagenes Buch, in welchem er wohl noch unmittelbar vor seiner Entfernung gelesen haben mochte. Unwillkürlich blieben Friedrich's Augen an dem weißen Rande eines Papiers haften, welches zwischen den Blättern des aufgeschlagenen Buches hervorlugte. Eine eigenthümliche Ahnung stieg plötzlich in ihm auf. Vielleicht stand dieses Papier in einem Zusammenhange mit dem Erscheinen von Luisens Boten und mit dem einsamen Spaziergange, welchen Georg mitten in der drängenden Arbeit des Tages unternommen. Ehe er sich noch recht klar darüber geworden war, daß es eigentlich ein grober Vertrauensbruch sei, dessen er sich damit schuldig machte, hatte er seine Hand nach dem Buche ausgestreckt und das Blatt aus demselben herausgezogen. Ein einziger flüchtiger Blick mußte ihn belehren, daß es in der That ein an seinen Bruder gerichteter Brief sei, den er da vor sich habe, ein Brief, der mit ungemein zierlichen und behenden Schriftzügen auf einen sehr einfachen Bogen geschrieben war. Das Blatt brannte in Friedrich's Hand. Er wollte es an den Platz zurücklegen, auf dem er es gefunden hatte, und doch war er nicht im Stande, seine Blicke davon loszumachen. Fast wider seinen Willen las er die ersten Zeilen, und dann, wie von einer unsichtbaren Macht dazu gezwungen, das ganze Schreiben, dessen Inhalt freilich für ihn kaum minder bedeutungsvoll war, als für seinen Bruder.

Luise hatte geschrieben:

„Zwei ganze Tage habe ich mit dieser Antwort gezögert, weil ich von Stunde zu Stunde hoffte, Du müßtest mir einen anderen Brief senden und Alles widerrufen, was Du in dem ersten geschrieben. Ist es denn möglich, ist ein Mann in einer Zeit, die kaum hinreicht, um einen Händedruck vergessen zu machen, Alles verleugnen kann, was ihm theurer und heiliger sein sollte, als sein Leben — seine Ehre und seine Liebe! Ja, seine Ehre, Georg; denn der Verrath an einem vertrauenden Mädchenherzen wiegt nicht leichter als der Wortbruch, der einem Manne gegenüber begangen wird, und auch ohne daß man mit aufgehobenen Fingern gesprochen hat: ich schwöre! kann man sich eines Meineids schuldig machen. Aber Du sollst mich nicht falsch verstehen. Wenn Du Dich an mir versündigt hast, so magst Du Dich mit Deinem Gewissen darüber abfinden, und nicht mir steht es zu, Dich dafür zu strafen. Du hast meine Liebe verschmäht, und nimmer würde ich gekommen sein, sie Dir noch einmal anzubieten, wenn ich nicht trotz alledem die Gewißheit hätte, daß die Verzweiflung es gewesen ist, die Dir Deinen Brief diktirt hat, und daß es viel eher meine Pflicht ist, Dich zu trösten, als Dir Vorwürfe zu machen. Ich glaube Dir Alles, was Du von der Liebe für Deinen Bruder sagst, und von den Pflichten, die Du gegen ihn zu erfüllen hast. Weil Du ihn verrathen zu haben glaubst und weil Dich die Reue peinigt, willst Du nun auch mich aufgeben und willst Dich und mich unglücklich machen, wie er unglücklich geworden ist. Aber bist Du auch wohl mit Dir zu

Rathe gegangen, Georg, ob dies der rechte Ausweg aus dieser traurigen Verwirrung ist? Du willst Deine Heimath verlassen, um Deinem Bruder das Feld zu räumen, wie Du sagst. Glaubst Du vielleicht, daß nur Deine Entfernung nöthig wäre, um mich sein Weib werden zu lassen? Glaubst Du, daß er ein solches Opfer von mir fordern würde, oder daß ich im Stande wäre, es ihm zu bringen? Du schreibst, ich würde Friedrich's Antrag unbedenklich angenommen haben, wenn Du nicht gekommen wärest, und vielleicht triffst Du damit die Wahrheit. Es ist eine wahrhafte und aufrichtige Freundschaft, die ich für ihn empfand, aber daß es nicht Liebe war, daß wußte ich in dem nämlichen Augenblick, da Deine Stimme zuerst an mein Ohr schlug, da ich Dir zum ersten Mal in's Auge schaute. Von dem Augenblick an hätte ich Deinem Bruder nicht mehr angehören können, auch wenn zwischen Dir und mir nie ein Wort von Liebe geredet worden wäre. Und nun sollte ich mich dieser Lüge gar jetzt noch schuldig machen? Nein, Georg, ich werde sein Weib so wenig jemals werden, als das eines Anderen, und wenn Du nur darum aus Deiner Heimath fliehen willst, so begehst Du ein Unrecht und eine Thorheit zugleich. Ist aber Dein Entschluß dennoch, wie Du sagst, unwiderruflich gefaßt, und vermögen meine Vorstellungen nichts mehr daran zu ändern, so laß uns wenigstens nicht ohne Wort und Händedruck von einander scheiden! Es ist das Einzige, was ich als mein gutes Recht von Dir verlange! Noch an diesem Abend müssen wir uns sprechen, denn in den nächsten Tagen kann ich das Dorf nicht

heimlich verlassen, und hierher darfst Du nicht kommen. So werde ich denn heute Abend um neun Uhr bei dem Adlerstein in der Käthenschlucht auf Dich warten. Niemand wird uns dort belauschen, und Du darfst nicht schlecht von mir denken, weil ich damit etwas thue, das einem Mädchen gewiß nicht gut ansteht. Aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, ohne ein Lebewohl von Dir zu gehen, wenn ich mich auch Deinem grausamen Ausspruch fügen will, daß diese Trennung unvermeidlich ist. Auf ein letztes Wiedersehen denn!

Luise."

Friedrich faltete den Brief, nachdem er ihn langsam bis zu Ende gelesen, sorgfältig zusammen und barg ihn dann in der Brusttasche seines Rockes.

Nur eine kleine Weile schien er unschlüssig, was er zunächst zu beginnen habe, bald aber war er mit sich selbst in's Reine gekommen. Er warf einen Blick auf die Uhr, deren Zeiger auf wenige Minuten vor Neun wiesen, dann vertauschte er seinen Arbeitsrock schnell mit einem besseren, setzte seinen Hut auf und verließ das Haus.

Draußen war es innerhalb der letzten Viertelstunde sehr finster geworden. Schwere schwarze Gewitterwolken waren von verschiedenen Seiten heraufgezogen und hatten sich zu einer unheimlich drohenden Masse vereinigt, die schon beinahe den ganzen Himmel bedeckte. In kurzen Zwischenräumen fuhren heftige Windstöße durch das Thal, und in der Nähe des Horizontes zuckten fahle Blitze auf, die nach längeren Pausen von fernem, lang nachhallendem

Donnergrollen gefolgt waren. Einzelne schwere Regentropfen schlugen Friedrich in's Gesicht, als er seinen Fuß in's Freie setzte, und der alte Knecht, der sich eben versichert hatte, daß in den Ställen Alles in guter Ordnung sei, fragte ihn erstaunt, ob er gerade jetzt fortgehen wolle.

„Es gibt ein böses Unwetter," meinte er. „Wenn uns nur nicht vom Gebirge herunter das Wasser auch noch über den Hals kommt!"

Friedrich war in diesem Augenblick wenig aufgelegt, sich um den drohenden Aufruhr in der Natur zu kümmern. Vielleicht waren ihm diese schweren, nachtschwarzen Gewitterwolken, die heulenden Windstöße, die der nahende Sturm als seine warnenden Boten voraussandte, und die bläulich-fahlen Blitze just das rechte Wetter für seine Gemüthsstimmung, denn er athmete tief auf und schob den Hut noch weiter aus der Stirn zurück.

„Es wird so schlimm nicht werden, Christian," meinte er. „Auch bin ich in längstens einer Stunde zurück. Mein Bruder ist nach der Käthenschlucht und ich gehe, ihn heimzuholen."

Damit ging er auf demselben schmalen Fußpfade davon, den nicht lange vorher auch Georg eingeschlagen hatte. Christian aber schüttelte, indem er ihm nachschaute, verwundert seinen grauen Kopf.

Sein Erstaunen war begreiflich genug, denn der tiefe Thaleinschnitt, der mit seinen schroffen, einander senkrecht gegenüberstehenden Felswänden bei irgend einer Erdkatastrophe durch einen gewaltigen Riß entstanden zu sein

schien, war schon am hellen Tage so unwirthlich und düster, daß man ihn für einen Spaziergang gewiß zu allerletzt ausersehen haben würde. Von der freundlichen Vegetation, die sonst all' die lieblichen Thäler der Umgegend erfüllte, war hier nur wenig zu bemerken. Auf einzelnen moosbewachsenen Steinblöcken und Felsvorsprüngen fristeten einige anspruchlose Tannen und Fichten, deren weithin ausgestreckte Wurzeln sich ängstlich an das Gestein anklammerten, ein jämmerliches Dasein. Sonst starrten überall nur die nackten rothen Steinwände auf, und das Einzige, was der finsteren Schlucht einen Schein des Lebens gab, war das Murmeln des kleinen Bergwassers, welches sich auf ihrem Grunde durch Geröll und Felstrümmer seinen Weg bahnte. Weder die Gemeinde Heinrichswaldau noch sonst Jemand hatte sich veranlaßt gefunden, einen ordentlichen Weg durch die Käthenschlucht anzulegen, die ja höchstens einmal von einem Holzschläger oder von einem neugierigen Touristen passirt wurde. An der einen Seitenwand fand sich in geringer Höhe über der Thalsohle etwas, das einem Fußpfade ähnlich sah; aber derselbe war an den meisten Stellen sehr unbequem und so schmal, daß zwei Personen nicht mehr neben einander darauf hinschreiten konnten, und so zogen es denn die Einheimischen zumeist vor, unten auf dem Grunde der Schlucht von einem Felsblock auf den anderen zu steigen oder zu springen.

Wenn es Luise darum zu thun gewesen war, für ihre letzte Zusammenkunft mit Georg Konrad einen Ort ausfindig zu machen, an welchem sie keine Ueberraschung

durch Andere zu fürchten hatten, so war die Wahl, welche sie getroffen, sicherlich die allerbeste gewesen. Um die Abendzeit verirrte sich Niemand mehr hierher, und am allerwenigsten würde es Einem in den Sinn gekommen sein, bis zu der von ihr zur Zusammenkunft bestimmten Stelle vorzudringen. Der Adlerstein befand sich nämlich da, wo die Käthenschlucht am engsten und tiefsten war. Er bestand aus einem kanzelartigen Vorsprung in der halben Höhe der einen Felswand, und er verdankte seinen Namen einem an seiner Spitze befindlichen sonderbaren Steingebilde, das — von einem bestimmten Punkte aus gesehen — einige Aehnlichkeit mit einem sitzenden Adler hatte. Dieser Ort hatte nicht nur den Vorzug, daß er für Denjenigen, der dorthin bestellt wurde, durchaus nicht zu verfehlen war, sondern er bot auch erhöhte Sicherheit deshalb, weil hier das Geräusch eines kleinen Wasserfalls alle Bemühungen eines etwa dennoch irgendwo versteckten Lauschers zu Schanden gemacht haben würde.

Es war für Friedrich trotz seiner genauen Kenntniß der Oertlichkeit nicht mehr leicht, sich bis zu dem Adlerstein vorwärts zu arbeiten. Die Finsterniß hatte sehr rasch dergestalt zugenommen, daß er sich weniger auf seine Augen verlassen durfte, als auf den Tastsinn seines Fußes, und die Blitze, welche in immer schnellerer Aufeinanderfolge die rothen Felswände mit ihrem geisterhaften Lichte übergossen, trugen viel mehr dazu bei, den Wanderer unsicher zu machen, als ihm das Erkennen seiner Umgebung zu erleichtern. Hoch über ihm in den Wipfeln des uralten Hochwaldes, der den zerklüfteten Berg bedeckte,

brauste und wüthete bereits mit unheimlichem Rauschen der wilde Sturm, der in die enge Schlucht noch nicht Eingang gefunden hatte. Auch die Regentropfen fielen noch immer ganz vereinzelt und der Donner grollte und rollte noch immer dumpf wie aus weiter Ferne. Der eigentliche Ausbruch des Unwetters stand erst bevor, aber es war zu erwarten, daß es nach all' diesen Unheil verkündenden Vorboten eine furchtbare Heftigkeit annehmen würde.

„Sie wird nicht gekommen sein," dachte Friedrich, „oder sie hat sich schon wieder geflüchtet, ehe ich die Schlucht betreten habe. Es wäre ja entsetzlich, wenn sie hier der ganzen Schwere des Gewitters ohne ein schützendes Obdach preisgegeben sein sollte."

Trotz dieser Hoffnung aber setzte er seinen mühseligen und bei der tiefen Finsterniß nicht mehr ganz gefahrlosen Weg über das Steingeröll der Schlucht unverdrossen fort, und nicht die Furcht vor der bevorstehenden Katastrophe in der Natur war es, die sein Herz in rascheren Schlägen pochen ließ, als er nun im Schein eines grellen Blitzes die charakteristischen Umrisse des Adlersteins für einen flüchtigen Moment in geringer Entfernung vor sich auftauchen sah.

Dieser Blitz schien aber das Signal zum eigentlichen Ausbruch des Gewitters gewesen zu sein, denn er wurde nach einem Zeitraum von nur wenigen Sekunden gefolgt von einem Donnerschlage, dessen dröhnendes Gepolter schauerlich an den Wänden der Schlucht widerhallte. In derselben Minute öffneten sich dann auch alle Schleusen

des schwarzen Gewitterhimmels, und urplötzlich prasselte ein Regenguß hernieder, wie ihn in solcher Heftigkeit eben nur die Berggegenden kennen.

Friedrich hatte nur wenige weitere Schritte auf dem Grunde der Schlucht gemacht, als er fühlte, wie das Wasser bereits seine Knöchel umspülte, und hastig tastete er sich darum zu dem höher liegenden Fußpfad empor.

„Es ist ein Wolkenbruch!" murmelte er vor sich hin. „Aber sie kann nicht mehr hier sein. Es wäre entsetzlich!"

Selbst die grellen Blitze, die nunmehr in kaum noch meßbaren Pausen auf einander folgten, waren nicht mehr im Stande, auch nur die nächstliegenden Gegenstände erkennen zu lassen. Nicht mehr in einzelnen Tropfen oder Fäden, sondern in einer dichten, zusammenhängenden Wand schienen die Wassermassen aus den Wolken herabzustürzen, und jedesmal, wenn die pechschwarze Dunkelheit einer jäh aufzuckenden Helligkeit wich, sah das gemarterte Auge nichts Anderes als einen blaugelb beleuchteten Nebel, den kein menschlicher Blick zu durchdringen vermochte.

In einer geringfügigen Spanne Zeit war Friedrich bis auf die Haut durchnäßt worden, und nun fuhr urplötzlich ein Windstoß durch die Schlucht, der ihm den Hut vom Kopfe riß und der ihn unfehlbar von dem schmalen Fußpfade herabgeschleudert haben würde, wenn er sich nicht noch rechzeitig an eine vorspringende Felskante hätte festklammern können. Christian hatte mit seiner Vorhersage dennoch Recht gehabt. Ein Unwetter wie dieses war seit Langem nicht dagewesen, und noch

niemals hatte Friedrich ein ähnliches im Freien durchlebt.

Die Stelle, an welcher er sich augenblicklich befand, wäre vielleicht noch am besten dazu angethan gewesen, um ihn hier die Gewalt des Gewitters abwarten zu lassen, aber er wußte ja, daß er noch immer um etwa hundert Schritte von dem Adlerstein entfernt war, und es ließ ihm keine Ruhe, bis er sich überzeugt hatte, daß die, welche alle seine Gedanken beschäftigte, wirklich bereits in Sicherheit sei. So tastete und kämpfte er sich denn weiter, vom Wasser triefend und immer hart an die Felswand gedrückt, deren vorspringende Kanten seine Kleider zerrissen und seine Haut verwundeten, ohne daß er es auch nur wahrgenommen hätte.

Nun mußte er ungefähr an jener Stelle sein, nach der er mit der äußersten Anspannung all' seiner Kräfte strebte. Er fühlte plötzlich, daß ihn der Regen weniger heftig traf, und daß ihm auch gegen die Gewalt des Sturmes ein gewisser Schutz geboten sei. Und als sich die Scenerie nun abermals in blendende Beleuchtung tauchte, da erkannte er, daß er sich außerhalb des Regennebels in einer kleinen Höhlung befand, die durch den überhängenden Fels gebildet wurde, und er gewahrte zugleich, daß er aufgehört habe, allein zu sein, kaum drei Schritte von ihm entfernt standen eng aneinander geschmiegt zwei menschliche Gestalten: diejenigen, welche er hier gesucht und von denen er doch gehofft hatte, daß er sie nicht mehr finden würde.

Die erste Empfindung, welche ihn bei dieser Wahrnehmung überkam, war die eines namenlosen Schreckens.

Er wollte rufen, aber der erste Laut blieb ihm in der Kehle stecken, er wollte vorwärts stürzen, aber seine Füße waren wie festgewurzelt an den Boden. Und zugleich packte es ihn wie wilde Verzweiflung. Was wollte er denn hier? Weshalb war er gekommen? Wenn sie ihn entdeckten, stand er nicht vor ihnen wie ein ertappter Lauscher, wie ein überlästiger Spion? Würde er denn die Kraft haben, ihnen zu sagen, daß seine Absicht eine gute gewesen sei, daß er sie habe verhindern wollen, einen vorschnellen, verhängnißvollen Entschluß zu fassen und um seinetwillen ein Glück zu opfern, dem er gewiß nicht im Wege stehen wollte?

Steif und starr wie ein Theil der Felswand, an die er sich lehnte, stand er noch an der nämlichen Stelle, als es abermals hinter ihm und um ihn aufleuchtete. Und jetzt verrieth ein gellender Aufschrei aus Luisens Mund, daß sie ihn gesehen habe, daß er verrathen sei. Mechanisch that er noch einen Schritt weiter vorwärts. Durch das erderschütternde Rollen des Donners, durch all' das Heulen, Brausen und Rauschen der empörten Elemente tönte ihm Georg's: „Wer ist da?" an das Ohr, und er rief als Antwort seinen Namen, während er in der Finsterniß nach der Hand des Bruders tastete. Aber er konnte die Hand nicht finden, und es war ihm, als hätte er neben sich ein gellendes Hohnlachen vernommen, doch das konnte in diesem Chaos von Tönen und Geräuschen auch eine Vorspiegelung seiner erregten Einbildungskraft sein. An Rede und Gegenrede war hier zunächst nicht zu denken, denn noch war die Wuth des Unwetters im Wachsen, und

zu all' den zahllosen Naturlauten, die sich bisher zu einer so furchtbaren Gesammtheit vereinigt hatten, gesellte sich plötzlich noch ein anderer, einer, der dem jungen Manne entsetzlicher dünkte, als Donner und Sturm, einer, der ihn mit Eisesschauern jähen Erschreckens übergoß.

Deutlich und immer deutlicher hörte er ein gleichmäßiges, brausendes und plätscherndes Getöse, so wie es nur gewaltige Wassermassen hervorbringen können, die aus einer beträchtlichen Höhe niederstürzen, und wenn der Donner für die Dauer von Sekunden schwieg, hörte er zugleich ein Gurgeln und Klatschen, wie wenn Wasser in einem eingeschlossenen Raume in die Höhe steigt, sich in hundert Ritzen und Spalten und Löcher und Vertiefungen drängend. Von Angst geschüttelt schob er sich vorwärts bis an den Rand des Vorsprunges, auf dem Georg und Luise standen. Da beugte er sich nieder und streckte die Hand nach unten. Er hätte in die leere Luft greifen müssen, denn der Pfad befand sich hier in beträchtlicher Höhe über dem Boden der Schlucht, aber was er erfaßte, was er an seinen Fingern und an seinem Handgelenk fühlte, war Wasser, eisig kaltes, mit rasender Schnelligkeit dahinfließendes Wasser. Und mit dem Augenblicke, da er diese entsetzliche Entdeckung machte, war jeder Gedanke an sein eigenes Geschick, an sein Glück und seine Zukunft gänzlich von ihm abgethan. In seinem Hirn und in seinem Herzen war nur noch Platz für die Vorstellung: Ihr Leben ist in höchster Gefahr! — und für den Gedanken: Sie muß gerettet werden, gleichviel für wen, und um welchen Preis!

„Fort von hier, Georg!" schrie er mit übermenschlicher Kraft. „Fort! Das Wasser ist in der Schlucht! Es schwemmt uns fort, wenn wir nicht höher hinauf steigen können!"

Und dabei faßte er auch schon nach jener Stelle, wo er wenige Sekunden zuvor Luise hatte stehen sehen. Er hatte eine Hand ergriffen, eine kleine, lebenswarme Hand, die in der seinigen zitterte, und die sich ihm doch willenlos überließ. Er kannte die Felswand so gut, wie die hölzerne Stiege zu seiner Schlafkammer im Vaterhause. Wohl hundertmal in seinen Knabenjahren war er in Gemeinschaft mit Georg zum Adlerstein emporgeklettert, und wenn ihm auch der ältere Bruder an Geschicklichkeit, Kraft und Gewandtheit dabei stets weit übertroffen hatte, so hatte er doch in seinem Eifer nicht nachgelassen, bis er es fertig gebracht, fast ebenso flink und sicher als er an der völlig unwegsam scheinenden Wand emporzuklimmen. Nun sollte die Geschicklichkeit, die sich einst im übermüthigen Spiel der Knabe erworben hatte, dem Manne zu Hilfe kommen in einer Stunde der schlimmsten Gefahr.

Es hatte keiner langen Besprechung und Verständigung zwischen den Brüdern bedurft, um Georg über die Absicht seines Bruders zu unterrichten. Während Friedrich das junge Mädchen nach sich zog, ihre Hand mit eisernem Druck in seiner Linken haltend und mit der Rechten nach den Stützpunkten tastend, die ihm hier die freiliegende Wurzel einer einsamen Fichte, dort ein kleiner moosüberwachsener Vorsprung des schlüpfrigen Felsens darbieten

mußte, folgte Georg den Voranschreitenden auf dem Fuße nach, bereit, bei einem etwaigen Fehltritt seines Bruders oder des geliebten Mädchens mit dem ganzen Gewicht seines Körpers ein Abgleiten zu verhüten.

Und so beschwerlich und gefahrvoll auch gerade jetzt dieser Aufstieg war, so oft auch die grellen Blitze ihr Auge blendeten, und so wild ihnen auch der Sturm die wuchtigen Regenmassen in's Gesicht peitschte, sie legten den mühseligen Weg doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit ohne einen unglücklichen Zwischenfall zurück. Und als sie nun auch die letzte große Schwierigkeit überwunden und den Adlerstein erklommen hatten, da durften sie sich für den Augenblick als gerettet betrachten, denn es war unmöglich, daß das Hochwasser bis hierher stieg. Freilich, ihre Lage war trotz alledem noch immer schlimm genug. Die Fläche, auf welcher sie standen, war so wenig umfangreich und fiel so schroff nach den Seiten hin ab, daß sie kaum eine einzige Bewegung wagen durften, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, in die Tiefe zu stürzen. Ein solcher Sturz aber wäre jetzt gleichbedeutend gewesen mit dem sicheren Tode, denn die Wasserfluth, welche da unten in dem engen Kessel wirbelte, schäumte und kochte, und welche durch die von der gegenüberliegenden Wand unaufhörlich herabstürzenden neuen Massen in jeder Minute mehr angeschwellt wurde, hätte auch den stärksten Mann, den geübtesten Schwimmer mit sich fortreißen müssen gleich einem willenlosen Korkstückchen. Die Aussicht, an irgend einer Kante zerschmettert zu werden, wäre für den Unglücklichen dann noch gewisser gewesen, als die des Er-

trinkens, und kein lebendes Wesen würde die Macht gehabt haben, ihn zu retten.

Und neben dieser Gefahr, die da unter ihren Füßen gähnte, gab es noch eine andere über ihnen, die kaum geringer war. Da oben richtete der Sturm unter den Bäumen furchtbare Verheerungen an. Er brach nicht nur eine Unzahl armdicker Aeste nieder, sondern er entwurzelte auch uralte Hochwaldriesen, die seit Jahrhunderten jedem anderen Orkan Trotz geboten hatten, und die nun in ihrem Fall noch all' den schwächeren Nachwuchs mit sich fortrissen, der sich in ihrer Nähe befand. Es war ein Knirschen und Krachen und Brechen da droben, als solle in dieser einen Nacht der ganze Wald ausgerodet werden, und mehr als einmal stürzte polternd einer der Stämme, der bis dahin am Rande der Schlucht sein kümmerliches Dasein behauptet, polternd in die Tiefe hinab. Wenn das Verhängniß es wollte, daß einer dieser entwurzelten Riesen den Adlerstein streifte, oder daß sie einer der von den unerhörten Regengüssen losgewaschenen Felsblöcke traf, so war ihr Schicksal besiegelt, und wohl Keiner von ihnen würde dann die Käthenschlucht lebend verlassen haben.

Georg hatte seinen Arm um die bebende Luise geschlungen und die beiden Brüder standen hart neben einander. Die Macht des eigentlichen Gewitters schien gebrochen zu sein, denn der Donner ertönte wieder schwächer und wie aus weiterer Ferne.

„Warum bist Du hierher gekommen?" fragte jetzt endlich Georg mit erhobener Stimme, um sich in dem tobenden

Aufruhr verständlich zu machen. „Ist es Deine Absicht gewesen, uns zu belauschen?"

„Nicht um Dich zu belauschen, Georg, aber um Dich zu finden. Ich habe Luisens Brief gelesen!"

Wie ein Aufschrei der Wuth kam es aus dem Munde des älteren Bruders, und seine geballte Faust zuckte auf, als wenn er einen Schlag gegen den Anderen führen wollte. Friedrich hatte in der Dunkelheit diese Bewegung nicht wahrnehmen können, Luise aber hatte das Zittern gefühlt, welches durch den Körper des jungen Mannes gegangen war, und fester als zuvor legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Weshalb suchtest Du mich?" kam es nach einer kleinen Weile wieder wie in dumpfer Drohung über Georg's Lippen. „War Dir's noch nicht genug, daß ich Deinetwegen fortgehen wollte?"

„Ich suchte Dich, um Dir zu sagen, daß Du bleiben mußt, Georg, daß Du Luise nicht unglücklich machen darfst, und daß es meine Pflicht ist, zu gehen, wenn wir hier nun einmal nicht mehr neben einander leben können."

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinem Edelmuth!" schrie Georg. „Ich schwöre Dir bei meinem Leben und beim Andenken an unsere Eltern, daß ich gehen werde! Der hier zu viel ist, bin ich, und ich bin's, der fort muß! Das ist ausgemacht und dabei bleibt's! Wenn Du nichts Anderes wolltest, als mich davon abwendig machen, so hättest Du wahrhaftig nicht erst den Weg hierher machen sollen, den wir vielleicht nicht mehr alle Drei mit einander zurückgehen!"

„Und das wär' Dein allerletztes Wort, Georg?"

„Es ist beschworen! Du hast's gehört! Davon ist nichts mehr zu reden!"

Und es wurde in der That nichts mehr davon geredet. Friedrich gab keine Antwort, und den drei Menschen, die da oben auf der engen Felsklippe zusammengedrängt standen, vergingen in dumpfem Schweigen lange, unsäglich qualvolle Minuten. Das Haupt des jungen Mädchens ruhte auf der Schulter Georg's, und er fühlte das Schluchzen, das ihren Körper erschütterte.

Aber er hatte die volle Wahrheit gesprochen, als er sagte, daß an seinem Entschluß nichts mehr zu ändern sei. In jenem Augenblick, als sie der Ausbruch des Unwetters überrascht und ihnen den Rückweg abgeschnitten hatte, war bereits das letzte Abschiedswort zwischen ihnen gefallen. Sie hatten sich trennen wollen, um sich niemals wiederzusehen, und die Wuth der Elemente allein trug die Schuld daran, daß Friedrich sie noch bei einander gefunden hatte. Und wenn irgend etwas im Stande gewesen wäre, Georg in seinem Vorhaben zu bestärken, so war es gerade diese Ueberraschung durch seinen Bruder. Er fühlte sich beschämt und erbittert zu gleicher Zeit, und er hatte die Empfindung, daß er ihm nie wieder frei und offen würde in's Gesicht sehen können. Er wäre lieber gestorben, ehe er sich ihm gerade jetzt für ein edelmüthiges Opfer verpflichtet gefühlt hätte, und wenn nicht die zitternde Mädchengestalt an seiner Seite gewesen wäre, so würde er sicherlich einen Versuch gemacht haben, dieser unerträglichen Situation zu entfliehen, auch wenn er ein

so wahnwitziges Unterfangen mit seinem Leben hätte bezahlen müssen.

Und Friedrich? Er stand am äußersten Rande des Steines, mit gesenktem Haupte und mit verschränkten Armen. Im gespenstischen Augenblickslichte eines Blitzes hatte ihn Luise zuletzt gesehen, die unbedeckte Stirn von dem wirren, windzerzausten Haar umflattert — in der starren Ruhe eines Menschen, für den all' das Toben und der Aufruhr um ihn her nichts Schreckenerregendes mehr hat. Und sie hatten in der That ihre Furchtbarkeit für ihn verloren. Das Wüthen der Elemente war geringfügig dem Sturm gegenüber, der in seinem Innern wühlte. Das Wort seines Bruders: „Der hier zu viel ist — bin ich!" gellte über all' das Donnern und Rauschen hinweg immer wieder an sein Ohr, aber nicht mit der Stimme Georg's wurde es gesprochen, sondern mit einer Stimme, die aus seinem eigenen Herzen kam, mit einer Stimme, die ihm anfangs wie eine Mahnung klang und dann wie ein Befehl, vor dem es kein Verstecken und gegen den es kein Widersprechen gab. Wie kurzsichtig war er doch gewesen, daß er nicht sogleich die Lösung gesehen hatte, die einzige, die es jetzt noch in diesem entsetzlichen Zwiespalt gab! Gewiß war Einer von ihnen zu viel, und es konnte kein Zweifel bestehen, wer dieser Eine sei. Die Entscheidung darüber hatte allein in der Hand des Mädchens gelegen, das sie Beide liebten, und diese Entscheidung war zu seinen Ungunsten gefallen. Er war es, der ihrem Glück im Wege stand und im Wege stehen mußte, so lange er athmete.

Hundertmal schon hatte ihm Georg die Unbeugsamkeit seines Willens bewiesen, niemals würde es seinen Bitten gelingen, den feierlich beschworenen Entschluß zu ändern, und wenn es noch eine Möglichkeit gab, jenen beiden Menschen, die sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebten, zu ihrem Glücke zu verhelfen, so konnte es nicht mehr durch Worte geschehen.

Mit schier übermenschlicher Anspannung bohrte er seine Augen in die Finsterniß, und da — ein Aufleuchten und noch eines und wieder eines! Sein Verlangen war erfüllt! Mit voller Deutlichkeit hatte er sie gesehen — Sekunden lang, wie sie sich angstvoll und hingebend an die Seite seines Bruders schmiegte, mit geschlossenen Augen und mit dem still ergebenen Antlitz eines Engels. Auch die starre, verzweiflungsvolle Miene Georg's hatte er gesehen, und mit einer unwillkürlichen Bewegung hatte er seinen Arm ausgestreckt, wie wenn er Georg's Hand ergreifen wollte.

4.

Das Gewitter hatte seine Kraft erschöpft; der Regen fiel spärlicher und nur der Sturmwind tobte mit unverminderter Heftigkeit fort. Die zusammengeballten Wolkenmassen rissen hier und da auseinander, und einige der riesigen schwarzen Fetzen säumten sich mit silbernem Licht. Und da trat er wirklich in seiner vollen Klarheit hervor, der leuchtende Vollmond, den armen Menschenkindern da unten gleichsam zum Hohne einen breiten, schimmernden Streifen über die Schlucht ausgießend. Ein schauerlich

düsteres Bild war es, das er enthüllte. Hoch hinauf an den Felswänden schäumte und brandete die erregte Hochfluth, die längst einen Abfluß gefunden haben mußte in das Thal von Heinrichswaldau, und die den engen Kessel doch noch immer in eine Meeresbuchtung zu wandeln schien. Ungeheure Wassermassen mußten es gewesen sein, die aus dem eigentlichen Gebirge herniedergestürzt waren, und wie ein breiter Strom wälzte es sich auch jetzt noch donnernd von der Felswand herab, die dem Adlerstein gegenüber lag. Und nun fiel ein Streifen des Mondlichtes gerade auf die Klippe, auf welcher Georg und Luise standen. Zu gleicher Zeit hatten sie erkannt, daß sie allein waren. Das Mädchen hatte einen Angstruf ausgestoßen, Georg aber schien Sekunden lang von starrem Entsetzen gelähmt. Er rührte sich nicht und kein Laut kam über seine Lippen. Doch als sie nun ausrief: „Georg, um's Himmels willen, wo ist Dein Bruder Friedrich?" Da war der fürchterliche Bann gelöst, und wie ein Wahnwitziger begann nun auch er mit gellenden, schauerlich widerhallenden Tönen den Namen des Vermißten zu rufen. Nichts antwortete ihm als das Echo, das zur Hälfte im Rauschen, Plätschern und Gurgeln des Wassers unterging, seine Stimme wurde heiser, aber kein Lebenszeichen von dem Verlorenen hatte sein Ohr erreicht. Kraftlos taumelte er gegen die Felswand zurück, und sie mußte ihn mit beiden Armen umklammern, um ihn vor dem Niederstürzen zu bewahren.

„Er ist todt — todt!" stieß er mit keuchender Brust und fahlen Lippen hervor. „Todt! — Und an meiner

Seite! — Ich habe es geschehen lassen! Ich — ich bin sein Mörder!"

Luise war vor ihm in die Kniee gesunken, und mit heißen, inbrünstigen, leidenschaftlichen Worten, mit der ganzen Beredtsamkeit der Verzweiflung suchte sie ihn aus seiner Zerknirschung aufzurütteln.

„Fassung, Georg! Ich beschwöre Dich — ich flehe Dich darum an! Noch ist ja kein Grund, das Schlimmste zu befürchten! Er hat uns verlassen, um einen Ausweg zu suchen, um die Höhe des Berges zu gewinnen! — Er ist in's Dorf geeilt, um Hilfe herbeizuholen, und wir haben seinen Zuruf überhört! Nur Muth, Geliebter, Muth! Laß uns einen Weg finden, der uns hinwegführt von diesem entsetzlichen Orte. Ich will Dir ja helfen, Deinen Bruder zu suchen, wenn wir nur erst fort sind von hier — fort — fort!"

Ihre stürmische, dringende Ueberredung blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Die schwache Hoffnung, die sich ihm da eröffnete, faßte Wurzel in seinem Herzen, und zugleich mit der Hoffnung kam ihm auch die alte Energie zurück.

„Ja, Du hast Recht!" rief er aus. „Es kann nicht sein — es darf nicht sein! Ich muß ihn finden, und wenn ich ihn hier suchen sollte Tag und Nacht! Aber Du — Du mußt erst in Sicherheit sein. Wenn wir auf die Höhe des Berges gelangen können, bist Du geborgen!"

Das war nun freilich keine geringere Aufgabe, als die, welche sie schon vorhin gelöst hatten; aber die Umstände, unter denen sie den lebensgefährlichen Aufstieg

vollführten, waren günstiger als die, unter denen sie den ersten Theil des Weges hatten zurücklegen müssen. Der Regen hatte fast ganz aufgehört und die, wenn auch schwache, so doch gleichmäßige Helligkeit des Mondlichtes war ungleich vortheilhafter, als die durch einzelne blendende Blitze unterbrochene tiefe Finsterniß, mit welcher sie vorhin zu kämpfen gehabt. Vielleicht wußte Keines von ihnen so recht, wie sie es möglich gemacht hatten, hinauf zu gelangen, genug, sie kamen unversehrt oben an, und mit tiefem Aufathmen lehnte sich Luise an einen Stamm, einen Blick voll Entsetzen hinabwerfend in die Schlucht, aus der sie eben nur wie durch ein Wunder gerettet worden war. Aber Georg ließ ihr keine Ruhe zum Verweilen. Eine fieberhafte Hast und Ungeduld hatte sich seiner bemächtigt, alle seine Gedanken weilten nur bei dem verschwundenen Bruder, und umgestüm wiederholte er einmal über das andere, daß es seine Pflicht sei, ihn zu suchen.

Sie mußten noch einen weiten und unter den obwaltenden Umständen unendlich beschwerlichen Umweg machen, um bis zu den ersten Häusern und Gehöften von Heinrichswaldau zu gelangen. Daran, daß es den guten Ruf des jungen Mädchens für immer vernichten müsse, wenn man sie um diese Stunde der Nacht in seiner Gesellschaft sah, dachte Georg in seiner Aufregung nicht, und auch sie schien nicht daran zu denken, denn sie folgte ihm nach, ohne ihn zu mahnen, daß der Weg nach Reimsbach in einer ganz entgegengesetzten Richtung lag. So stiegen sie denn endlich in das Thal von Heinrichswaldau hinab. Schon von Weitem verrieth ihnen das rothe Flackerlicht

zahlreicher Fackeln und das Gewirr vieler Menschenstimmen, daß Außergewöhnliches auch hier vorgegangen sein müsse, und nicht lange blieben sie im Unklaren über die Natur der Ereignisse, deren Schauplatz während der letzten Stunden das sonst so ruhige und friedensvolle Erdenfleckchen geworden war. Die Hochfluth hatte auch in diesem weiteren Thalkessel Verheerungen angerichtet; sie hatte die Dorfstraße überschwemmt und die Gebäude, die an den tiefsten Stellen des Thalgrundes standen, furchtbar beschädigt. Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Bis an die Hüften im Wasser watend, waren die erregten und geängstigten Bergbewohner bemüht, an Vieh und an sonstiger Habe in Sicherheit zu bringen, was ihnen noch zugänglich war. Das Gebell der Hunde und das dumpfe Brüllen der Rinder, die auf einem höher gelegenen Platze zusammengetrieben waren, vereinte sich mit dem Rufen, Schreien und Jammern aus menschlichen Kehlen zu einem Gesammtkonzert von schauerlichster Wirkung.

Das Gehöft der Brüder Konrad lag am Ende des Dorfes, dem Eingange der Käthenschlucht zunächst, und aller Voraussicht nach mußte das Wasser dort am schlimmsten gehaust haben. Doch nicht an sein Besitzthum dachte Georg in diesem Augenblick. Es war ihm gleichgiltig, ob das Unwetter seinen Hof und seine Felder verschont, oder ob es ihn zum Bettler gemacht hatte. In seinem Kopfe war für nichts Anderes Platz, als für den Gedanken an seinen Bruder, und seinem Bruder galt denn auch die erste Frage, welche er an einen voll stummer Verzweiflung oberhalb seines verwüsteten Hauses stehenden Landmann rich-

tete. Der Bauer stierte ihn an, als ob er in einer fremden Sprache angeredet worden wäre; dann zuckte er mit den Achseln und deutete gleichgiltig nach unten. Auch wenn er etwas gewußt hätte, wäre es wohl schwerlich aus ihm herauszubringen gewesen. Die Größe und die augenfällige Unersetzlichkeit seines Verlustes hatten ihn vollkommen apathisch gemacht gegen Alles, was jetzt noch an ihn herantreten konnte, und Georg's brennende Ungeduld war ihm so gleichgiltig wie alles Andere, das ihn umgab.

Der junge Mann eilte weiter an der sanften Abdachung des Berges dahin, bis er mitten unter den wehklagenden Frauen und Mädchen des Dorfes, mitten in dem Chaos der hier zusammengetragenen, mehr oder minder dürftigen Habseligkeiten dieser armen Leute stand.

„Ist mein Bruder nicht hier?“ schrie er den Nächststehenden zu „Hat denn Keiner meinen Bruder Friedrich gesehen?“

Die Frau, welche ihn zuerst erkannt hatte, stieß einen Schrei aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen. Statt ihm eine Antwort zu geben, wandte sie sich mit einer Geberde des Entsetzens zu ihrer Umgebung, und Aller Blicke richteten sich auf Georg, der mit seiner durchnäßten und zerrissenen Kleidung, seinem triefenden, wirr in's Gesicht hängenden Haar und seinen verstörten Zügen in der That aussah wie Einer, den der Tod sehr nahe gestreift, oder nach dem der Wahnsinn seine Geierkrallen ausgestreckt habe. Die Weiber wichen zurück, als er noch einen Schritt weiter machte, aber einer der Männer ging auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter. Es war ein

guter Freund des alten Konrad gewesen, und die beiden Knaben waren gleichsam unter seinen Augen herangewachsen.

„Kopf oben, Georg!" sagte er. „Es ist ein großes Unglück, aber wir Alle sind ja kaum weniger getroffen, und Du mußt es ertragen wie ein Mann."

„Wo ist mein Bruder?" wiederholte Georg mit dem Eigensinn eines Menschen, dessen Denken und Trachten nur noch auf ein einziges Ziel gerichtet ist. „Ist er zurückgekommen?"

Der alte Mann zögerte mit der Antwort, aber da der Jüngling Miene machte, sich ungeduldig von ihm loszureißen, sagte er: „Ja, er ist zurückgekommen. Aber Du mußt Dich gedulden, ihn zu sehen. Es ist ihm etwas widerfahren — er —"

„Ist er todt?"

Und Georg packte den Alten an der Brust, als wenn er es sei, den er für das Schicksal Friederich's verantwortlich machen müsse. Der Bedrängte versuchte zwar, den aufgeregten Mann noch durch ein paar ausweichende Redensarten hinzuhalten, aber das einmal geweckte angstvolle Mißtrauen Georg's ließ sich nicht mehr besänftigen. Er bestand darauf, seinen Bruder zu sehen, und so führte man ihn denn endlich zu dem Häuschen, in welchem der Körper des Verunglückten vorläufig untergebracht worden war.

Ein Zufall nur war es gewesen, daß man die Leiche so bald gefunden hatte. Der alte Christian war es, der sie auf der aus der Schlucht hervorstürzenden Fluth hatte

treiben sehen, und eine Ahnung hatte ihm gesagt, daß es einer seiner beiden jungen Herren sein müsse, dessen irdische Hülle dort zwischen niedergebrochenen Aesten und Stämmen und zwischen den Trümmern weggespülter Scheunen umhergewirbelt wurde. Obwohl es für alle Hände im Dorfe viel Wichtigeres zu thun gab, als nach einem augenscheinlich bereits Ertrunkenen zu fischen, hatte der alte treue Knecht doch nicht eher Ruhe gegeben, als bis ihn einige junge Bursche mit Haken und Stangen in seinem Bemühen unterstützt hatten. Mit saurer Anstrengung hatten sie endlich den leblosen Körper an das Land gegebracht, und tief erschüttert hatten sich die Männer überzeugt, daß der, den sie geborgen, wirklich kein Anderer sei, als der junge Konrad vom Käthenstein. An seiner linken Schläfe zeigte sich eine tiefe, klaffende Wunde, die offenbar von einem scharfkantigen Stein verursacht worden war, und die allein hingereicht haben würde, ihn zu tödten.

Die Bauern hätten dem Todten gern in seinem Vaterhause eine Lagerstätte bereitet; aber da, wo es gestanden, war nur noch ein wüstes Durcheinander von Balken und Sparren und den Steintrümmern halb eingestürzter Wände. Es hatte den ersten wüthenden Anprall der Hochfluth auszuhalten gehabt; die reißenden Wasser hatten seine Fundamente unterwaschen, und gleich riesigen Belagerungswerkzeugen hatten die herabgeschwemmten Stämme klaffende Breschen in seine Mauern geschlagen. Die Knechte hatten Mühe gehabt, das Vieh zu bergen, sie hatten aus dem Innern des Hauses nichts retten können. Man hatte das Haus seinem Schicksal überlassen mit Allem, was es ent-

hielt, und nun, wo einer seiner Besitzer endlich heimgekommen war als ein stiller Mann, nun mußte man unter fremdem Dache ein Plätzchen für ihn suchen.

Ein Theil des Dorfes lag zum Glück für seine Bewohner hoch genug, um von dem Ungestüm der Fluth verschont zu bleiben, und in eines dieser Häuser hatte man die Leiche getragen. Dorthin wurde nun auch Georg geführt, an dessen Seite mit gesenktem Kopfe ein schönes, blasses Mädchen schritt, gefolgt von den erstaunten und zum nicht geringen Theil entrüsteten Blicken Derer, an denen sie vorüber kamen.

Bis zum Anbruch des Tages blieben die beiden jungen Menschenkinder, auf deren Häuptern die Hand des Schicksals mit so erbarmungsloser Schwere ruhte, allein in der engen Kammer, welche Friedrich's sterbliche Hülle barg. Keiner leistete ihnen Gesellschaft und Keiner belauschte sie, denn selbst die am wenigsten Zartfühlenden unter den einfachen Landleuten empfanden mit voller Deutlichkeit, daß die da drinnen ein heiliges Recht hatten, unbehelligt und unbeobachtet zu bleiben in ihrem tiefen Schmerz. Darüber freilich, wie die Tochter des Ortsvorstehers von Reimsbach mitten in der Nacht in Georg's Gesellschaft gekommen sei, wurde noch Mancherlei geredet, das natürlich nicht eben günstig und schmeichelhaft für das junge Mädchen klingen konnte, aber man hatte heute doch viel weniger Neigung als sonst, sich mit den Schwächen seines Nächsten zu beschäftigen, und die Sorge um das eigene Wohl ließ so wenig eine rechte Scheelsucht aufkommen, wie ein rechtes Mitgefühl.

Es war schon heller Morgen, als Georg und Luise aus der Hütte traten — hell wenigstens insoweit, als es der schwere Regenhimmel und die dichten Nebel zuließen, welche sich gleich zähen, undurchdringlichen Massen über das ganze Ueberschwemmungsgebiet hereinwälzten.

Der junge Konrad erschien jetzt merkwürdig ruhig und gefaßt. Der Sturm in seinem Innern hatte ausgetobt und der Jammer hatte sich gesänftigt. Mit den Händen das wirre Haar aus der Stirn streichend, wendete er sich an Luise: „Komm! Laß uns gehen! Nun soll er seine Ruhe haben!"

Und gehorsam, wortlos folgte sie ihm. Die Schrecknisse der unter so entsetzlichen Umständen durchwachten Nacht hatten auch in ihrem lieblichen Antlitz nur zu deutliche Spuren hinterlassen. Matt und glanzlos blickten die dunkel umschatteten Augen, schwer und müde waren Gang und Haltung, und häufig schüttelte es wie ein heftiger Fieberfrost ihren Körper, der völlig erstarrt war in den nassen Kleidern. Georg Konrad sah das Alles, wenn auch kein Laut der Klage über ihre Lippen kam. Aber auch er sagte nichts und er berührte sie nicht, obwohl es ihn doch jetzt mehr drängen mußte als je, eine treue Hand in der seinigen zu fühlen und sein Haupt an einer treuen, mitfühlenden Brust zu bergen. Irgend eine ganz bestimmte Absicht, ein fester, unbeugsamer Entschluß schien in seinem Kopfe gereift zu sein und schien seine Handlungen zu leiten, denn ohne zu zögern und mit starken Schritten wandte er sich nach jener Seite, wo gestern Abend noch sein und seines Bruders Hof gelegen hatte.

Er wußte, daß Luise auch ohne eine besondere Aufforderung an seiner Seite bleiben würde.

Die Dorfstraße war natürlich nicht zu passiren, denn sie stand tief unter Wasser; sie mußten oben an dem Berghange entlang schreiten, bis sie zu dem Käthensteine kamen. Da ließ sich denn freilich mit einem einzigen Blick das ganze Unheil überschauen. Daß das Wohnhaus, die Scheune und die leichten Stallgebäude zerstört waren, das war wohl schlimm, aber es war doch bei Weitem noch nicht das Schlimmste, was das Wasser hier angerichtet. Die Fluthen, die aus der höher gelegenen Schlucht hervorgestürzt waren, sie hatten das angebaute Land überschwemmt, Pflanzen und Erde gleichzeitig mit sich fortreißend und den Boden derartig mit Steingeröll überdeckend, daß vielleicht auf Jahre hinaus kein Halm mehr darauf wachsen würde.

Mit verschränkten Armen schaute Georg auf das jammervolle Bild, das sich da vor seinen Füßen ausbreitete. Es war schwer zu errathen, ob es einen besonderen Eindruck auf ihn machte, denn sein Gesicht blieb starr und unbewegt, und nur der eigenthümlich bittere Zug, der sich seit einigen Stunden um seine Mundwinkel eingegraben hatte, trat vielleicht noch etwas schärfer und bestimmter hervor. Seine äußere Ruhe und scheinbare Gleichgiltigkeit hatten etwas nahezu Unheimliches, und eine derartige Empfindung war es wohl auch, welche Luise beherrschte, als sie, an seine Seite tretend und ihre Hand leicht auf seine Schulter legend, sagte: „Bleibe muthig und gefaßt, Georg! So furchtbar dies Unglück auch ist, es wird

sich mit redlichem Wollen gewiß wieder gut machen lassen."

Er nickte mit dem Kopf, ohne seine Stellung zu verändern.

„Ja, es ist wahr," sagte er, als wenn er zu sich selber spräche. „Aus diesen Trümmern kann über Jahr und Tag wieder fruchtbares Land werden. Aber was hilft uns diese armselige Kunst, wenn wir einen Todten nicht einmal eine einzige Viertelstunde in's Leben zurückrufen können!"

„Georg! Lieber Georg!" bat sie mit all' der eindringichen Innigkeit, welche sie in ihre weiche Stimme zu legen vermochte. „Sagtest Du nicht selbst, wir sollten dem Todten seine Ruhe gönnen? Versuche es doch, Deine Gedanken für eine Weile loszureißen von dem Unglück, das unseren armen Friedrich betroffen hat. Gerade jetzt ist es Deine Pflicht, Dich als ein Mann zu zeigen."

„So ist's auch meine Absicht. Und in diesem Augenblick vielleicht habe ich die beste Gelegenheit, den Anfang damit zu machen. Hier sieht's genau so trostlos aus, als ich's erwartet hatte, da ich Dich herführte. Aber Du solltest es mit eigenen Augen sehen, daß ich ein Bettler bin. Gestern noch hätte ich um Dich werben können, denn ich hatte Haus und Herd und auch einen Nothgroschen für die Tage des Unglücks, heute bin ich so arm wie der allerärmste Bauer in diesem unglückseligen Dorf. Es fehlt mir an Mitteln, diesen verwüsteten Boden wieder herzustellen und von Neuem aufzubauen, was in einer Nacht hier zerstört worden ist. Ich kann mich irgendwo

als Knecht vermiethen, wenn ich mein Leben fristen will — das ist das Ende!"

„Nein, Georg! Du bist in einer verzweifelten Stimmung, und darum siehst Du Alles schlimmer, als es wirklich ist. Wenn Du hier nicht bleiben willst, so kannst Du doch Dein Besitzthum verkaufen —"

„'s wird auch was Rechtes sein, was für den armseligen Fleck zu haben ist!"

„Gleichviel! Es wird Dich immerhin davor bewahren, ein Bettler zu werden, und es wird hinreichen, Dir irgendwo eine Scholle zu erwerben, groß genug, um Dich und mich zu ernähren."

„Dich und mich?" wiederholte er, sie mit großen Augen ansehend. „Ja, weißt Du denn auch, was für ein Opfer es ist, das Du da in Deinem thörichten Edelmuth bringen willst? Weißt Du denn, Mädchen, was es heißt, eines armen Mannes Weib zu sein?"

„Ich denke doch, daß ich's weiß. Es heißt arbeiten und schaffen und darben und sparen, und heißt vor Allem getreulich festhalten an der Liebe, die am Ende doch stärker ist als alle Sorgen und Leiden des Lebens."

Er machte eine Bewegung, als wenn er sie in seine Arme schließen wollte; aber schon im nächsten Augenblick besann er sich eines Anderen und sagte mit halb abgewandtem Gesicht: „Du solltest mir das Herz nicht noch schwerer machen, Luise! Es kann ja nicht sein! Dein Vater würde niemals einwilligen!"

„Das mag wohl sein, Georg. Ich werde meines Vaters Einwilligung dann eben entbehren müssen."

„Und wenn es Dir wirklich Ernst wäre damit, wenn das Unmögliche möglich werden könnte, hast Du denn vergessen, daß ein Todter zwischen uns steht, Einer, der nicht mehr aus meinen Gedanken weichen wird weder bei Tage noch bei Nacht?"

„Sein Andenken steht nicht zwischen uns, um uns zu trennen, sondern es sollte uns nur desto fester aneinander schließen. Wie wir gemeinsam arbeiten werden, so werden wir gemeinsam um ihn trauern, und Arbeit und Trauer werden unsere Herzen fester verbinden, als es Freude und Lustbarkeiten hätten thun können."

Der ruhige Ernst in ihren Worten übte eine tiefe Wirkung auf den bis in's innerste Herz getroffenen jungen Mann. Er sah sie liebevoll an und fragte leise: „Und was willst Du, daß ich thun soll? Mir ist der Kopf so wüst und ich sehe nirgends einen Weg, der mich herausführen könnte aus dieser Verwirrung."

Sie ergriff seine Hand, wie man die eines Kindes zu ergreifen pflegt, und sagte: „Laß uns zu meinem Vater gehen. Es wird kein freundlicher Empfang sein, auf den wir uns gefaßt machen müssen; aber es ist eine Pflicht, die wir da zu erfüllen haben, und wir dürfen uns ihr nicht entziehen."

Ohne einen Widerspruch zu erheben, leistete er ihrem Verlangen Folge. Hand in Hand legten sie den Weg nach Reimsbach zurück. Und jetzt, wo er endlich die Fähigkeit wiedergewonnen hatte, seinen Empfindungen Worte zu geben, wo alle seine Klagen ein Echo fanden in einer treulich mitempfindenden Brust, jetzt begann sich auch die

Starrheit seines ersten namenlosen Schmerzes zu lösen, und die energische Lebenskraft der Jugend machte ihre wohlthätigen Wirkungen geltend. —

Wenige Stunden später kamen sie Beide desselbigen Weges zurück. Auf dem Antlitz Georg's lag es wie ein Anflug von grimmigem Trotz. Luise aber sah trotz der tiefen Blässe ihrer Wangen gefaßt und still ergeben aus. Sie hatte ihre nassen Kleider mit anderen vertauscht, und in der linken Hand trug sie ein kleines, unansehnliches Bündelchen.

Das war ihre ganze Mitgift! —

Auf der Höhe des Berges blieben sie stehen, und indem er seinen Arm um ihre schlanke Gestalt legte, sagte Georg: „Nun gehören wir einander an, und nichts kann uns trennen, als der Tod. Du hast die Liebe Deines Vaters und den Wohlstand Deines bisherigen Lebens aufgegeben, um einem Manne zu folgen, der nicht einmal ein Dach über seinem Hause hat, und der elendeste der Menschen müßte ich sein, wenn ich Dir das je vergäße! An diese Stunde magst Du mich erinnern, wenn Dir je ein Unrecht von mir widerfährt!"

„Sprich nicht so, Georg!" bat sie. „Es ist kein Opfer, das ich Dir bringe. Und nun laß uns für eine kurze Zeit Abschied von einander nehmen. Ich bleibe im Hause des alten Kossak, bis Du kommst, mich in mein neues Heim zu holen, und es wird am besten sein, wenn Du mich in der Zwischenzeit nicht besuchst."

„So war es auch meine Absicht, Luise. Die alten Leute haben Dich sehr lieb, und Du wirst bei ihnen besser

aufgehoben sein, als ich es Dir irgendwo zu bieten vermöchte. Ich aber will nicht früher vor Dich hintreten, als bis ich mir wieder das Schifflein zurecht gezimmert habe, auf dem ich uns Beide durch's Leben führen kann. Wenn's auch nur klein und dürftig wird, hat sein Steuermann doch eine feste Hand. Und nun lebe wohl! Gott behüte Dich, meine theure Braut!"

— — — — — — — — — — — —

An der Landstraße nach Donnersberg liegt ein stattliches Gehöft, umgeben von fruchtbaren Feldern und Wiesen und mit gar ansehnlichen, schmucken Wirthschaftsgebäuden. Vor dem Wohnhause grünt und blüht ein wohlgepflegter Blumengarten mit einer Laube aus wildem Wein. Da kann man in den Abendstunden schöner Sommertage ein gar liebliches Familienbild sehen, wenn Georg Konrad, der Besitzer des kleinen Gutes, inmitten der Seinigen von seinem Tagewerk ausruht. Es ist aus dem schönen Jüngling ein stattlicher Mann geworden, mit lang auf die Brust herabwallendem Vollbart und ruhig ernstem Gesicht. Die rasch aufbrausende Leidenschaftlichkeit der ersten Jugend ist von ihm gewichen, sie ist untergegangen in jener furchtbaren Sturmnacht, die ihm das Leben seines Bruders und den größten Theil seiner Habe gekostet. Aber Energie und Thatkraft sind ihm geblieben, und allezeit ist er des Versprechens eingedenk gewesen, das er in einer schweren Stunde seinem treuen Weibe gegeben. Aus armseligen Anfängen hat er sich mit rastlosem Fleiß emporgearbeitet zu einem bescheidenen Wohlstand, den nun Luisens Erbtheil noch um ein Erhebliches vermehrt hat.

Er galt jetzt fast für einen reichen Mann, und er selber hält sich für den allerreichsten, denn er nennt ja die köstlichsten irdischen Besitzthümer sein eigen: ein braves, liebevolles Weib und ein paar wohlgerathene, blühende Kinder.

An manchem stillen Sonntagmorgen aber kann man das glückliche Ehepaar Hand in Hand hinaufsteigen sehen zu dem einsamen Bergkirchhofe von Heinrichswaldau, auf welchem Friedrich ruht, und wenn ihre Herzen von einer Sorge oder von einem Leid beschwert sind, wie sie auch in dem sonnigsten Menschendasein nicht ganz ausbleiben können, so wissen sie keine bessere Zufluchtsstätte, als jenen kleinen Hügel.

Zwei Sonderlinge.

Skizze

von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Von zwei Sonderlingen wollen wir heute berichten, welche fast zu gleicher Zeit lebten, von denen der Eine ein Oesterreicher, der Andere ein Franzose war, welche aber in ihren Neigungen und Liebhabereien sehr verschieden und doch wiederum in der Art und Weise, wie sie ihr Leben für sich und Andere zu einer Art beständiger Komödie machten, einander sehr ähnlich waren.

Der Eine von ihnen ist Albert Joseph Graf v. Hodiz, welcher im Jahre 1706 geboren wurde und große Güter in Mähren, dicht an der schlesischen Grenze, besaß. Er vermählte sich im Jahre 1734 mit der verwittweten Markgräfin Sophie von Baireuth, einer sehr romantisch gestimmten Dame, von welcher er sich jedoch schon nach kurzer Ehe wieder trennte. Sein Hauptgut hieß Roßwalde, und Graf Hodiz sorgte bald dafür, daß dieses Gut zu einer der größten Sehenswürdigkeiten wurde.

Er begann damit, das alte, düstere Schloß Roßwalde vollständig umzubauen, in der Art, daß es zahlreiche

hohe, helle Bogengänge, welche mit Gemälden, Statuen und Springbrunnen dekorirt wurden, eine Anzahl herrlicher Vergnügungssäle und Gesellschaftsräume umfaßte. Mitten zwischen diesen dem Vergnügen geweihten Räumen und Einrichtungen aber gab es große Ueberraschungen. Man fand z. B. eine Grotte, in welcher sich ein offenes Grab befand, neben dem ein Kruzifix aufgestellt war. Man erblickte plötzlich neben einem Festsaal eine wirkliche Felspartie, in welcher das Leiden Christi in Stein gehauen war, und wenn man aus einem anderen hellen Festraum trat, so kam man plötzlich wieder durch einen Gang in eine Art künstlichen Bergwerks, welches durch Lampen erhellt war und von dessen Wänden kostbare Erzstufen schimmerten.

Aber nicht nur seine eigene Wohnung und das Schloß richtete der Graf so sonderbar ein, sondern auch seine Stallungen. Trat man z. B. in den Kuhstall, so fand man einen Saal mit Mosaikboden, mit Gemälden und krystallenen Armleuchtern, und sah einen Stier und mehrere Kühe von auserlesener Schönheit aus muschelförmigen Marmorkrippen fressen. Neben diesem Kuhstall befand sich das „Boudoir" der Kuhmagd. Dasselbe war ebenfalls mit Spiegeln, mit einem Himmelbett, mit Vorhängen, mit Gemälden und Statuen verziert, wurde aber noch von der Dekoration des Milchkellers übertroffen, der sich auf der anderen Seite des Stalles befand. Dieser Milchkeller war in Form einer Grotte mit Springbrunnen und künstlichen Wasserfällen eingerichtet, und die Milchgefäße, aus Porzellan in barocker Form hergestellt, glichen

Schwänen, welche in beständig sich erneuerndem Wasser schwammen.

Dafür war der Weinkeller wiederum als Bibliotheksaal eingerichtet. Künstliche Wasserfälle und Springbrunnen sorgten auch hier im Weinkeller für Kühlung. Man sah jedoch keine Fässer, sondern nur eine Unzahl von kleinen Flaschen, welche mit den besten Weinsorten gefüllt waren und die in Regalen ringsumher wie Bücher aufgestellt standen.

Betrat man aber den Park, so erstaunte man noch mehr. Inmitten desselben befand sich eine Wiese, welche gewissermaßen als die Sommerbühne des ganzen Gutes gelten konnte, denn hier wurden Schäferspiele und großartige Maskeraden aufgeführt, so daß diese Wiese den Namen „Arkadien" nicht mit Unrecht führte. Mitten auf diesem der Heiterkeit und dem Frohsinn geweihten Flecke aber stand das Grabdenkmal des Besitzers mit Inschrift und vollständig fertig, bis auf die Jahreszahl, welche erst eingemeißelt werden sollte, wenn der Besitzer dieses Grabmal als Leiche bezogen haben würde.

Der Park war außerdem in Parthien eingetheilt, welche nach antikem und modernem, nach französischem und chinesischem, nach gothischem und holländischem Geschmack eingerichtet und auch dementsprechend mit Figuren in der betreffenden Kleidung versehen waren. Besuchern aber wurde das Besichtigen dieser verschiedenen Gartenparthien dadurch sehr verleidet, daß überall außerordentlich heimtückische Wasserkünste angebracht waren. Kaum konnte der Besucher sich irgendwo auf eine verführerische Bank

setzen, oder näher an eine Statue herantreten, um diese zu betrachten, ohne daß er von einem Sprühregen, der plötzlich von irgend woher auf ihn niederging, durchnäßt wurde.

Außerdem waren aber wieder die grundverschiedensten Denkmäler und Gegenstände auch im Parke aufgestellt. Hier fand man eine Büste Friedrich's des Großen, die allerdings auch wieder eine boshafte Wasserkunst zum Schrecken der Spaziergänger enthielt, daneben aber einen Kalvarienberg mit dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, aus dessen Wunden ebenfalls auf den unvorsichtig Nähertretenden Wasserströme sich ergossen. Dann gab es Obelisken mit Inschriften zum Andenken der damals lebenden größten Feldherren und Staatsmänner, dann wieder Hügel, auf welchen, aus Holz geschnitzt, die Götter und Göttinnen der griechischen Mythologie sich präsentirten. Eines der Lieblingsstücke des Grafen aber war das imitirte Grabmal des Arminius unter einer Gruppe alter Eichen, an welche römische Feldzeichen angeheftet waren. Aus diesem Grabmal kamen vier kleine Bäche hervor, welche die vier größten Ströme Deutschlands repräsentiren sollten. Zu gewissen Zeiten wurden an diesem Grabmal Opfer im Styl der alten Germanen dargebracht.

Vergessen wir nicht, daß noch in einer Gegend des Parkes eine Zwergstadt erbaut war, deren Häuser nicht über drei Fuß Höhe hatten, welche aber vollständig bewohnbar waren, daß diese Stadt außerdem mit Mauern, Thürmen, Brücken, Gassen, Plätzen, mit einem Palast und einer Kirche mit einem zehn Fuß hohen Thurme versehen war.

Woher nahm nun aber der Graf v. Hodiß auf dem einsamen Gute die Personen, die dazu dienten, um zwischen diesen Coulissen gewissermaßen die Schauspieler abzugeben? Er wußte sich in folgender Weise zu helfen. Er hatte auf seinen Gütern zahlreiche Leibeigene; während aber die anderen Grundherren von diesen Zehnten und Frohndienste in Feld und Wald, beim Ackerbau und auf dem Gutshofe verlangten, stellte Graf Hodiß an seine Leibeigenen nur die Forderung, daß sie zu Künstlern würden, so gut es eben gehen wollte. Das ganze Erdgeschoß seines Schlosses wurde zu Ateliers eingerichtet, in welchen gut besoldete Lehrer den Bauernjungen und Mädchen Unterricht im Singen, Tanzen, in der Schauspielkunst, in der Musik, im Malen, im Bildhauen, im Zeichnen, in der Architektur, kurzum in allen nur denkbaren Künsten gaben. Der Graf hielt unnachsichtlich darauf, daß die Schüler so viel lernten, als nur immer möglich war. Er beschäftigte dieselben dann entweder als ausübende Gesangskünstler, als dramatische Künstler, oder als Bildhauer, Maler und Musiker.

Leider hatten nur bei den Musikern diese großartigen Bemühungen des Grafen einigen Erfolg. Seine Kapelle galt als eine vorzügliche, während die Maler und die Bildhauer insbesondere zumeist Stümper blieben. Dagegen entwickelte sich viel dramatisches Talent bei den leibeigenen Jünglingen und Mädchen, bei denen, nebenbei bemerkt, Graf Hodiß außerordentlich auf strengste Sittsamkeit und Sittlichkeit hielt. Mädchen, die eine gute Stimme hatten, wurden nach Wien geschickt, um dort ge-

sanglich und gesellschaftlich ausgebildet zu werden, damit sie später auf der Privatbühne des Grafen auftreten könnten.

In seiner Begeisterung verwendete der Graf aber auch Greise und Kinder für seine künstlerischen Zwecke; wenn große Aufzüge stattfanden, mußten sämmtliche Leibeigenen, selbst die ältesten Männer und Weiber, auf dem Schloß erscheinen und es sich gefallen lassen, daß sie kostümirt wurden, um als Statisten oder Volk verwendet zu werden. Die kleinen Kinder aber wurden von dem Augenblick an, wo sie laufen konnten, ebenfalls „auf die Kunst dressirt". Die Einen mußten nach eingeübtem Programm die zwerghafte Bevölkerung der kleinen Stadt spielen, die größeren Kinder spielten bei den großen Aufzügen die Rolle von Zwergen, Ungeheuern u. s. w.

In dem Privattheater des Grafen, welches sich in einem der größten Säle des Schlosses befand, wurden mit mehr oder weniger Geschick Lustspiele, Schauspiele, Trauerspiele, Opern und Singspiele aufgeführt, und nach dem Urtheile von Zeitgenossen sollen wiederum die Oper und das Singspiel auf dem Privattheater des Grafen besser gewesen sein, als auf manchem kleinen Hoftheater damaliger Zeit.

Natürlich hielt der Graf auch ein freies, offenes Haus, denn was hätte es ihm genutzt, alle diese Dinge zu besitzen, wenn er sie nicht Gästen hätte zeigen können. Wer zu ihm kam in der Absicht, seine Werke zu bewundern, war willkommen und durfte Wochen lang sein Gast sein, und so wurde das Schloß zu Roßwalde in Mähren ein

Anziehungspunkt für Reisende aller Art. Selbst die Furie der drei schlesischen Kriege zog achtungsvoll an dem Palast von Roßwalde vorüber, dessen Besitzer sich nicht um Politik kümmerte und die Oesterreicher wie die Preußen mit der gleichen weltmännischen Höflichkeit und Gastfreundlichkeit empfing, weil er glücklich war, täglich neuen Offizieren als Gästen seinen ganzen „Apparat" zeigen zu können.

Begabt mit einer nie versiegenden, geradezu ungeheuerlichen Phantasie, wußte er stets für die merkwürdigsten Ueberraschungen seiner Gäste zu sorgen. Man saß vielleicht bei Tafel. Plötzlich sprang die Thür auf, und herein stürzte eine Horde von Zwergen, verfolgt von Ungeheuern. Diesen folgten Schäfer und Schäferinnen, begleitet von Musik, um plötzlich vor den Gästen einen phantastischen Tanz oder auch eine deklamatorische Scene mit Musikbegleitung aufzuführen. Kaum aber war der erste Mummenschanz verschwunden, so sprangen wiederum die Thüren auf, und herein stürzte italienisches Volk in den wunderbarsten Kostümen, um sofort eine Scene aufzuführen, welche die Gäste nach Neapel oder Venedig versetzte. Wurden dann die Gäste in den Park geführt, so konnten sie jeden Augenblick gewärtigen, daß sie irgend einem allegorischen Festzug mit Wagen, bewaffnetem Volk, Kriegern u. s. w. begegneten, und auf der Festwiese „Arkadien", welche das Grabmal des Grafen zierte, harrte ihrer fast ausnahmslos eine Ueberraschung in Gestalt eines Schäferspiels, welches in aller Natürlichkeit von den bäuerlichen Schauspielern und Schauspielerinnen dargestellt wurde.

Das ganze Schloß mit seinen Bewohnern war eigentlich nichts als ein einziges Theater, bei welchem der Graf den Regisseur machte, und dazu hatten diese Aufführungen dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz, daß sie nicht auf einer engen Bühne und bei Lampenlicht, sondern bei hellem Sonnenschein mitten in der freundlichen Natur dargestellt wurden.

Am liebsten führte Graf Hodiß aber seine Gäste nach dem herrlichen Kuhstall, und zwar zu Wasser, denn vom Schlosse nach dem Stalle war ein besonderer Kanal angelegt, der sich in den mannigfachsten Windungen durch die schönsten Parthien des Parkes zog. Die Gäste bestiegen dann prachtvolle und originell geschmückte Gondeln und wurden bald von Indianern, bald von Italienern oder Seeräubern bis zum Kuhstall gerudert, wo Musik und Tanz sie erwartete. Betraten sie dann den Stall selbst, so sahen sie jugendlich schöne Bauernmädchen in klassischen Kostümen, hochgeschürzt, unter lieblichem Gesange die Kühe melken, während wiederum Schäferinnen, unterstützt von Gnomen und Berggeistern, im Milchkeller ebenfalls mit Gesang und Begleitung von Flötenmusik der Milchwirthschaft, d. h. dem Buttern u. s. w. oblagen.

Wenn auch Graf Hodiß sich nicht mit Politik beschäftigte, so war er doch ein begeisterter Verehrer Friedrich's des Großen. Der höchste Wunsch seines Lebens war der, daß der große König einmal sein Schloß besichtigen möchte. Oft war Friedrich der Große ja, insbesondere während des siebenjährigen Krieges, in die Nähe von Roßwalde gekommen, aber er hatte damals alle Einladungen ab

gelehnt, weil sein Kopf mit viel ernsteren Dingen angefüllt war. Nach dem Friedensschluß aber ließ der Graf immer wieder Einladungen an den großen König ergehen, bis dieser ihm endlich im Jahre 1770 mittheilen ließ, daß er ihn besuchen werde, weil er so wie so nach Mährisch-Neustadt fahren müsse, um dort mit dem Kaiser Joseph eine politische, wichtige Zusammenkunft zu halten.

Graf Hodiz war natürlich ganz außer sich vor Freude über diese Ansage, und entwarf ein Festprogramm, welches selbst Friedrich dem Großen Beifall abgewann.

Die Festspiele, welche aufgeführt wurden, die Aufzüge, mit denen der Graf seinen hohen Gast überraschte, hatten Bezug auf den Kriegsruhm Friedrich's des Großen. Der König sah sich gefeiert, wohin er auch seine Schritte lenkte, und den meisten Spaß machte ihm wohl die Huldigung der Bevölkerung von Liliput. Die kleinsten Kinder von den Gütern des Grafen waren nämlich in Kostüme des Mittelalters gesteckt worden und bezogen die kleine Stadt. Als sich der König mit dem Grafen und dem Gefolge dieser näherte, hörte man aus kleinen Kanonen schießen und erblickte einen ungeheuerlichen Riesen, welcher die Stadt überfallen hatte, und gegen den sich die Bewohnerschaft wehrte. Beim Anblick des großen Königs aber zeigte der Riese Schrecken, dann verbeugte er sich ehrerbietig und verschwand, gleichsam um anzudeuten, daß er es nicht wage, in Gegenwart eines so großen Kriegshelden die Belagerung fortzusetzen. Nun öffneten sich aber die Thore von Liliput, und heraus zogen die Bürger, an ihrer Spitze der kleine Magistrat mit Perrücken und Mänteln und

brachten dem Könige eine großartige Huldigung dar, indem sie die Miniaturschlüssel der Stadt zu seinen Füßen niederlegten. Der König schien gerührt von allen Aufmerksamkeiten, die ihm erwiesen wurden, und dankte dem Grafen nicht nur durch eine poetische Epistel, sondern auch durch Ueberreichung einer goldenen, mit Diamanten besetzten Dose, in welcher sich eine Anweisung auf zehntausend Thaler befand. Die letztere brauchte der arme Graf Hodiz sehr nothwendig, denn durch sein Jahrzehnte langes Theaterspielen hatte er sich trotz seines großen Vermögens vollständig ruinirt. Er war verschuldet und wußte sich kaum noch zu helfen; und doch konnte er seine Spielereien nicht lassen.

Noch zwei Jahre hielt er sich trotz seiner Schulden über Wasser, dann verarmte er vollständig und mußte froh sein, daß ihm Friedrich der Große ein Asyl in Potsdam anbot, wohin sich Hodiz mit gebrochenem Herzen zurückzog, und wo ihn auch schon am 18. März 1776 der Tod dahinraffte. Seine Güter waren an einen Herrn v. Bärenfeld verkauft worden.

Von den ganzen Herrlichkeiten in Roßwalde aber war nach wenigen Jahren schon nichts mehr zu sehen. Der Park wurde in Ackerland umgewandelt, das phantastische Schloß niedergerissen, und nur der idyllische Kuhstall blieb, um — als Wirthshaus zu dienen. Heute findet man keine Spur mehr von den Werken des originellen Besitzers von Roßwalde. —

Der andere Sonderling, den wir unseren Lesern vorführen wollen, wurde am 20. September 1758 geboren und

hieß mit seinem vollen Namen Alexander Balthasar Lorenz Grimod de la Reynière. Er war der Sohn eines unermeßlich reichen Pariser Generalpächters der Steuern, der gleichzeitig das Generalpostmeisteramt verwaltete und aus diesem viele Millionen zog. Das neugeborene, einzige Kind dieses reichen Mannes aber kam ohne Hände zur Welt, und ein Schweizer Künstler mußte für den unglückseligen Krüppel Hände beschaffen, welche allerdings so kunstvoll waren, daß Grimod de la Reynière bis in sein spätestes Alter dieselben nicht nur vollständig gebrauchen, sondern auch zum Schreiben und Malen benutzen konnte.

Grimod's Vater hatte schon seine Sonderbarkeiten. Wenn es z. B. ein Gewitter gab, so verkroch er sich in ein unterirdisches, mit zehnfachem Seidentaffet ausgeschlagenes Gemach, und zwei Diener mußten ununterbrochen kräftig auf Pauken schlagen, damit er nicht etwa den Donner hörte. Die Mutter war eine sehr adelsstolze und dabei sehr leichtsinnige Dame, welche ihren Gatten in schmählichster Weise betrog und sich mehr um ihre oft recht sonderbaren Vergnügungen, als um den Sohn kümmerte.

So wuchs denn Balthasar ohne alle Aufsicht heran, und erst, als er seinen ersten dummen Streich beging, sahen die Eltern mit Erstaunen, was aus ihrem unbeachteten Sohne geworden war. Der erste dumme Streich bestand nämlich darin, daß er im Jahre 1779, nachdem er eine große Reise gemacht, viele Liebeshändel angeknüpft und auch den Versuch gemacht hatte, Karthäuser zu werden, nach Paris zurückkehrte, um nicht nach dem Wunsche seines

Vaters Richter, sondern Rechtsanwalt zu werden. Als Entschuldigung für seinen Ungehorsam führte er an, daß er als Richter eines Tages in die Lage kommen könnte, seinen Vater — zum Hängen zu verurtheilen, während er ihn als Anwalt dann immer noch vertheidigen könne, und zum Erstaunen von Paris spielte sich der Sohn des reichen Generalpächters der Steuern als ein Umstürzler und Freisinniger auf, der seinen eigenen reichen Vater als einen Blutsauger und Ausplünderer des Volkes bezeichnete.

Ungeheures Aufsehen machte das erste große Diner, das er im Palais seiner Eltern gab, nachdem er diese durch List nach einem Landgute hinauszulocken verstanden hatte. Die eintretenden Gäste, welche aus sechzehn renommirten Personen, darunter eine als Mann verkleidete berühmte Schauspielerin, bestanden, wurden an der Thür mit der Frage empfangen, ob sie zu Grimod de la Reynière, dem Blutsauger, oder zu seinem Sohne, dem Freunde des Volkes, dem Beschützer der Wittwen und Waisen wollten. Wenn sie erklärten, zu dem Letzteren zu wollen, so wurden sie weiter gelassen, und ihnen durch zwei Bewaffnete die Garderobe und Degen u. s. w. abgenommen. Dann kamen sie in ein Zimmer, in dem ein in Harnisch gehüllter Ritter sie vor den Tisch eines verkleideten Notars brachte, welcher die Namen der Eingeladenen in ein Protokoll eintrug. Schließlich betraten um 10½ Uhr die Gäste den Speisesaal, welcher durch 1339 Lichter erleuchtet war, in welchem 200 Schweizer als Wachen postirt waren, in dem außerdem Mandolinenspieler und Räucherfaßträger vertheilt waren. Die Gäste sahen sich

vor einer reich besetzten Tafel, deren Mitte jedoch ein Sarg, umgeben von Todtenlichtern, einnahm. Hier fand ein Diner von vierzehn Gängen statt, welches bis zum Morgen währte, und welchem von den Gallerien des Festsaales zahlreiche Persönlichkeiten zusahen.

Diese Komödie erregte großes Aufsehen in Paris und machte Balthasar zu einem berühmten Manne; seine Eltern allerdings nahmen ihm den Streich sehr übel, und als er bald darauf sich literarisch beschäftigte und durch Pamphlete gegen hervorragende Persönlichkeiten sich gefährdete, wußte es sein Vater durchzusetzen, daß Balthasar vom Könige aus Paris verwiesen und auf eine Abtei verbannt wurde. Bald darauf starb allerdings der Vater Balthasar's, an eine Erbschaft aber war nicht zu denken, denn die französische Revolution brach aus und machte Balthasar zum Bettler; sein Vermögen wurde ohne Weiteres mit Beschlag belegt, und ihm nicht einmal gestattet, nach Paris zurückzukehren.

Jetzt entwickelte sich aber erst das Talent des begabten Mannes, welcher sich auf die Literatur warf und Werke schuf, die allein geeignet gewesen wären, seinen Namen berühmt zu machen. Diese Werke verschafften ihm auch Geld und Vermögen genug, um der bedeutendste Feinschmecker und Gastrosoph der damaligen Zeit zu werden, dessen gastrosophische Werke, vor Allem aber sein „Almanach des Gourmets", von welchem acht Bände erschienen, noch heute einen Weltruf besitzen.

Mit der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron erhielt Grimod de la Reynière einen Theil seines

Vermögens wieder, und nun zog er sich auf das von ihm angekaufte Schloß Villiers sur Orge zurück, um fortan das Leben eines Sonderlings zu führen.

Dieses Schloß richtete er mit großen Kosten in einer Weise ein, die selbst diejenige des Grafen Hoditz übertraf. Es war ein wahres Zauberschloß mit Fallthüren, geheimen Treppen und Gängen, mit Räumlichkeiten, in denen man sich nach dem Betreten plötzlich eingeschlossen sah, ohne Fenster und Thüren wiederzufinden, mit drehbaren Wandspiegeln, mit Gespensterbildern, die den einsam durch das Schloß Wandelnden durch eine große Laterna magica entgegen gehalten wurden und auf den Tod erschreckten.

Besucher des Schlosses irrten oft Stunden lang über Gänge und Treppen, durch anscheinend endlose Korridore umher, ohne einer Menschenseele zu begegnen, um bald durch Geistererscheinungen, bald durch leuchtende Inschriften abwechselnd erschreckt und ermuthigt zu werden, bis sie in irgend ein Zimmer gelangten, wo Musik, Wohlgerüche und vortreffliche Speisen ihrer warteten, die von unsichtbaren Händen aufgetragen waren.

Der Herr des Schlosses zeigte sich seinen Gästen oft erst nach Tagen, gewöhnlich auch in höchst überraschender Weise, und nie fehlte dann in seiner Gesellschaft ein kleines, sauber gewaschenes Schwein, welches auf das Kostbarste mit Schmucksachen und bunten Bändern geschmückt war. Als Feinschmecker hatte nämlich Grimod de la Reynière eine ganz besondere Hochachtung vor dem Schweine, so daß er sogar jedes Schwein, dem er begegnete, durch Abziehen des Hutes grüßte. In dem kleinen Schwein,

welches stets in seiner Begleitung war, das selbst bei Tische neben ihm auf einem Sammetfauteuil saß, ehrte er gewissermaßen das ganze Schweinegeschlecht.

In den letzten Jahren seines Lebens büßte er viel von seiner ursprünglichen Geistesfrische ein und starb plötzlich am 25. Dezember 1837, das Zauberschloß pietätlosen Erben hinterlassend, welche dasselbe bald darauf niederreißen ließen, um einen modernen Bau an seine Stelle zu setzen. In dieser Beziehung theilte er das Schicksal seines sonderbaren Standesgenossen, des Grafen Hobitz: ihre närrischen Schöpfungen vermochten sie nicht zu überdauern.

Der Magen und seine Feinde.

Ein Beitrag zur Kenntniß unseres Körpers.

Von

Dr. Anton N. v. Trentinaglia.

Wenn wir die einzelnen Organe des menschlichen Körpers mit Rücksicht auf die Wichtigkeit ihrer Funktionen einer eingehenden Betrachtung unterziehen, so wird sich das Resultat ergeben, daß im Interesse der Entwickelung und normalen Instandhaltung des Organismus nur wenige derselben zu verzeichnen sind, bei welchen selbst gering=

fügige Funktionsstörungen von so erheblichen Folgen begleitet sind, wie dies beim Magen der Fall ist.

Nachdem die Speiseröhre die Brusthöhle durch eine im sogenannten Zwerchfelle (einer sehnigen Haut, welche die Brusthöhle von der Bauchhöhle trennt) befindliche Oeffnung verlassen hat, erweitert sie sich zu einem häutigen Sack, der nach links eine blinde Ausbuchtung hat, und nach rechts, sich immer mehr und mehr verengernd, in den Dünndarm übergeht.

Dieser Sack, Magen genannt, ist auf seiner äußeren Fläche vom Bauchfelle überzogen, auf welches in der Richtung nach Innen verschiedene, den mannigfachen Bewegungen des Magens dienende, Muskellager folgen. An dieses Muskellager schließt sich als letzte Schichte nach Innen zu ein feines Häutchen, die sogenannte Schleimhaut, welche verschiedene Elemente, die Drüsen genannt, in sich eingebettet enthält. Diesen fällt die Aufgabe zu, gewisse, zur Verdauung nöthige Flüssigkeiten abzusondern. In diesen Lagern und Schichten selbst und zwischen ihnen liegen die verschiedenen Gefäße und Nerven des Magens.

Der Magen hat bekanntlich die Aufgabe, die aus der Mundhöhle durch die Speiseröhre in ihn gelangten Nahrungsmittel zur theilweisen Aufnahme in das Blut fähig zu machen, das heißt sie zu verdauen.

Unter diesen letzteren sind es besonders die stickstoffhaltigen Nährstoffe, die sogenannten Eiweißkörper, welche durch die Magenverdauung aufgelöst werden, um sodann in das Blut überzugehen.

In welcher Weise geht nun diese Verdauung vor sich?

Die in die Magenschleimhaut eingebetteten Drüsen sind zweierlei Art, und zwar sogenannte Schleimdrüsen und Lab- oder Magendrüsen. Erstere sondern eine zähe Flüssigkeit, den Magenschleim ab, während letztere einen speziell der Verdauung dienenden Saft, den Magensaft, produziren. Dieser Magensaft besteht der Hauptsache nach aus Salzsäure und einem Stoff, dem Pepsin, welches die Eiweißstoffe aufzulösen fähig ist.

Beide Flüssigkeiten zusammen, der Magensaft und der Magenschleim, kommen nun mit den eingeführten Nahrungsmitteln in innige Berührung, wozu auch gewisse Bewegungen des Magens beitragen, und verändern sie durch mannigfache hierbei stattfindende chemische und physikalische Prozesse in der Weise, daß sie zur Aufnahme in das Blut geeignet sind, welch' letzteres sie dann in die verschiedensten Körperregionen zu weiterer Nutzanwendung entführt.

Auf Grundlage dieser anatomisch-physiologischen Beschreibung des Magens wollen wir uns nun die Frage vorlegen: Wie erhalten wir den Magen in diesem soeben beschriebenen, also gesunden Zustande? Was haben wir zu thun, damit die zu einer regelrechten Verdauung nöthigen, oben erwähnten Flüssigkeiten sowohl der Quantität, als der Qualität nach in normaler Weise produzirt werden?

Da dies nur dann der Fall ist, wenn die Schleim- und Magendrüsen durch die eingeführten Nahrungs-, Reiz- und Genußmittel in richtiger Weise beeinflußt werden, so müssen wir, um dies zu erreichen, die Qualität der Nah-

rung, ihre Quantität und die Zeit ihrer Aufnahme, die Art und Weise der letzteren, die Temperatur der Nährmittel, und die als Beigabe verwendeten Reiz- und Genußmittel genau berücksichtigen.

Was nun zuerst die Qualität der Nahrung betrifft, so befindet sich der Magen am besten, wenn eine vernünftige Auswahl unter den organischen und anorganischen Nährstoffen getroffen wird. Unter den organischen Nahrungsmitteln sind es besonders Milch, Fleisch, Eier, Getreide- und Hülsenfrüchte, nebst Gemüse, Kartoffeln und Obst, welche sowohl einzeln für sich, als auch unter einander richtig gemischt und zweckdienlich zubereitet, genossen werden sollen. Kommen hierzu unter den anorganischen Nahrungsmitteln noch gutes, unverfälschtes Trinkwasser nebst etwas Kochsalz, so haben wir eine Auswahl von Nährstoffen beisammen, welche der Qualität nach dem Magen zuträglich sind und dessen Drüsenelemente zu normaler Thätigkeit veranlassen.

Mit Rücksicht auf die Quantität der Nahrung und die Zeit ihrer Aufnahme wäre zu bemerken, daß es im Interesse einer guten, ungestörten Verdauung dringend geboten ist, den Magen nicht auf einmal mit einer großen Quantität, wenn auch guter Nahrung zu belasten, sondern ihm zu bestimmten, der ganzen Lebensweise des betreffenden Individuums angepaßten Zeiten eine nicht zu große Menge der eben erwähnten Nährstoffe zu übermitteln.

Diese Zeiten sollen im Ganzen und Großen so ziemlich eingehalten werden, denn die der Verdauungsarbeit dienenden Drüsen werden ihrer Aufgabe um so vollkommener

gerecht werden, je besser der Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe geregelt ist.

Was die Art und Weise der Nahrungsaufnahme betrifft, so möchte ich Jedem den wohlgemeinten Rath geben, die betreffende feste Nahrung möglichst zerkaut und mit Mundspeichel vermischt in den Magen aufzunehmen, und zwar deshalb, weil sie in diesem Zustande von den Verdauungssäften besser durchdrungen und verarbeitet werden kann, und an die absondernden Drüsen geringere Anforderungen gestellt werden, als wenn unter sonst gleichen Verhältnissen die Nahrungsmittel in größeren oder kleineren Stücken und nur nothdürftig mit Speichel vermischt, wie dies bei hastig essenden Menschen so häufig geschieht, dem Magen übermittelt werden. Also langsam und bedächtig essen!

Sodann soll man darauf sehen, daß die Nährstoffe weder zu hohe, noch zu niedere Temperatur besitzen, denn eine mittlere, der Temperatur des Magens möglichst gleiche Wärme der Nahrungsmittel ist die zweckdienlichste.

Was den Einfluß der Reiz- und Genußmittel auf die normale Beschaffenheit des Magens und seiner Funktionen betrifft, so ist es eine unbestrittene Thatsache, daß alle Reiz- und Genußmittel, wie Bier, Wein, Kaffee, Thee, Fleischbrühe, Gewürze 2c. in nicht zu großer Menge entweder direkt in den Magen aufgenommen, oder mit den Nahrungsmitteln gemischt demselben zugeführt, auf die Verdauung einen wohlthätigen Einfluß ausüben, indem sie wesentlich dazu beitragen, daß die derselben dienenden Flüssigkeiten in richtiger Weise abgesondert werden. Wenn wir noch beifügen, daß stets darauf gesehen werden soll, die Füße auf

einer mittleren, dem jeweiligen Klima angepaßten Temperatur zu erhalten, so ist der größte Theil dessen erwähnt, was im Interesse der Erhaltung eines gesunden Magens wissenswerth erscheint.

Wenn wir nun die Fehler in Betracht ziehen, welche zum Schaden dieses Organs täglich, ja stündlich, von Hoch und Niedrig, Arm und Reich begangen werden, so lassen sich die häufigsten und schwerwiegendsten derselben größtentheils auf den Mißbrauch der Nahrungs-, Reiz- und Genußmittel nach Quantität und Qualität, auf die sonstige Lebensweise und in manchen Fällen auf Erkältungen einzelner Theile des Körpers zurückführen.

Was zunächst die Nahrungsmittel betrifft, so werden nur zu häufig nicht nur bei einer und derselben Mahlzeit die unverantwortlichsten Mengen derselben genossen, also in Bezug auf Quantität gesündigt, sondern dasselbe geschieht auch in Bezug auf Qualität, d. h. es werden entweder die feinsten Leckerbissen, die ausgesuchtesten Fleischspeisen in der verlockendsten Form vertilgt, oder es wird eine Mischung von unverdaulichen oder schwer verdaulichen, gänzlich ungeeigneten Nahrungsmitteln genossen. Und dies geschieht etwa nicht nur bei einer Mahlzeit, sondern öfters des Tages und jahraus, jahrein.

Hierzu gesellt sich noch der weitere Fehler, daß nach solchen Mahlzeiten der Betreffende, anstatt dem so überladenen Magen Ruhe zu gönnen, sich noch körperlich oder geistig anstrengt, und auf diese Weise dem Verdauungsgeschäfte bei seiner Thätigkeit in zweifacher Weise hindernd in den Weg tritt.

Noch viel größer aber sind die Sünden, welche durch den Mißbrauch der Reiz- und Genußmittel begangen werden. Diese sämmtlichen Stoffe, also wie bekannt Wein, Bier, Kaffee, Thee, Liqueure, Gewürze &c. sind, wenn täglich oder im Uebermaß genossen, von den verderblichsten Folgen für die Gesundheit des Magens.

Was dem Armen der gemeine Alkohol, den er täglich in der Form der verschiedensten Schnäpse genießt, das bedeuten für den Begüterten die anderweitigen dieser Reiz- und Genußmittel, und man glaube ja nicht, daß gutes Bier, Wein &c., täglich in größeren Mengen genossen, unschädlich seien, wenn diese Getränke auch weniger verderblich wirken, als die Schnäpse des Armen.

Hier möchte ich auch der Unsitte des fortwährenden Tabakrauchens gedenken, weil die Ansicht sehr verbreitet ist, daß auch starkes Tabakrauchen nicht schädlich sei. Thatsächlich aber reizt starkes Rauchen die Magennerven in höchst schädigender Weise. Dazu kommt noch, daß Arm und Reich sehr häufig die Füße gegen grelle Temperaturdifferenzen nicht gehörig schützen, eine Erkältung dieser aber stets auf den Magen zurückwirkt. Häufig wird auch der Magen dadurch erkältet, daß bei erhitztem Körper größere Flüssigkeitsmengen von sehr niedriger Temperatur dem Magen einverleibt werden.

In erster Linie werden die hier erwähnten Schädlichkeiten in ihren Wirkungen damit beginnen, daß die Absonderung der früher erwähnten Verdauungsflüssigkeiten beeinträchtigt wird. Die natürliche Folge davon wird sein, daß die genossenen Nahrungsmittel theils unvollkommen,

theils gar nicht verdaut werden. Dieselben werden sich mehr oder minder zersetzen und die verschiedensten Gährungen veranlassen.

Das betreffende Individuum wird durch allgemeines Unbehagen, durch Aufgetriebensein der Magengegend und damit verbundenes dumpfes Druckgefühl in derselben und durch Widerwillen gegen Speisen, der sich bis zur Brechneigung steigern kann, auf die manigfachste Art belästigt.

Sind diese Erscheinungen nur in geringem Maße vorhanden, so sprechen wir von einer Verdauungsstörung. Dauert der schädliche Einfluß aus irgend einem Grunde fort oder war derselbe gleich anfangs sehr stark, so treten die genannten Erscheinungen heftiger zu Tage, und wir haben es mit einem sogenannten akuten Magenkatarrh zu thun. Bei längerer Dauer gesellt sich hierzu ein Ausschlag in Bläschenform an den Lippen. Der Kranke riecht aus dem Munde und beginnt etwas zu fiebern.

Wir bezeichnen diesen Zustand, welcher eine weitere Steigerung repräsentirt, als einen fieberhaften Magenkatarrh, als das sogenannte gastrische Fieber. Derselbe sieht sehr oft einem beginnenden Typhus ähnlich, unterscheidet sich jedoch von diesem durch die plötzlich auftretenden Erscheinungen, durch die Neigung der Haut zu starken Schweißen und durch den erwähnten Bläschenausschlag.

Werden diese Erscheinungen nun vernachlässigt oder nicht richtig behandelt, so entwickelt sich aus denselben eine weitere, noch bösartigere Erkrankung des Magens, nämlich der chronische Magenkatarrh.

Derselbe kennzeichnet sich dadurch, daß fast nie ein Fieber vorhanden ist, jedoch sich eine große Empfindlichkeit des Magens bei Druck und beim Genuß fester Nahrungsmittel bemerkbar macht, und zwar in dem Augenblicke, wo letztere in den Magen gelangen. Es wechselt ferner oft bedeutender Appetit mit vollkommener Appetitlosigkeit — ja sogar mit Ekel vor jeder Art von Nahrung, und es gesellt sich besonders des Morgens Erbrechen von schleimigen Massen hinzu, welches von größerem oder geringerem Schmerzgefühle in der Magengegend begleitet ist.

Der weitere Verlauf dieses Zustandes kennzeichnet sich dadurch, daß der betreffende Patient mehr und mehr abmagert, in Hypochondrie verfällt und, besonders wenn er ein großer Alkoholfreund war, sehr bald dem tödtlichen Ende entgegengeht.

An diese Erkrankungszustände können wir als weitere Folge mehr oder minder erheblicher Diätfehler oder der Erkältung des Magens eine Erkrankung nervöser Elemente desselben anreihen, die wir als Magenkrampf bezeichnen. Derselbe charakterisirt sich durch Minuten bis Stunden lange Anfälle von sehr heftigen Schmerzen in der Magengrube, die von gänzlich schmerzfreien Zeiträumen gefolgt sind und durch starken äußeren Druck auf diese Gegend gemildert werden können.

Diejenigen Krankheitszustände des Magens, die wir unter dem traurigen, vielbedeutenden Namen „Magengeschwür“ und „Magenkrebs“ kennen, will ich hier nicht näher in's Auge fassen, da sie nur in einzelnen Fällen und in diesen nicht einmal mit voller Sicherheit als

Folgen vorerwähnter schädlicher Einflüsse bezeichnet werden können.

Zum Schlusse meiner Betrachtungen möchte ich noch darauf hinweisen, daß sämmtliche hier erwähnten krankhaften Zustände des Magens nicht nur diesen selbst in Mitleidenschaft ziehen, sondern auch die geistige Sphäre des betreffenden Individuums in der erheblichsten Weise beeinflussen.

Heftige Reizbarkeit des Nervensystems, abwechselnd mit Verstimmung und gänzlicher Niedergeschlagenheit, sind das Erbtheil des Magenkranken und machen ihn oft unfähig zu jeder Art geistiger und körperlicher Arbeit.

Zum Heile Vieler möchte ich allen Jenen, welche wenn auch nur an geringen Verdauungsbeschwerden leiden, den wohlgemeinten Rath ertheilen, selbst diesen volle Aufmerksamkeit zu widmen, um ihnen den Boden für ein weiteres Umsichgreifen zu entziehen. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in dieser Hinsicht selbst zu beobachten oder, was noch trauriger ist, dieser Klasse unglückseliger Menschen für kürzere oder längere Zeit in eigener Person angehört hat, wird mir vollends beipflichten, wenn ich sage, daß ein zielbewußtes Maßhalten im Gebrauche der Nähr- und Genußmittel nach jeder Richtung hin als eine der schätzenswerthesten Tugenden zu betrachten sei, als eine sichere Gewähr für das geistige und körperliche Gedeihen des Menschen.

Ein Hut und eine Krone.

Historische Skizze

von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Als am 16. September 1824 Ludwig XVIII. starb, und ihm sein Bruder, der Graf v. Artois, als Karl X. auf dem französischen Thron folgte, hegten alle freier Gesinnten lebhafte Besorgnisse. Und diese erfüllten sich auch, denn Karl X. führte seine Herrschaft in so reaktionärem Sinne, daß er sich in wenigen Jahren schon verhaßt gemacht hatte. Als er nun gar im August 1829 das Ministerium Martignac entließ und an seine Stelle ein Ministerium der äußersten Reaktion setzte, mit dem Prinzen Jules de Polignac an der Spitze, da war der Unwille in dem leicht erregbaren französischen Volke so weit gestiegen, um einen demnächstigen entscheidenden Zusammenstoß zwischen Volk und Regierung voraussehen zu lassen.

Am 2. März 1830 eröffnete Karl X. die französischen Kammern im großen Saale der Tuilerien besonders feierlich. Ihm zur Rechten stand sein einziger Sohn, der fünfundfünfzigjährige Herzog von Angoulême, und dessen Vetter, der siebenundfünfzigjährige Herzog Ludwig Philipp

von Orleans. Zu seiner Linken standen die Minister, Polignac als Präsident des Kabinets am nächsten dem Throne. Die Pairs und die Abgeordneten waren fast vollzählig anwesend. An den Thüren hielten Schweizergarden die Ehrenwache; aus den Logen schauten die Prinzessinnen, die Gesandten und die ersten Hofdamen. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten Alle, was der König von dem Blatt Papier ablas, auf dem die Thronrede gedruckt war. Eine athemlose Stille aber trat ein, als Karl X. die Gerüchte über Staatsstreiche als „perfide Vermuthungen" zurückwies. Gleich darauf hob sich seine Stimme und indem er drohend von Hindernissen durch liberale Umtriebe sprach, fügte er hinzu:

„Ich werde die Kraft, sie zu überwältigen, in meiner Entschlossenheit finden, den öffentlichen Frieden zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, welche sie stets für ihren König bezeigt haben."

Unwillkürlich machte er dabei eine heftige Bewegung, so daß ihm der Hut aus der Hand glitt und zu Boden fiel. Der Herzog von Orleans beeilte sich, ihn aufzuheben und reichte ihn mit ehrfurchtsvoller Kniebeugung dem Monarchen, der ihn, da er seine Rede geendet, stolz auf sein Haupt setzte und dann mit seinem Gefolge den Saal verließ.

„Es lebe der König!" rief die Versammlung. Aber es hörte sich recht gezwungen an.

Die Deputirtenkammer tagte kaum vier Wochen, als ein Kabinetsrath beschloß, sie als zu liberal-oppositionell

aufzulösen, und am 16. Mai wurde dieser Beschluß auch ausgeführt und eine Neuwahl der Deputirten angeordnet. Das vermehrte noch die Beunruhigung, denn man befürchtete, daß Polignac sich mit Staatsstreichgedanken trage, und der König ihm zustimmen werde, wenn die Wahlen wieder oppositionell ausfallen sollten.

Zu Ehren des auf Besuch nach Paris gekommenen bourbonischen Verwandten, der die Königskronen von Neapel und Sicilien trug, fand um diese Zeit im Palais Royal, der Residenz des Prinzen von Orleans, ein glänzendes Ballfest statt, und Karl X. war mit dem gesammten Hof erschienen. Es war das erste Mal, daß dem Palais Royal seit den Zeiten Ludwig's XVI. solche Ehre widerfuhr, denn durch ihr Kokettiren mit der Revolution und dann mit dem Liberalismus waren die Orleans bei der wiedereingesetzten Bourbonendynastie stark in Verruf gekommen, und dem Herzog Ludwig Philipp, trotzdem er sich so harmlos als möglich zeigte, traute man in der königlichen Familie gar nicht recht. Aber hier auf dem Ballfest war Karl X. sehr huldvoll gegen den Herrn des Hauses, und dieser war überglücklich darüber. Er bewegte sich wie beflügelt auf eine Gruppe seiner Gäste zu, die er als seine Freunde häufig im Palais Royal sah. Der reiche, liberale Bankier Laffitte war darunter; der Advokat Dupin, der Vertheidiger aller populären politisch Angeklagten; Casimir Perier, der frühere Handelsminister; der kleine, junge Thiers, Redakteur des republikanisch gesinnten „National"; Bertin, der Besitzer des einflußreichen „Journal des Débats", und Andere.

„Wie gefällt es Ihnen hier, meine Herren?" redete sie strahlenden Antlitzes Louis Philipp an.

„Ueber Erwarten, Monseigneur," schmunzelte Laffitte. „Und der König! Wie er sich freut! Sehen Sie doch!"

„Ja, ja!" entgegnete der Herzog. „Es ist ein schöner Tag für mich. Aber was ist das?" fuhr er erbleichend auf, weil er plötzlich unten im Hof des Palais feindseliges Geschrei einer Menschenmenge hörte.

In demselben Augenblicke sah er den König und eilte auf ihn zu. Mit jetzt ungnädiger Miene empfing ihn die Majestät, die ebenfalls über den Lärm gestutzt hatte.

„Was ist das? Sollten wir etwa hier bedroht sein, Monseigneur?"

„O Sire!" betheuerte der Herzog mit Würde das Gegentheil.

Bald klärte sich der Vorfall auf. Die Polizei hatte die unruhige Menge aus dem Garten des Palais getrieben. Alles war wieder ruhig. Aber der Hof verließ nun das Fest. Auch Laffitte.

Beim Abschied vom Herzog lächelte er verschmitzt und sagte: „Es muß ein Gewitter in der Luft sein, Monseigneur. Schwül ist es ja auch genug dazu."

In der That, es waren schwüle Junitage. Die Wahlen hatten stattgefunden und eine große Niederlage des Ministeriums ergeben. Der König war wüthend, seine Camarilla nicht minder. Eben war auch die Nachricht von der Eroberung Algiers durch die königlichen Truppen eingelaufen und dadurch schwoll der Reaktion der Kamm. Polignac schwur, nun auch das innere Algier, nämlich

die ganze konstitutionelle Wirthschaft, niederzuwerfen und die Verfassung dem Könige genehmer zu gestalten. Karl X. war völlig damit einverstanden und sprach in seiner Familie davon, er werde zu Pferde steigen und lieber im Kampfe den Tod suchen, als sich wieder einer liberalen Kammer unterwerfen.

Niemand widersprach ihm. Nur seine Schwiegertochter, die verdüsterte Tochter Ludwig's XVI., die einst selbst kaum dem Schaffot entgangen war, sagte: „Ich weiß nicht, was man vor hat; aber die Staatsstreiche sind den Meinigen nie geglückt."

Solche Kassandrastimme in der Nähe des Königs war Polignac unbequem. Er wußte denselben zu bereden, die alte schwarzsehende Dame in's Bad zu schicken. Sein Plan war fertig; mit allem Hochdruck hatte er die meisten der Minister bestimmt, den drei Ordonnanzen gegen die Preßfreiheit, gegen die letzten Wahlen und gegen das bisherige Wahlgesetz ihre Genehmigung zu ertheilen. Am 25. Juli war Hoffest in St. Cloud. Da wollte er diese Urkunden dem Könige zur Unterschrift vorlegen.

Dies Hoffest wurde herkömmlich am Vormittag mit einem großen Empfang eröffnet. Wagen auf Wagen brachte daher die Hoffähigen nach St. Cloud. Man drängte sich in den prächtigen Sälen und Gallerien; aber alle Welt war in nervöser Aufregung und wisperte sich allerlei zu. Der König selbst konnte seine Unruhe nicht verbergen. Um Mittag zog er sich in sein Kabinet zurück. An der Thüre desselben stand der Nuntius Lambruschini, der ihn erwartet zu haben schien.

„Sire,“ flüsterte er ihm zu, „die Stunde ist da. Seien Sie fest. Gott hat Ihnen diesen Weg gezeigt.“

Der König nickte trotzig.

Gleich nach ihm traten die Minister mit dem Dauphin, Herzog von Angoulême, in sein Kabinet und Fürst Polignac unterbreitete dem Monarchen die drei Ordonnanzen zur Unterschrift.

Schweigend las sie dieser. Dann rief er: „Stimmen wir ab!“

Der Dauphin begnügte sich, zu nicken; keiner der Minister erhob einen Einwand. Aber auf Allen im Zimmer lag ein schwerer Druck. Es war sehr schwül.

Der König las noch einmal die Ordonnanzen ernst und nachdenklich durch. Grabesstille herrschte. Er ergriff die Feder. Nochmals zögerte er und stützte den Kopf auf die Hand.

„Je mehr ich es bedenke,“ sagte er dann, „desto mehr befestigt sich meine Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, anders zu verfahren.“

Er setzte die Feder an und man hörte, wie er seinen Namen unter die verhängnißvollen Aktenstücke schrieb. Nach ihm unterzeichneten alle Minister, die einen mit Muth und Zuversicht, die anderen im Bewußtsein einer Schuld aus Ergebenheit für den König. Die drei Kopfschläge auf die beschworene Verfassung von 1815 waren gethan.

Polignac kehrte nach Paris zurück und quartierte sich in den Tuilerien seiner Sicherheit wegen ein. Die Ordonnanzen waren veröffentlicht worden. Ueberall antwortete

man darauf: „Nieder mit Polignac!“ Als man ihn in seinem Wagen fahren sah, warf man schimpfend darnach mit Schmutz und Steinen.

„Schießen Sie doch die Kanaille zusammen!“ forderte der Beschimpfte von General Marmont, der das Kommando über die Garnison von Paris erhalten hatte, und Marmont ließ schießen. Eine ungeheure Erbitterung entstand darüber in Paris. Schon schrie man auch: „Nieder mit den Bourbons!“ Barrikaden erhoben sich über Nacht, Kämpfe fanden um sie statt, und die Truppen waren unglücklich darin und wurden muthlos, unlustig. Polignac ließ zwanzigtausend Mann aus der Provinz verlangen, aber sie mußten erst kommen. Die Kanonen traten in's Gefecht und ihr Donner durchdröhnte Paris. In den Tuilerien löste ein Bote den anderen ab, und es waren zumeist Hiobsnachrichten, die sie brachten. Hohe Beamte und Würdenträger drängten sich in's Kabinet Polignac's und Alle beschworen ihn, nachzugeben, die Ordonnanzen zurückzunehmen, da es sich um die Dynastie handeln könne. Schon wehte siegkündend die revolutionäre Trikolore vom Stadthaus, aus dem das Volk die Truppen vertrieben hatte.

Polignac aber wich und wankte nicht. „Wir werden siegen!“ Damit wies er stolz die besorgten Bedränger ab.

Zwei entschieden royalistisch gesinnte Pairs, Semonville und d'Argout, forderten hartnäckig trotzdem von ihm, daß er abdanke. Er lachte sie aus.

„Gut,“ rief d'Argout, „also dann zum König nach St. Cloud!“

Die beiden Pairs verließen eilig die Tuilerien und warfen sich in ihre Wagen.

„Anspannen. Nach St. Cloud!“ befahl Polignac zornig, und jagte ihnen dann nach in Carrière zum König.

Im Vorzimmer desselben trafen alle Drei wieder zusammen. Aber Polignac ließ der Monarch zuerst eintreten. Polignac fand Karl X. sehr aufgeregt.

„Soll ich zu Pferde steigen?“ rief er seinem Minister entgegen.

„Sire,“ entgegnete dieser. „Es soll nicht heißen, daß ich Frankreich in's Unglück stürze. Nirgends sehe ich Muth und Unterstützung, überall Verzagtheit und Abfall. Die Umstände zwingen mich, in Eurer Majestät Hand das Amt niederzulegen, das Sie mir vertraut.“

„Unmöglich, Jules! Das hieße abdanken, zurückweichen. Stehen denn die Dinge so schlecht?“

„Nichts steht schlecht, Sire. Wenn ich weichen will, so thue ich es um des Friedens willen. Behalten mich Eure Majestät aber im Amt, so werde ich kämpfen.“

„Nun denn, so wollen wir kämpfen!“

Der König befahl darnach, die beiden Pairs vorzulassen.

Er empfing sie sogleich mit den stolzen Worten: „Ich gebe nicht nach, meine Herren. Karl X. wird nicht in die Schwäche Ludwig's XVI. fallen. Ich will den Karren nicht besteigen.“

„Sire,“ entgegnete Marquis v. Semonville, „wir sind hierhergekommen, um unsere Pflicht zu thun. Sie besteht darin, Sie zu warnen, nicht die Dynastie auf's Spiel zu

setzen. Paris ist in voller Revolution und es gehören Ströme Bluts dazu, um es zurück zu erobern. Die Truppen wanken und sind des Kampfes satt, die Schweizer ausgenommen. Täuschen sich Eure Majestät nicht! Noch ist es möglich, die Ordnung wieder herzustellen, wenn die Ordonnanzen zurückgenommen werden und das Ministerium abdankt."

Karl X. fragte nun düsteren Tones den ihm seit je ergebenen Grafen d'Argout nach seiner Meinung.

„Dieselbe, Sire," erwiederte dieser freimüthig. „Jenem Minister dort," dabei wies er auf Polignac, „muß wegen Verfassungsbruch der Prozeß gemacht werden."

Der König protestirte heftig dagegen.

Ein Adjutant Marmont's wurde gemeldet. Er brachte eine Depesche.

Als der König sie hastig überflogen, warf er sie zornig zu Boden und rief: „Verrätherei! Man unterhandelt mit dem Herzog von Orleans. Eine revolutionäre Regierung unter Laffitte tagt im Stadthaus — Orleans' Leute!"

Er stampfte mit dem Fuße heftig auf.

„Zu Pferde! Ich will zu Pferde steigen. An der Spitze meiner Garden will ich mit der Revolution auf Tod und Leben ringen."

„Thun wir, wie der König! Auf, für seine Sache!" rief Polignac feurig.

Eisiges Schweigen der Anderen. Endlich machte Semonville neue Vorstellungen und d'Argout unterstützte ihn. Beide riethen nachzugeben, und es gelang ihnen, den greisen Monarchen zu überreden. Derselbe setzte sich hin und

schrieb. Dann reichte er mit abgewandtem Gesicht das Papier dem Grafen d'Argout.

„Hier, d'Argout. Ich nehme die Ordonnanzen zurück; ich entlasse das Ministerium Polignac. Eilt nach Paris! Eilt, eilt!"

Der Graf säumte nicht und Semonville ging mit ihm. Aber es war bereits zu spät. Neue Kuriere meldeten, es sei Alles verloren. Im Stadthaus leiteten Laffitte, Perier und Dupont bereits die Regierungsgeschäfte. Sie hatten Karl X. für abgesetzt erklärt und den Herzog von Orleans zum Statthalter des Königreichs ernannt.

General Marmont stellte sich selbst ein, um seine Niederlage zu bestätigen. Der Dauphin fiel wüthend über ihn her und entriß ihm seinen Degen, erklärte ihn für verhaftet, des Kommando's entsetzt. Kaum konnte der König seinen wie toll gewordenen Sohn zu mehr Würde bringen. Aber den Kopf hatten Alle verloren in St. Cloud. Nur Polignac nicht. Von der Terrasse des Schlosses aus zeigte er auf Paris in Rauch und Nebel und rief: „Welch' ein Unglück, daß mir mein Degen in der Hand zerbrochen ist. Ich hätte eine Verfassung auf unzerstörbaren Grundlagen errichtet."

Es hörte aber Niemand mehr auf ihn. Es galt jetzt in erster Linie noch so viel aus dem Schiffbruch zu retten, als möglich.

„Gut," erklärte Karl X., „ich will der Krone entsagen, und mein Sohn auch. Aber mein Enkel Heinrich soll sie haben, und Orleans soll für ihn die Regentschaft führen."

Ein Eilbote ging mit dieser Erklärung Karl's X. nach Paris, und man wartete ungeduldig in St. Cloud über Nacht auf die Antwort des Herzogs von Orleans.

„Rette sich der König!" ließ dieser aber nur sagen. „Fliehen, ehe es zu spät ist."

Heinrich, Herzog von Bordeaux, wurde nicht zum König ausgerufen, des Königs Brief nicht weiter beantwortet. Orleans hob die Krone auf, die Karl X. entfallen war; aber er gab sie nicht ehrfurchtsvoll zurück, wie vor Kurzem den entfallenen Hut.

Karl's X. stolzer Sinn brach zusammen. In St. Cloud war es so leer geworden, unheimlich leer. All' der Glanz der Majestät, der noch Tags zuvor da geherrscht, war erloschen. Niemand kam mehr aus Paris und hatte ehrfurchtsvoll im Vorzimmer zu warten, ob er der Sonne sich nähern durfte. Niemand kam als ein Kurier, der mit bestaubten Stiefeln durch die Gemächer schritt und eine Art Ausweisungsbefehl vom Regenten, Louis Philipp, brachte.

Es half nichts. Man mußte mit Würde das neue Unglück der Familie auf sich nehmen. Am Morgen des 31. Juli, drei Tage, nachdem er die Ordonnanzen erlassen und geschworen hatte, lieber zu sterben als nachzugeben, fuhr der des Landes verwiesene König mit den Seinigen, mit Polignac und einigen Getreuen zunächst nach dem Schloß von Rambouillet. Hier wartete er zwei Tage in der trügerischen Hoffnung auf eine Wendung der Dinge. Dies war der jetzigen Regierung unbequem. Damit sich Karl X. nicht noch länger besinne, die Reise fortzusetzen,

ließ man Tausende von Bewaffneten aus dem Volke nach Rambouillet ziehen und „Nieder mit den Bourbons“ brüllen. Das half. Fort ging es, begleitet von einer Anzahl Gardes du Corps, aber auch von Kommissären des Herzogs von Orleans!

Das wollte dem alten König doch gar nicht in den Sinn. Er hoffte noch immer auf einen Umschlag und reiste so langsam als möglich Cherbourg zu, wo er, wie die Kommissäre ihm sagten, sicher sich einschiffen könne. Aber es erfolgte kein Umschlag. Im Gegentheil, die Flucht wurde durch schmähliche Volkskundgebungen an jedem größeren Ort noch verbittert, als habe es gar nie eine Achtung vor dem bourbonischen Königthum gegeben.

In St. Lô eilte der Pöbel mit Waffen und in drohender Haltung herbei, um den Fürsten Polignac, der noch beim Könige war, festzunehmen. Vor Furcht steckte sich der Bedrohte in die Kleider eines Bedienten und suchte zu entfliehen. Aber man erkannte ihn und unter großem Tumult erfolgte seine Verhaftung. Man führte ihn nach Vincennes, um ihm den Prozeß zu machen.

Endlich erreichte der König ganz gebrochen Cherbourg. Um ihn brauste der Lärm einer feindseligen Volksmenge. Nirgends, außer bei den treuen Gardes du Corps, die man ihm bis hier gelassen, sah er Mitleid mit seinem silberweißen Haar, mit seinem Unglück bei dreiundsiebenzig Jahren, er stand an der Grenze seines ehemaligen Reiches als ein Verstoßener! Ein französisches Kriegsschiff lag segelfertig im Hafen, um die amerikanische Yacht zu begleiten, die ihn an die englische Küste bringen sollte.

Aber es war eine Wache, die ihn transportirte, kein Ehrengeleit. Und wie nun sein Schiff in See ging und er feuchten Auges einen letzten Blick auf Frankreichs Boden gerichtet hielt, da flog ihm aus der dicht am Ufer stehenden Menge kein Lebewohl, kein tröstlicher Zuruf zu. Geächtet war er und verbannt.

Auch in England wurde er nicht nur Seitens des Volkes, sondern auch des Hofes mit einer grausamen Kälte aufgenommen. Ja, bei der Landung in Portsmouth bezeigte sich der Pöbel so schmählich, daß sich die königliche Familie in der Schiffskajüte zurückhielt, und die britische Regierung wollte auch Karl X. nicht eher an's Land steigen lassen, als bis er seinen Königstitel abgelegt habe. Dies that er denn auch und nannte sich Graf v. Ponthieu.

Als solcher reiste er nach Holyrood in Schottland, welches alte, halb verfallene Schloß der Stuarts ihm zum Aufenthalt angeboten worden war. Doch lange ertrug die verbannte Familie diesen ungastlichen Aufenthalt nicht. Karl begab sich nach Böhmen, und als dahin 1836 die Cholera kam, ging er nach dem jenseit der Alpen liegenden Görz, wo ihn dennoch die Krankheit erfaßte und um's Leben brachte.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, hatte schon acht Tage, nachdem er die Königskrone von Frankreich in die Hände bekommen, sie sich mit Bewilligung der zusammengerufenen Kammern auf sein würdiges Haupt gesetzt. Seine Freunde Dupin und Laffitte machte er zu Ministern, Perier bekam bald hernach ein Portefeuille, Thiers wurde Staatsrath.

Dem Fürsten Polignac nebst den anderen gefangenen Ministern wurde richtig der Prozeß gemacht. Für ersteren lautete das Urtheil wegen Verfassungsbruch auf lebenslängliches Gefängniß, für seine Genossen ebenfalls. Nach sechs Jahren erhielten sie jedoch durch eine Amnestie die Freiheit zurück, ohne natürlich je wieder eine Rolle zu spielen.

Bekanntlich konnte Ludwig Philipp achtzehn Jahr lang seine Krone tragen. Dann fiel sie ihm durch die Februarrevolution 1848 auch vom Haupte und er mußte ebenfalls in die Verbannung, um da zu sterben.

Die Zigeuner in Deutschland.

Kriminalistische Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

Im Jahre 1417 unter der Regierung des Kaisers Sigismund wurde Deutschland durch das plötzliche Erscheinen der Zigeuner in Aufregung und Schrecken versetzt. In langen Zügen ergossen sie sich aus Ungarn über Deutschland, und nicht nur ihr Aeußeres, ihre dunkle Hautfarbe und ihr wildes Wesen waren geeignet, Schrecken vor ihnen zu verbreiten, sondern auch ihre Geneigtheit zu

verbrecherischen Handlungen, vor Allem aber der abergläubische Nimbus, mit welchem sie sich zu umgeben verstanden. Es dauerte daher auch gar nicht lange, bis gegen sie gesetzliche Verfügungen ergingen, trotzdem die zuerst Eingedrungenen im Jahre 1423 einen Schutzbrief vom Kaiser Sigismund, als König von Ungarn, erhalten hatten. Schon der Reichstagsabschied vom Jahre 1497 befiehlt, daß die Zigeuner bis Ostern des nächsten Jahres Deutschland zu verlassen hätten, widrigenfalls man Gewaltmaßregeln gegen sie anwenden würde, und wohl seit jener Zeit datirt das kriminalistische Interesse, das die Zigeuner in Deutschland bis auf den heutigen Tag hervorgerufen haben und stets noch mit Recht hervorrufen.

Lediglich vom kriminalistischen Standpunkt aus wollen wir uns hier mit den Zigeunern in Deutschland beschäftigen. Im Voraus mag erwähnt werden, daß die Zigeuner mit den Juden vom 15. Jahrhundert ab das traurige Schicksal theilten, beständig verfolgt und der furchtbarsten Verbrechen bezichtigt zu werden, obgleich die Zigeuner in Wirklichkeit nicht zu den schweren Verbrechern gehören. Es ist aber kein Wunder, wenn sie sich bis heute noch nicht entschlossen haben, seßhaft zu werden und sich durch ehrlichen Erwerb zu ernähren, weil sie eben seit Jahrhunderten mit Verachtung, Haß und Verfolgung von Seiten des deutschen Volkes bedacht worden sind. Besonders das 18. Jahrhundert ist reich an Verfolgungen in allen Theilen des Reiches. So befiehlt z. B. eine gräflich reußische Verordnung vom 13. Juli 1711, es sollen die Zigeuner, „wenn sie sich in acht Tagen, von

Zeit der Publikation an zu rechnen, in den reußischen Landen betreten lassen würden, sie wären gleich mit Passeporten versehen oder nicht, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben verfallen sein und was die Mannspersonen betrifft auf der Stelle niedergeschossen, deren Weiber und Kinder aber in die nächsten Aemter geliefert, und die Weiber mit Ruthen ausgestrichen, und der Galgen ihnen an die Stirn gebrannt, auch die Kinder zu christlicher Auferziehung gehörigen Orts versorgt werden."

Im Jahre 1725 befahl der strenge Friedrich Wilhelm von Preußen: „daß alle Zigeuner, welche sich im königlich preußischen Staatsgebiete betreten lassen und über achtzehn Jahre alt sind, ohne Unterschied des Geschlechtes an den Galgen gehängt werden sollen." Man hob damals die Zigeuner in ganzen Banden auf, spannte sie auf die Folter und machte ihnen den Prozeß, wenn sie im furchtbarsten Schmerze sich zu allen denjenigen Verbrechen bekannt hatten, deren man sie beschuldigte.

Grauenhaften Inhalts ist daher auch eine im Jahre 1726 in Gießen erschienene Schrift, welche von einer im oberrheinischen Kreise eingefangenen Zigeunerbande handelt. Die in dieser Schrift Erwähnten hatte man durch die Folterqualen dazu gebracht, sich der verschiedensten Raub- und Mordthaten schuldig zu erklären, und sie wurden theils gerädert, theils gehängt, theils geköpft, und zwar an zwei verschiedenen Tagen, die natürlich von der Bevölkerung und den Richtern der Stadt Gießen als Festtage gefeiert wurden.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte etwas

Neues in der zigeunerischen Kriminalistik. Damals war es in Ungarn üblich geworden, von den Zigeunern durch die Folter das Geständniß zu erpressen, daß sie Menschenfresser seien, und in Haufen zu fünfzig bis hundert Köpfen wurden sie aufgehoben, ihnen der Prozeß gemacht und sie so lange gefoltert, bis sie sich schließlich der gräßlichsten Menschenschlächterei und Menschenfresserei für schuldig erklärten, worauf man sie natürlich in noch gräßlicherer Weise vom Leben zum Tode brachte.

Bis in unsere Zeit hinein gelten bekanntlich beim Volke die Zigeuner als geborene schwere Verbrecher, und selbst heutigen Tages beschuldigt man sie noch immer, daß sie fremde Kinder stehlen, um sie mit sich fortzuschleppen und als Zigeuner zu erziehen. Diese Albernheit entbehrt jeder thatsächlichen Grundlage; die Zigeunerinnen erfreuen sich im Allgemeinen einer so außerordentlichen Fruchtbarkeit, daß sie genug zu thun haben, ihre eigenen Kinder zu ernähren, und daß es für sie gar keinen Zweck hätte, sich auch noch fremde Kinder zur Erziehung auf den Hals zu laden. Aufgeregt und wieder aufgefrischt wurde dieser Glaube an den Kinderraub der Zigeuner durch die erst vor einigen Jahren spielende Affaire der kleinen Anna Böckler, die angeblich von Zigeunern geraubt sein sollte und nach der man in ganz Deutschland suchte, bis es sich herausstellte, daß sie von einem Wüstling ermordet worden war und in der Scheune ihres Vaters begraben lag, während man in ganz Deutschland allenthalben die Zigeuner festhielt und bald hier, bald dort die Vermißte wiedergefunden zu haben glaubte.

Betrachten wir nun vom kriminalistischen Standpunkt aus die jetzigen Zigeuner, so finden wir freilich, daß Betrug und Diebstahl aller Art bei ihnen sehr beliebt sind. Denn wenn man auch hin und wieder Kesselschmiede, Drahtbinder und andere Handwerksbeflissene unter ihnen findet, so ist dieses Gewerbe doch in der Regel nur der Vorwand, um auf ihren Vagabundenfahrten weniger von den Behörden belästigt zu werden, welche dem ehrsamen Handwerker mehr vertrauen, als einem herumlungernden Menschen, welcher nur auf den Bettel ausgeht.

Es steht dagegen fest, daß Raub, Mord, ja sogar schwere Einbrüche selten oder nie von Zigeunern begangen werden, und zwar deshalb nicht, weil es dem Zigeuner dazu an dem nöthigen persönlichen Muthe gebricht. Er ist nämlich feig und setzt sich nicht gern irgend welcher Gefahr aus. Mit Gewalt pflegen die Zigeuner nur vorzugehen, wenn sie sich in der Uebermacht befinden; wenn sie z. B. Gelegenheit haben, in ein einsames, entlegenes Gehöft einzudringen, in dem womöglich nur Frauen anwesend sind. Sie stehlen dann mit einer Dreistigkeit und einer Unverschämtheit, die sich so weit versteigt, daß sie gegen Personen, welche sie daran zu verhindern suchen, Gewalt anwenden. In den meisten Fällen haben sie überhaupt dann die größten Erfolge, wenn sie auf einsame Gehöfte kommen, nicht nur, weil man ihre Gewaltmaßregeln, sondern weil man ihre übernatürlichen und Zauberkräfte fürchtet.

Gerade wenn man daran denkt, welchen unglaublichen

zauberischen und magischen Kredit die Zigeuner noch allgemein im deutschen Volke haben, wird es Einem klar, wie tief eingewurzelt, wie umfassend und unausrottbar die Verbreitung des Aberglaubens heute noch selbst bei denjenigen Deutschen ist, die nicht zu den ungebildeten und untersten Ständen gehören. Die kriminalistische Schädlichkeit der Zigeuner basirt in erster Linie auf ihrer geschickten Ausnutzung des Aberglaubens. Sie kennen genau die Macht, die sie beim Publikum dadurch besitzen, daß ihnen dieses thörichter Weise übernatürliche Kräfte zutraut, und mit der ganzen Verschmitztheit und Zähigkeit, die ihnen eigenthümlich ist, wissen sie diesen Umstand zu ihrem Vortheil auszubeuten. Deshalb treiben auch sämmtliche Zigeunerfrauen Wahrsagerei und wissen sich dadurch, daß sie Frauen und Mädchen aller Stände bald angenehme, bald gräßliche Dinge vorhersagen, nicht nur Geld, sondern auch auf dem Lande Eßwaaren und Kleidungsstücke zu erschwindeln.

Ebenso leisten sie Bedeutendes auf dem Gebiete der Traumdeuterei. Gefährlicher schon ist das Treiben der Zigeuner bei der Schatzgräberei, mit welcher sie immer und immer wieder, man könnte fast sagen täglich, vermögende, aber beschränkte Leute, insbesondere auf dem Lande, zu betrügen wissen. Die Kniffe, welche sie bei dieser Schatzgräberei üben, sind fast immer dieselben. Es betritt z. B. ein Zigeuner ein Bauerngehöft, in welchem sich nur ein alter Bauer aufhält, weil die anderen, jüngeren Kräfte des Hauses sich bei den Feldarbeiten befinden. Der Zigeuner theilt unter einem Schwalle von

Redensarten dem alten Bauer mit, daß er sich in der Nähe aufhalte und schon seit einigen Nächten an einer Stelle des Gartens jenes dunkelblaue Licht über dem Erdboden schwebend gesehen habe, welches das Vorhandensein von Schätzen verrathe. In den meisten Fällen glaubt der erstaunte Besitzer des Gartens sofort an das Vorhandensein eines Schatzes, und nur selten hat es der Zigeuner noch nöthig, ihn durch unablässiges Schwatzen zu diesem Glauben zu bringen. Ebenso gern pflegt auch der Belogene bereit zu sein, sich des Schatzes zu bemächtigen, und mit ganz erstaunlicher Leichtfertigkeit vertraut er dem Zigeuner Kleidungsstücke, Geld und Lebensmittel an, welche dieser angeblich zur Ausführung des Zaubers bedarf. Am liebsten ist es dem Zigeuner aber, wenn der auf den Schatz lüstern gewordene Bauer eine größere Summe Geldes in einen Beutel einsiegelt, um diesen zusammen mit dem Zigeuner im Garten oder auch im Keller des Hauses zu vergraben; während des Vergrabens verwechselt nämlich der Zigeuner den Geldbeutel mit einem anderen ähnlichen, der mit Steinen oder Sand gefüllt ist, und wenn dann nach Wochen der betrogene Bauer den vermeintlichen Geldbeutel ausgräbt, der unterdeß unter der Erde alle unter ihm verborgenen Schätze angezogen haben soll, entdeckt er erst den Betrug, während der Zigeuner inzwischen über alle Berge ist.

Ja, es wird aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Fall erzählt, der fast unglaublich erscheint, trotzdem er aktenmäßig feststeht. Zu einem einsam zu Hause weilenden Bauern kommt ein Zigeuner und erzählt ihm

die alte Geschichte von dem Schatz, der im Keller lagere. Der Bauer wird lüstern auf den Schatz, und der Zigeuner erklärt sich bereit, denselben sofort zu heben. Er verlangt nur, daß der Bauer sich auf den Tisch setze, sich mit einem großen Betttuch behängen lasse und so lange dort sitzen bleibe, bis der Zigeuner wiederkäme und ihm das Betttuch abnehme. Unter keinen Umständen solle der Bauer das Betttuch lüften, weil ihm sonst von den beleidigten Geistern unermeßlicher Schaden zugefügt werden könne. Sollten die Hausgenossen zurückkehren, bevor der Zigeuner die bergende Hülle von dem Bauern entfernt hätte, so sollte dieser ihnen nur durch Grunzen und durch Brummen, und nicht durch artikulirte Rede antworten.

Der Bauer ließ sich auch wirklich bethören, nahm auf dem Tische Platz und wurde mit dem Betttuch verhängt. Der Zigeuner räumte nun mit seinen Genossen, die schon draußen auf dem Hofe gewartet hatten, aus dem Hause Alles, was einigermaßen Werth für sie hatte und nicht gerade niet- und nagelfest war, fort. Als die Familiengenossen des Bauern vom Felde nach Hause zurückkehrten, sahen sie sich nicht nur in der fürchterlichsten Weise bestohlen, sondern sie mußten auch in ihrem ersten Schrecken glauben, daß der Hausherr um den Verstand gekommen sei, weil dieser nicht unter dem Betttuch hervor wollte und auf alle ihre Fragen nur mit Brummen und Grunzen antwortete.

Die nächst gefährliche Art von Betrügerei, die von Zigeunern verübt wird, ist die Anwendung ihrer angeblichen übernatürlichen Kräfte bei der Behandlung er-

krankter Thiere und Menschen. Da auf dem Lande zumeist die Viehkrankheiten viel ernster genommen zu werden pflegen, als diejenigen der Menschen, so wollen wir uns zuerst mit der zigeunerischen Heilung der ersteren befassen. Auf diesem Gebiete sind die Zigeuner geradezu Meister des Betrugs. Sie nehmen in der That staunenerregende Heilungen erkrankter Thiere vor, die selbst Unbefangene verblüffen können, wenn sie nicht wissen, daß der Zigeuner vorher die angebliche Krankheit des Thieres selbst hervorgerufen hat. Sie bestreichen z. B. dem Rindvieh in unauffälliger Weise die Schnauze mit Fett, was bei dem Thiere einen solchen Ekel hervorruft, daß dasselbe die Annahme jeden Futters verweigert. Dieses Bestreichen mit Fett läßt sich sehr leicht auf dem Gehöfte von einem Zigeunerweibe ausführen, während die Anderen betteln oder sich in diebischer Absicht zerstreut haben. Nach einem oder zwei Tagen erscheint dann der Zigeuner und fragt nach krankem Vieh unter der gewöhnlichen Betheuerung, daß er selbst die schlimmsten Krankheiten zu beschwören vermöge, und wenn ihm dann das Thier vorgeführt wird, das schon seit mehreren Tagen das Fressen verweigert, so erklärt er sofort das Thier für behext und erbietet sich, dasselbe augenblicklich von dem bösen Zauber zu befreien und zum Fressen zu bringen. Er hat natürlich nur nöthig, dem Vieh das Fett unauffällig von der Schnauze zu wischen, worauf sich dasselbe, halb verhungert von dem langen Fasten, sogleich auf das ihm vorgeworfene Futter stürzt. Der Zigeuner oder die Zigeunerin werden reich beschenkt, um so mehr, als sich dieselben noch erbieten,

allerlei Zauber mit dem Vieh und den Stallungen vorzunehmen, damit demselben ferner kein anderer Zauber mehr schaden könne.

In anderen Fällen wird das Rindvieh dadurch lahm gemacht, daß ihm von den Zigeunern auf der Weide oder im Stalle kleine Steinchen zwischen die Klauen geklemmt werden, ja, es werden sogar Pferden Stecknadeln in die Fesseln gestochen, so daß diese vor Schmerz keinen Schritt mehr machen können, weil sie nicht ordentlich auftreten können. Mit der Entfernung der Steinchen oder der Stecknadel bewirkt dann der Zigeuner stets die sofortige Heilung, und der Landmann glaubt nun um so fester an seine übernatürliche Kraft.

Einträglicher für die Zigeuner, aber gefährlicher für die Betroffenen, weil es sich nicht nur um eine Betrügerei, sondern auch um eine schwere Schädigung der Gesundheit handelt, ist die Kurpfuscherei der Zigeuner gegenüber erkrankten Menschen. Es wird wohl noch Jahrzehnte oder länger dauern, bis in einem großen Theile des deutschen Volkes die thörichte Ansicht wenigstens abgeschwächt ist, daß ein Schäfer, eine weise Frau, ein Zigeuner oder irgend ein anderer Zauberkünstler bei Krankheiten des menschlichen Organismus mehr vermag, als tüchtige und gewissenhafte Aerzte, und so darf es uns auch nicht wundern, daß wir immer und immer wieder von Schwindeleien hören, welche Zigeuner dadurch ausführten, daß sie nach vorheriger genauer Auskundschaftung der Verhältnisse Familien vollständig aussogen, in welchem sich leidende Mitglieder befanden.

Besonders die Epilepsie ist — weil für die Wissenschaft in vielen Fällen unheilbar — eine von jenen Krankheiten, für welche sie ein Heilmittel zu besitzen vorgeben, ein Heilmittel, von dem sie selbst erzählen, daß es nicht auf einmal wirke, sondern daß es sehr oft zusammen mit Amuletten, Zauberei und anderen magischen Mitteln angewendet werden müsse, weil es sich eben um eine so schwere und fürchterliche Krankheit handle. Es ist vorgekommen, daß solche zigeunerische Heilkünstler mit ihren Familien Monate lang auf Kosten der Leute lebten, in deren Familien sie solche Heilungen vornehmen sollten, daß sie während dieser Zeit nicht nur die Lebensmittel zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt erhielten, sondern auch außerdem Geld und Kleidungsstücke erschwindelten und natürlich noch stahlen, so viel sie vermochten, um dann plötzlich zu verschwinden, wenn den abergläubischen Menschen die Augen endlich aufgegangen waren.

Trotzdem diese Schwindeleien stets veröffentlicht werden, gibt es doch noch Tausende von Menschen, welche an die übernatürliche Kraft der Zigeuner glauben, zumal wenn durch irgend einen Zufall eine Heilung gelungen ist, indem z. B. die Krankheit von selbst oder infolge anderer Medikamente nachließ.

So glaubt man auch in Deutschland allgemein an die Kraft der Zigeuner, Häuser vor Feuer schützen zu können, und wenn einmal bei einer Feuersbrunst zufälliger Weise durch gute Löschmaßregeln oder indem sich der Wind plötzlich drehte, ein Haus, das besonders gefährdet schien und früher von Zigeunern „festgemacht"

wurde, vom Feuer verschont wird, so haben in weitem Umkreise die Zigeuner in der nächsten Zeit freies Spiel, denn die Erhaltung des Hauses wird lediglich ihren Zauberkünsten zugeschrieben. Natürlich thun sie dieses Feuerfestmachen nicht umsonst, sondern sie lassen sich entweder in Naturalien, Kleidungsstücken oder in Geld ihre Kunst ordentlich bezahlen. Ist es doch schon vorgekommen, daß Ortsvorsteher in der Gemeinde Sammlungen veranstalteten, um dann das gesammelte Geld einem kundigen Zigeuner zu übergeben, der dafür das ganze Dorf gegen Feuersgefahr „festmachte".

Außer Betrügereien aller Art werden von den Zigeunern — wie schon erwähnt — auch Diebstähle, vor Allem Gelegenheitsdiebstähle verübt. Man kann von ihnen wirklich behaupten, daß sie sehr „ordnungsliebend" sind, weil sie nichts herumliegen sehen können, ohne es einzustecken, und wenn man einstmals von den Kosaken behauptet hat, daß sie Alles mitnähmen, außer Mühlsteinen und glühendem Eisen, so muß man von den Zigeunern sagen, daß sie Alles, selbst Mühlsteine und glühendes Eisen mit sich zu nehmen verstehen. Sie entfalten als Diebe eine ganz außerordentliche, taschenspielerische Geschicklichkeit und stehlen in ganz ungeheuerlicher Weise, weil sie stets in ganzen Banden auftreten und weil gewöhnlich jedes Mitglied der Bande, selbst jedes Kind, das noch nackt herumläuft, mitarbeitet. Infolge ihrer Gewandtheit und Uebung genügt ein Aufenthalt von fünf Minuten in einem Gehöft, um dasselbe vollkommen auszuplündern, wobei selbst jene kleinen Kinder, die erst wenige Jahre alt sind,

die auf dem Hofe herumlaufenden Hühner, Enten und Gänse erhaschen, ihnen den Hals umdrehen und sie bei Seite bringen. Ich habe selbst Gelegenheit genug gehabt, mich von ihrer Diebesfertigkeit und haarsträubenden Unverschämtheit zu überzeugen, weil ich im östlichsten Theile Deutschlands öfter mit ihnen zusammentraf.

Als Beispiel, mit welcher Unverschämtheit und Frechheit sie oft Diebstähle vollführen, will ich noch einen Fall erwähnen, der auch einen humoristischen Beigeschmack hat, und der sehr geeignet ist, die zigeunerische List beim Stehlen zu illustriren.

Vor mehreren Jahren klopfte es in später Abendstunde an das Haus eines Windmüllers, der mit seiner Familie und zwei Mühlknappen einsam auf freiem Felde neben der Windmühle wohnte. Draußen stand eine Zigeunerbande von etwa dreißig Köpfen, die mit der ganzen diesem Volke eigenthümlichen Zungenfertigkeit und unter schrecklichem Gejammer um Aufnahme für eine Nacht bat, weil die Großmutter des Haufens erkrankt sei. Den Müller rührte der Umstand, daß die alte Frau auf freier Straße sterben solle, dann dachte er auch daran, wie gefährlich es für ihn und die Seinen werden könnte, wenn er die Bitte der Zigeuner abschlüge, da sie sich in diesem Falle möglicher Weise durch Brandstiftung, Diebstahl und andere Gewaltthaten rächen würden. Er räumte ihnen daher das Stallgebäude zur Unterkunft für die Nacht ein, und sie dankten ihm mit einem ungeheuerlichen Wortschwalle; sie bettelten ihn noch um einige Lebensmittel an, dann begaben sich die Zigeuner zur Ruhe, d. h. es gab noch

Stunden lang in ihrem Quartier Geheul, Geschrei, Prügelei, Gekrächz und Gequiek, und lange vor Tagesanbruch wurde der Müller schon wieder aus dem Schlafe geklopft. Die Zigeuner erklärten ihm unter furchtbarem Geheul und Geschrei, daß die alte Großmutter in der Nacht gestorben sei, und daß man dringend eines Sackes bedürfe, um sie in diesem zu begraben. Der Müller konnte eine solche Bitte nicht wohl verweigern, und lieferte der trauernden Horde nicht nur einen Sack zur Einhüllung der Leiche, sondern fuhr auch die Todte auf seinem eigenen Wagen nach dem Walde, wo man sie begraben wollte. Als dort aber die Beerdigung vor sich gehen sollte, erhoben die Zigeuner ein so entsetzliches Trauergeheul, daß der Müller, von abergläubischer Furcht ergriffen, eiligst nach Hause zurückfuhr. Als er fort war, öffneten die Zigeuner den Sack und zogen aus diesem nicht die Großmutter, sondern das fetteste Schwein des Müllers, dem sie in der Nacht den Hals abgeschnitten und auf so originelle Weise durch den Eigenthümer selbst aus dem Hause geschafft hatten.

Wegen dieser mit so viel List in's Werk gesetzten Diebstähle und Betrügereien bleiben die Zigeuner bis auf den heutigen Tag kriminalistisch gefährlich, und sie werden es bleiben bis in alle Zeiten, denn zur Seßhaftigkeit, zu einem ordentlichen rechtschaffenen Lebenswandel werden sie kaum zu bringen sein. Es widerstrebt eben der Natur und dem Charakter der Zigeuner, ruhig auf einem Platze zu sitzen. Daher wird noch immer von der Polizei sehr energisch gegen die Zigeuner vorgegangen, zumeist werden

sie aufgehoben und über die Landesgrenze gebracht, um dann im Nachbarstaat wieder aufgegriffen und über die Grenze zurückgebracht zu werden, soweit sie nicht zu den Unterthanen des betreffenden Staates gehören.

Erwähnt mag hier noch werden, daß die Zigeuner selbst, um das Volk in seinem Glauben an ihre übernatürlichen und zauberischen Kräfte zu bestärken, über ihren Ursprung geflissentlich eine Sage verbreitet haben. Während nämlich die neuesten Forschungen bekunden, daß die Zigeuner aus Ostindien stammen und wahrscheinlich ein vertriebener Stamm niedrigster Kaste sind, während ihre Sprache und ihre Gebräuche deutlich genug auf ihr indisches Vaterland hinweisen, behaupten sie doch selbst, egyptischen Ursprungs zu sein, natürlich nur deshalb, weil Egypten seit uralter Zeit das Land der Geheimnisse gewesen ist, und weil sie vermuthen, daß man um so mehr an ihre übernatürlichen Künste glauben würde, wenn man sie für Abkömmlinge des alten Egyptens hält. Daß ihnen diese Absicht bis heute gelungen ist, beweist der allgemein verbreitete Aberglaube, den sie so gut auszunutzen verstehen.

Der Belagerungskrieg einst und jetzt.

Eine militärische Studie

von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Begründer der modernen Lehre vom Belagerungskrieg und zugleich auch einer der größten Festungsbaumeister aller Zeiten ist Sébastien le Prêtre de Vauban. Keiner verstand es in seinen Tagen gleich ihm, für uneinnehmbar gehaltene Festungen zu erbauen, Keiner verstand es wie er, ihren Fall herbeizuführen. Am 15. Mai 1633 zu St. Lèger de Fougeret in Burgund geboren, vollführte er seine ersten Kriegsthaten unter dem aufrührerischen Banner der Frondisten, trat aber 1653 als Ingenieuroffizier zur französischen Armee über. In all' den vielen Kriegen Ludwig's XIV. war er der Leiter der großen Belagerungen, nicht weniger als dreiundfünfzig Festungen eroberte er für Frankreich, während er zugleich die Städte des eigenen Landes in der von ihm erdachten und durchgeführten Art mit schirmenden Werken umgürtete. Als Marschall starb er am 13. März 1707.

Der Einfluß Vauban's auf den Festungsbau und die Belagerungskunst ging weit über Frankreichs Grenzen

hinaus und wirkt noch heute nach. Alle europäischen Staaten beeilten sich, das von ihm wenn nicht erfundene, so doch hochausgebildete Befestigungssystem der Aneinanderreihung einzelner Bastionen, die Vauban'sche „Bastionärtrace“, anzunehmen, allgemein aber wurde zugleich die Art des Vauban'schen Angriffs als die einzig zweckmäßige und wirksame angesehen und überall zur Anwendung gebracht. Da sie noch heute dem Festungskrieg zu Grunde liegt, so wollen sie wir wenigstens in ihren Hauptzügen schildern.

Vauban war der Erste, der den Angriff auf Festungen in eine bestimmte Form brachte, der diejenige Methode erfand, die man jetzt als „förmlichen“ Angriff bezeichnet, und bei welcher alle Mittel der Ingenieurtechnik, verbunden mit einer zweckmäßigen Artillerieverwendung, den schließlichen Sturm vorbereiten. Das Alterthum und auch das Mittelalter kannte eine derartige Belagerungsweise gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maß; wir finden allerdings schon sehr früh, lange vor Erfindung des Pulvers, höchst kunstvolle Belagerungsmaschinen, Sturmböcke und mächtige Steinschleudern (Ballisten und Katapulten), wir finden schon bei den Römern hölzerne Deckungen, welche allmählig der Mauer genähert werden, und wir finden später die Anwendung von Minen, aber nie das systematische Zusammenwirken aller Mittel zum gemeinsamen Zweck, das allmählige, aber sichere Vorschreiten des Belagerers gegen die Vertheidigungswerke.

Vauban begann seinen Angriff mit der Absperrung und Einschließung der Festung, und wählte dann nach sorgfältiger Rekognoszirung denjenigen Theil derselben,

der ihm der schwächste schien, als eigentliche „Angriffsfront" aus. Dieser gegenüber sammelte er zunächst in großen „Parks" all' das mannigfache Material für die weitere Thätigkeit des Ingenieurs und des Artilleristen: Handwerkszeug, Faschinen und Schanzkörbe, Geschütze und Munition an, und suchte dann den Gegner von der „ersten Artillerie-Aufstellung" aus durch Geschützfeuer zu erschüttern, zur Aufgabe des Terrains vor den Werken zu zwingen. Gleichzeitig wurde zur Sicherung dieser Batterien, wenn möglich in einer dunklen Nacht, „die erste Parallele" überraschend ausgehoben. Es ist dies eine starke, wallähnliche Deckung für die vorgeschobene Infanterie, welche die Angriffsfront halbkreisförmig umfaßt und von der aus nach rückwärts tiefeingeschnittene Laufgräben die Verbindung mit dem Belagerungscorps herstellen.

War dadurch die Grundlage für das weitere Vorgehen geschaffen, so wurden die Batterien weiter vorgeschoben und begannen nun, die einzelnen Theile der feindlichen Front unter ein scharf geregeltes Feuer zu nehmen. Die eine Batterie mußte z. B. die Geschütze auf den Wällen zum Schweigen bringen, eine andere die Wälle der Länge nach bestreichen, eine dritte die ganze Front mit Mörserfeuer überschütten, eine vierte möglichst das Mauerwerk an der Stelle, an welcher die Bresche für den Sturm geplant war, zerstören. In zickzackförmigen „Approchen", Laufgräben, die an jeder Stelle gegen das feindliche Feuer Deckung gewähren, geht dann von der ersten Parallele der Ingenieur weiter vor, bis er halbwegs zur Festung eine neue Infanterieposition in der „zweiten Pa-

rallele" ausheben kann. Wieder werden die Geschütze nachgezogen, wieder schieben sich die Approchen sorgfältig gedeckt gegen das Glacis vor, noch eine „dritte Parallele" entsteht, von der aus sich dann meist der „Minenkrieg" zu entwickeln beginnt. In unterirdischen Gängen arbeitet der Sappeur sich langsam bis an den Grabenrand, vernichtet die feindlichen Minengänge und sucht endlich die Grabenmauern durch Sprengung zu zerstören, indessen der Angreifer oberirdisch bis zum Glacis dringt, es mit einer letzten Infanterie- und, wenn noch nöthig, auch Artilleriestellung „krönt". Von hier aus wird die Bresche vollendet, die letzten noch kampffähigen Geschütze des Vertheidigers werden zum Schweigen gebracht, schließlich steigt der Angreifer mit kunstvoll gedecktem „Grabenniedergang" in die Tiefe. Die Sturmkolonnen brechen, sobald die Bresche „gangbar" ist, hervor, breiten sich aus und schlagen etwaige feindliche Reserven zurück: die Festung ist genommen.

Es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß diese planmäßige Angriffsart eine sehr sichere und mit verhältnißmäßig geringen Verlusten verbundene ist. Vauban konnte nicht ganz mit Unrecht behaupten, daß er den Tag des Sturmes bereits mit ziemlicher Gewißheit im Voraus zu berechnen vermöge, sobald er die Rekognoszirung der Festung vollendet hätte — eine Behauptung, die aber freilich nur dann voll zutraf, wenn der Angreifer über die große Erfahrung, den scharfen Blick und die rastlose Energie eines Vauban verfügte, und wenn der Leiter der Vertheidigung andererseits ein Mann der Mittelmäßig-

keit war. Außerdem hat der streng durchgeführte Vauban'sche Angriff den sehr wesentlichen Nachtheil, daß er ungemein langsam zum Ziel führt. Zeit ist aber gerade im Kriege ein höchst kostbares Gut.

Allmählig machte sich daher gegen die genaue, schrittweise Durchführung der von dem großen Franzosen eingeführten Methode ein gewisser Rückschlag bemerkbar. Man erkannte ihr zwar in der Theorie ihre volle Berechtigung nach wie vor zu, man sah sie immer noch als die Grundlage der Belagerungskunst an, aber man versuchte doch, sie in der Praxis abzukürzen und zu vereinfachen. Die Vervollkommnung der Angriffsartillerie ermöglichte dies, die eingreifenden Veränderungen in der Befestigungskunst machten es zur unbedingten Nothwendigkeit. Während es sich ehedem im Wesentlichen um die Erstürmung des eigentlichen Stadtkerns, der Enceinte, handelte, und vorgeschobene Werke von größerer Stärke sich nur selten dem Angreifer entgegenstellten, gewannen die letzteren jetzt immer höhere Bedeutung, sie wurden immer selbstständiger und widerstandsfähiger, bis sie sich endlich — hauptsächlich nach dem Muster preußischer Befestigungen — zum Range kleiner Festungen für sich erhoben, die ihrerseits wieder einen förmlichen Angriff nothwendig machten. Alle größeren Festungen der Neuzeit sind mit einer vollständigen Kette derartiger „detachirter Forts“ umgeben, die sich meist gegenseitig unterstützen können und mit all' den reichen Mitteln moderner Ingenieur- und Artillerietechnik ausgestattet sind; oft weit — 6 bis 10 Kilometer — vor die Stadtenceinte vorgeschoben, bilden sie eine äußere Vertheidigungslinie,

die der inneren, der Vertheidigung des eigentlichen Kerns, an Bedeutung fast stets überlegen sein wird. Zugleich hat die flüchtige Verstärkung und Vermehrung der vorhandenen Werke durch Erdarbeiten unmittelbar vor oder noch während der Belagerung der modernen Ingenieurkunst ein ergiebiges Mittel geliefert, die Widerstandsfähigkeit einer Festung zu erhöhen und zu verlängern: es war vor Allem der russische General v. Todleben, der im Krimkrieg bei der Belagerung von Sebastopol bewies, was eine energische Vertheidigung durch ihre ausgedehnte Anwendung leisten könne. Sebastopol war, als die Engländer und Franzosen im September 1854 auf der Krim landeten, eine keineswegs starke Festung, die Werke waren im Gegentheil recht unvollkommen und standen durchaus nicht auf der Höhe der modernen Wissenschaft, die Besatzung war wenig zahlreich, der Gegner weit überlegen — trotzdem gelang es dem Leiter der Vertheidigung, den Fall der Festung bis in den Herbst 1855 hinauszuschieben, und zwar gerade einem Angriff gegenüber, der sich im Wesentlichen an die von Vauban gegebenen Formen anklammerte. Es ist heute bekannt, daß Sebastopol, als die Verbündeten vor seinen Mauern erschienen, aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen kühnen Handstreich zu nehmen gewesen wäre, und erst allmählig durch die rastlosen Arbeiten der Russen jene Stärke erlangte, welche die Belagerung so denkwürdig macht.

Diese Erfahrung mußte zu der Erwägung führen, daß der umständliche förmliche Angriff nur eine Ausnahme sein, daß man ihn nicht als Regel, sondern nur als ein

Hilfsmittel für den Fall ansehen müsse, wenn andere Mittel, eine Festung zur Uebergabe zu zwingen, voraussichtlich vergeblich sein würden. Wir sehen daher im Jahre 1870 die deutsche Heeresleitung den förmlichen Angriff im Allgemeinen verschmähen oder ihn doch nur theilweise und in freier, von Vauban's Vorschriften mehr oder minder unabhängigen Form anwenden. Es kam eigentlich nur bei Belfort und vor Straßburg zu einem wirklichen Vorgehen mit Parallelen und Approchen, auch bei diesen beiden Belagerungen wurde der schließliche Erfolg aber hauptsächlich durch die überlegene deutsche Artilleriewirkung erzwungen, ohne daß ein Sturm nöthig geworden wäre. Die Mehrzahl der französischen Festungen wurde durch ein starkes Bombardement überwältigt, durch eine heftige Beschießung mit weittragenden Geschützen, die mindestens ebenso sehr auf die Bevölkerung der Städte, als auf die Besatzung und die Werke berechnet war, also hauptsächlich durch den moralischen Eindruck wirken sollte. Breisach, Montmédy, Diedenhofen, Mézières, la Fère, Peronne, Toul und Longwy fielen so überraschend schnell in deutsche Hände.

Wesentlich anders lagen die Verhältnisse bei Metz und Paris. Beides waren sehr starke Festungen, beiden gegenüber versprach ein bloßes Bombardement, wenn es nicht mit ganz gewaltigen Mitteln in's Werk gesetzt wurde, nur sehr geringen Erfolg, der förmliche Angriff aber hätte voraussichtlich bei der Zahl und Stärke der Außenwerke und den großen Besatzungen nur sehr langsam zum Ziele geführt und zudem ungemeine Opfer erfordert. Auf der

anderen Seite rechnete man deutscherseits darauf, daß beide Festungen nur ungenügend verproviantirt sein könnten, man glaubte annehmen zu dürfen, daß bald Mangel an Lebensmitteln eintreten würde, und entschloß sich daher, Metz sowohl wie Paris lediglich eng einzuschließen. Es ist bekannt, in welch' außerordentlich geschickter Weise diese „Cernirungen" ausgeführt, wie beide Städte so fest umschlossen wurden, daß Luftballons und Brieftauben ihre einzigen Verbindungsmittel mit dem Lande bildeten; es ist weiterhin noch in frischer Erinnerung, daß alle Ausfälle und Durchbruchsversuche der eingeschlossenen Heere an den gutgewählten deutschen Vertheidigungsstellungen und vor Allem an der Tapferkeit unserer Truppen scheiterten. Auch gingen die allgemeinen Voraussetzungen der deutschen Heeresleitung Metz gegenüber völlig in Erfüllung: die jungfräuliche, noch nie eroberte Veste mußte bereits am 27. Oktober 1870 kapituliren.

Nicht so günstig verliefen die Dinge vor Paris. Es zeigte sich, daß man die Verproviantirung der riesigen Metropole unterschätzt hatte, daß Paris eine ungeahnte Fülle eigener Hilfsmittel in sich barg, die Belagerung zog sich weit mehr in die Länge, als man gehofft hatte. Schließlich entschloß man sich denn auch hier zum Bombardement, dessen Wirkung bei der Größe der bisher in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesenen Aufgabe allerdings den Erwartungen nicht ganz entsprach, aber in Verbindung mit der gleichzeitig auftretenden Noth zu der am 28. Januar erfolgten Uebergabe führte.

Wenn wir unsere Erfolge gegenüber den französischen

Festungen aber als Grundlagen für die weitere Ausbildung des Belagerungskrieges betrachten, wenn wir aus ihnen Lehren ziehen wollen, so dürfen wir nicht übersehen, daß sie denn doch unter für uns ganz besonders günstigen Umständen errungen wurden. Frankreichs Festungen waren keineswegs nach modernen Prinzipien gebaut, das Mauerwerk der Gräben, die Kasematten zeigten sich für unsere vortrefflichen Geschütze fast überall leicht erreichbar und die überraschend schnelle Wirkung des Bombardements muß darauf zurückgeführt werden, daß es in allen Festungen an genügenden bombensicheren Räumen für Material und Besatzung fehlte. Die feindliche Artillerie war der unseren nicht ebenbürtig, so daß der Geschützkampf sich überall bald zu ihrem Nachtheil entschied. Derartige Verhältnisse werden in Zukunft so leicht nicht wiederkehren, am wenigsten würden sie uns begünstigen, wenn wir noch einmal die Sicherstellung unserer Errungenschaften von 1870/71 erkämpfen müßten. Frankreich hat seit dem letzten Feldzug seine Landesbefestigung in wahrhaft großartiger Weise umgestaltet, und es ist zweifellos, daß der Festungskrieg der Zukunft äußerst schwierige Aufgaben an den Belagerer stellen wird, so daß man wirklichen Festungen gegenüber in gewisser Weise auf den alten förmlichen Angriff immer noch wird zurückgreifen müssen. Der Unterschied gegen früher dürfte aber darin liegen, daß das Verfahren möglichst abgekürzt wird, und daß anstatt dem Ingenieur weitaus die Hauptrolle dem Artilleristen zufällt.

Die Belagerungen der Zukunft werden aller Voraussicht nach gewaltige Artilleriekämpfe zwischen Angreifer

und Vertheidiger sein. Ingenieur und Infanterist werden in der Deckung der Batterien ihre wichtigste Aufgabe suchen müssen, damit diese die Niederkämpfung der feindlichen Artillerie bis zum letzten Geschütz und dann, wenn es wirklich noch nöthig sein sollte, die Eröffnung des Weges in die Werke bewirken können. Welchen Umfang derartige Artilleriekämpfe aber annehmen müssen, das erhellt schon allein daraus, daß es sich wohl nie mehr um den Angriff auf ein Werk, sondern jetzt auf mehrere Forts zu gleicher Zeit handeln wird, und daß diese Forts wiederum nicht allein die Last der Vertheidigung tragen, sondern immer beim Kampf durch zahlreiche zwischen ihnen aufgeführte Batterien schwersten Kalibers unterstützt sein werden. Vor dieser Linie von Forts und Zwischenbatterien spielt sich sicher dereinst der entscheidende Kampf ab, seltener als früher wird es, wenn hier die Widerstandskraft des Gegners sich erschöpft hat, noch zu einem Angriff auf die Stadtenceinte kommen. Eine größere Zahl moderner Festungen entbehrt ja überhaupt bereits jetzt der eigentlichen Stadtumwallung ganz, der ganze große Aufwand an Ingenieurkunst und Artillerietechnik ist jener vorderen Linie zugute gekommen, in deren Befestigung in neuester Zeit ganz besonders das Eisen eine wichtige Rolle zu spielen beginnt. Denn weil die Wirkung der Angriffsartillerie heute eine so furchtbare ist, daß Mauerwerk und Erde ihr allein nicht mehr genügenden Widerstand entgegenstellen können, hat man zu Batteriepanzerungen und Panzerthürmen greifen müssen, um wenigstens einzelne

Geschütze noch bis in die letzten Phasen des Kampfes hinein gefechtsfähig zu erhalten.

Der Angriff auf große moderne Festungen ist also unleugbar ein schwierigerer geworden. Eine andere Frage ist jedoch, ob man gerade unter Berücksichtigung dieses Umstandes geneigt sein wird, die gewaltigen Opfer an Zeit, Menschen und Material ohne die zwingendste Nothwendigkeit auf den Belagerungskrieg zu verwenden, ob man sich nicht auf den energischen Angriff gegen die wichtigsten Plätze beschränken will, vor Allem auf solche, welche die Haupteisenbahnlinien sperren und nicht durch Feldbahnen zu umgehen sind. Nicht die Festungen an sich sind ja die Zielpunkte eines Feldzuges, sondern das Wichtigste in jedem Kriege ist und bleibt die Zertrümmerung der feindlichen Feldarmee in der Schlacht: es ist deshalb durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man die Mehrzahl der festen Plätze nur einschließen, vielleicht nur mit möglichst geringen Kräften beobachten wird. Schon die Unterbrechung der nach ihnen führenden Eisenbahnen genügt heute, um sie in gewisser Weise zu isoliren, mit der Zerstörung der ersteren sind ihnen die Zufuhrlinien abgeschnitten. Man wird auch nicht sonderlich zu fürchten brauchen, daß diese nur leicht cernirten Festungen die rückwärtigen Verbindungen der eigenen Armee in größerem Umkreis durch kühne Streifzüge stören könnten. In der Theorie nehmen sich ja derartige Unternehmungen sehr schön aus und erscheinen auch nicht allzu schwer ausführbar, die Kriegsgeschichte lehrt aber, daß sie äußerst selten

versucht und noch seltener, ja fast nie geglückt sind. Es ist eine uralte Erfahrung, daß eine Festung ihre Besatzung wie mit magnetischer Kraft an sich fesselt, und daß das schwächste Beobachtungscorps genügt, die Unternehmungslust der Kommandanten auf das geringste Maß zu beschränken.

Eine besondere Berücksichtigung verlangt jedoch die eigenartige Form von Befestigungen, mit welchen unser westlicher Nachbar seine ganze Grenze umgürtet hat: die Sperrforts nämlich. Es sind dies bekanntlich kleinere, aber sehr stark ausgeführte, mit reichem Artilleriematerial versehene Werke, welche so ziemlich alle Einmarschstraßen unmittelbar sperren. Jeder Feind, der in Frankreich eindringen will, hat mit denselben zu rechnen, und ist wohl oder übel gezwungen, mindestens einige von ihnen mit möglichster Beschleunigung zu erobern. Ein gänzliches Außerachtlassen derselben ist in diesem Falle ebenso unmöglich, wie ein langsamer, bedächtiger, förmlicher Angriff.

Sollte es daher früher oder später zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland kommen, so wird sich vor diesen Sperrforts voraussichtlich eine ganz neue Form des Belagerungskrieges entwickeln. Der Angreifer wird, koste es, was es wolle, die Wegnahme in der allerkürzesten Zeit erzwingen. Man kann sich die Durchführung eines derartigen Angriffs etwa in der Weise denken, daß zunächst reich mit Munition versehene Infanterielinien möglichst nahe an das feindliche Werk herandrängen, sich in flüchtigster Weise einigermaßen eingraben und das Fort

in allen seinen Theilen mit andauerndem heftigen Gewehrfeuer förmlich überschütten werden. Jede einzelne Walllinie, jede Scharte wird dabei besonders bedacht werden. Währenddessen geht ein starker Belagerungstrain, aus nicht allzu schweren Geschützen mit großer Treffähigkeit zusammengesetzt, in Stellung, und entwickelt dem Fort gegenüber ein weit überlegenes Feuer. Dabei müssen so viele Geschütze in Thätigkeit gebracht werden, als die räumlichen Verhältnisse überhaupt erlauben, denn von der möglichst kurzen, aber gewaltigen Wirkung des Artilleriefeuers hängt allein der Erfolg ab; es soll nicht nur die feindlichen Geschütze zum Schweigen bringen, es soll nicht nur der gegnerischen Besatzung den Aufenthalt auf dem Wall zur Unmöglichkeit machen und dieselbe moralisch gänzlich brechen, sondern es soll auch die wichtigsten bombensicheren Räume mindestens gefährden, das ganze Fort mehr oder minder in einen Schutthaufen verwandeln. Alles dies kann nur durch wirkliches Massenfeuer erreicht werden. Bei der Bauart der Forts läßt sich indessen, einen energischen Kommandanten vorausgesetzt, annehmen, daß auch jener scheinbare Schutthaufen noch Widerstandskraft besitzen wird: es wird dem Vertheidiger immer noch gelingen, das eine oder andere bisher zurückgezogene Geschütz im entscheidenden Moment zur Thätigkeit zu bringen, in dem einen oder anderen Schutzraum eine letzte noch kampfesmuthige Reserve sich zu erhalten, die schließlich dem eigentlichen Sturm entgegentreten kann. Dieser Sturm wird daher gewiß nicht ohne schwere Opfer durchzuführen sein, zumal sich kaum voraussetzen läßt, daß das Artillerie-

feuer bei der Kürze der Zeit eine wirkliche Bresche gelegt hat — die Opfer müssen aber um des Zweckes willen gebracht werden.

In neuester Zeit hat man vielfach große Erwartungen auf die Verwendung der furchtbaren modernen Explosivstoffe (Dynamit, Roburit u. s. w.), welche sowohl das gewöhnliche Schießpulver wie die Schießbaumwolle erheblich an zerstörender Kraft übertreffen, gesetzt, um mittelst gegen die Festungswerke geschleuderter, mit solchen Stoffen gefüllter Bomben dieselben in kurzer Zeit zu vernichten. Auch die deutsche Heeresverwaltung hat der Benutzung solcher Explosivstoffe ihre Aufmerksamkeit zugewandt und sowohl Versuche damit machen lassen, als auch bei der Errichtung neuer Festungswerke dieselben möglichst gegen die Wirkungen derartiger Bomben zu sichern gesucht. In Frankreich hat man sehr kostspielige Versuche mit dem sogenannten Melinit, einer Art Pikratpulver, angestellt, die aber bald aufgegeben werden mußten, da sich ergab, daß die damit gefüllten Bomben durch Zerspringen in oder vor dem Geschütz leicht den eigenen Mannschaften verhängnißvoller werden können, als dem Feinde. Ueberhaupt stellt die große Gefährlichkeit der Benutzung bisher der artilleristischen Verwendung jener unheimlichen Mischungen noch ziemlich enge Grenzen. Es scheint freilich das unlängst von dem Lieutenant Zalinski in Amerika erfundene pneumatische Dynamitgeschütz einen nicht unbedeutenden Fortschritt in dieser Beziehung darzustellen und für die Belagerungs- wie die Küstenartillerie mit großem Vortheil anwendbar zu sein, doch wird man erst noch das

Resultat weiterer Versuche abwarten müssen, ehe sich darüber ein maßgebendes Urtheil fällen läßt.

Ueberblicken wir nun zum Schluß noch einmal die ganze Entwickelung der Belagerungskunst seit Vauban, so sehen wir überall das Streben nach Vereinfachung, nach Zeitgewinn hervortreten. Das Verfahren ist gewaltsamer geworden — ob blutiger, ist aber sehr fraglich. Scheinbar liegt allerdings ein Vorzug der Vauban'schen Angriffsart darin, daß sie die Deckung von Personal und Material in allen Phasen mit äußerster Sorgfalt anstrebt, aber die Verluste einer langen Belagerung laufen, wenn man die bei jedem Belagerungscorps durch Krankheiten hinzukommenden Abgänge mit einrechnet, leicht zu einer solchen Höhe auf, daß der gewaltsamere Angriff der Neuzeit wahrscheinlich sogar geringere Opfer erfordert. Schnelle Entscheidungen fördern aber vor Allem auch den Gesammtverlauf jedes Feldzugs, und wir müssen einen der wesentlichsten Vorzüge der modernen Kriegführung darin sehen, daß sie die sich endlos hinschleppenden Kämpfe früherer Zeiten unmöglich gemacht hat. Die schnelle Aufeinanderfolge der Entscheidungen, die Kürze unserer letzten Kriege erspart den Völkern unsägliches Elend; jede rasch verlaufende Krankheit ist leichter zu ertragen, als ein schweres chronisches Leiden.

Mannigfaltiges.

Ein deutscher Trinker. — Die Edlen von Schweinichen sind immer berühmte Trinker gewesen, ebenso wie der Stammvater des Geschlechts, der seinen Namen von der Fürstin Libussa empfing, als er der schönen Frau auf der Jagd einen wüthigen Eber zu Füßen gelegt hatte. Jener Schweinichen hatte nun einmal bereits vier Stunden weidlich gezecht und seinen zahlreichen Gästen auf Schloß Töpel brav Bescheid gethan, als ihn ein prahlerischer Pole zu einem Wetttrunke herausforderte. Schweinichen ging darauf ein, setzte tausend Dukaten, der Pole dagegen seine sechsspännige Equipage. Nun trank Ersterer zwanzig Flaschen Ungarwein, was sein Widerpart mit vielem Gleichmuth sofort nachthat. Hierauf ließ der Schloßherr einen Pferdeeimer holen, füllte ihn bis zum Rande mit altem Rheinwein und goß den ganzen Eimer bis auf die Nagelprobe hinter die Binde. Er erhob sich dann und bot den wiedergefüllten Eimer seinem Gegner zum Nachkommen an. Dem Polen aber grauste davor und er wich sich bekreuzigend von dannen, seinen mit sechs Schimmeln bespannten Wagen als Kampfpreis zurücklassend. Ein in Holz geschnittenes Bild hat diese Begebenheit verewigt und hängt heute noch im Schlosse zu Motschelwitz. v. d. S.

Ein Zeichen von oben. — Der bekannte Komponist Auber erzählte einst einen rührenden Vorfall bei Gelegenheit seiner ersten Kommunion. Es war in seiner Vaterstadt Caën ein schöner Glaube herrschend, daß das Gebet des jungen Christen bei seiner ersten Abendmahlsfeier stets in Erfüllung ginge. Der Erzähler nun hatte seinem Gotte die innige Bitte vorgelegt, ihn entweder

zu einem tüchtigen Manne zu machen oder an dem feierlichen Tage selbst sterben zu lassen. Nach der heiligen Handlung am Nachmittage stieg der Knabe hinauf in den Glockenthurm, um dem Glöckner zuzusehen; da plötzlich löste sich einer der riesigen Deckenbalken und schmetterte krachend dicht bei den Schläfen des jungen Zuschauers nieder, welcher denn auch sogleich wie todt umfiel. Aber gegen Erwarten der ganz entsetzt Umherstehenden erholte er sich wieder, griff nach dem noch schmerzenden Kopfe, den der Balken nur gestreift hatte, und sagte dann matt lächelnd: „Der liebe Gott will noch einmal einen ordentlichen Menschen aus mir machen, sonst läge ich jetzt todt vor Euch; verlaßt Euch darauf." Und so geschah es, die Werke des nachmaligen Komponisten erfreuen noch heute unser Herz und Ohr. F. v. L.

Bunte Diamanten. — Im Schatze des russischen Zaren befindet sich ein rubinrother Diamant, welcher beim Ankauf nicht weniger als 100,000 Rubel gekostet hat. Wäre er farblos, so würde er, da er nur zehn Karat wiegt, kaum den zehnten Theil werth sein. Kurfürst August der Starke von Sachsen erwarb einen grünen Diamanten für die Summe von 60,000 Dukaten. Wenn dieser kostbare Edelstein seine herrliche Farbe verlöre, würde Niemand mehr so viel Mark dafür zahlen, als er Dukaten gekostet, obwohl man für wenige Pfennige mehr von dem Farbstoff kaufen kann, als der Stein enthält. Noch theurer aber ist ein blauer Diamant, der sich im Besitze eines Londoner Finanzmannes befindet. Derselbe hat die Größe einer kleinen wälschen Nuß und wiegt vierundvierzig Karat; in farblosem Zustande würde er etwa 600,000 Mark werth sein, während das bischen Farbstoff, das ihm eigen ist, seinen Werth auf weit über zwei Millionen Mark erhöht. — tt —

Aus Grévy's Leben. — Der jüngst zurückgetretene Präsident der französischen Republik ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Billardspieler und pflegte seiner Zeit, vor seiner Uebersiedelung in

den Elyséepalast, täglich in einem Café in der Nähe des Palais Royal mit einem recht achtbar aussehenden älteren Herrn einige Parthien Billard zu spielen. Erst als Grévy durch seine neue Stellung genöthigt wurde, diese täglichen Besuche im Café einzustellen, erkundigte er sich nach Namen und Stellung seines bisherigen Partners und erfuhr, daß derselbe Küster einer benachbarten Kirche wäre. Nachdem der Präsident das Elysée bezogen und sich daselbst von dem Vorhandensein eines wohleingerichteten Billardzimmers überzeugt hatte, glaubte er als „erster Bürger im Lande der Gleichheit" es sich nicht versagen zu dürfen, seine Bekanntschaft aus dem Kaffeehause in das Elysée zu einer Parthie Billard einzuladen. Der Bescheid des „streng legitimistischen" Küsters, eines starren Anhängers der Familie Orleans, war mit echt gallischer Malice gewürzt, denn seine lakonisch ablehnende Antwort lautete: „Ich spiele nicht mit republikanischen Präsidenten." — Vielleicht nehmen die alten Partner jetzt ihr Spielchen wieder auf. R.

[Wie man in die Weltgeschichte kommt, erklärte der im März 1886 verstorbene Schriftsteller O. v. Corvin in seiner Weise folgendermaßen: Schiller hat sich hineingedichtet, Hegel hineingedacht, Luther hineindisputirt, Gellert hineingefabelt, Blücher hineingefochten, Dominikus hineingebettelt, Herostrat hineingebrannt, Hecker hineingewühlt, die Jenny Lind hineingesungen, die Taglioni hineingetanzt, Schill ist hineingefallen, Wallenstein hineingespießt worden, Gagern hineingewählt, Humboldt ist hineingereist, Green hineingeflogen, Franklin hineingesegelt, Dr. Jenner hat sich hineingeimpft, Dr. Zimmermann hineingegrübelt, Dase hineingerechnet, Paganini hineingegeigt, Gambrinus hineingetrunken, Cartouche hineingestohlen, Cagliostro hineingeschwindelt, Talleyrand hineingelogen u. s. w. Kl.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.